

Österreichische Erinnerung an Tirpitz.

Eine unterbliebene Aktion gegen Portugal.

Wien, 13. März.

Der Tod des Großadmirals von Tirpitz hat auch bei den noch lebenden politischen und militärischen Führern der alten österreichisch-ungarischen Monarchie viele Erinnerungen an den einstigen Schöpfer der deutschen Flotte wachgerufen. In der Zeit des großen Krieges bestanden zwischen Tirpitz und dem österreichisch-ungarischen Armeekommando begreiflicherweise sehr enge Beziehungen, aber es kam dabei doch auch wiederholt zu mehr oder minder starken Reibungen, da man sich in Wien nicht immer bereit zeigte, den Wünschen Tirpitz' ohne weiteres zu entsprechen. Man war hier, zumindest im Anfang, in den entscheidenden Fragen der Strategie immer ein Anhänger der vorsichtigeren Methoden gewesen, die seit den Tagen Radetzky's zu einer Art Tradition geworden waren, und man brachte oft wenig Verständnis für manche noch so dringend erhobene Forderungen der deutschen Führung auf. Das mußte natürlich wieder in Berlin verstimmen, und der Eindruck solcher Unzufriedenheit kam am deutlichsten zum Ausdruck, als Kaiser Franz Josef, Generalfeldmarschall Erzherzog Friedrich und Generalstabschef Conrad von Hötzendorf es übereinstimmend ablehnten, die deutschen Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ bei ihrem Durchbruch durch die feindliche Mittelmeerflotte zu unterstützen. Tirpitz wollte damals, daß die österreichisch-ungarische Eskader den deutschen Schiffen zu Hilfe eilen soll, um ihnen die Fahrt in die Dardanellen zu erleichtern, und sein Plan war, dann auch die österreichischen Schiffe in den türkischen Kriegshäfen zu belassen. Vielleicht ahnte Tirpitz zu der Zeit schon die weitere Entwicklung der Ereignisse. In Wien aber fand er mit seinen Prophezeiungen wenig Verständnis und sein Vorschlag wurde als völlig undurchführbar

abgelehnt. Man hatte sich übrigens später in Wien auch nur sehr zögernd zu einem Beitritt zur deutschen Unterseekriegführung verstanden, und als Tirpitz schließlich die Verschärfung des U-Boot-Krieges durchsetzen konnte, verweigerte Kaiser Karl noch lange Zeit seine Zustimmung, wobei er übrigens durch seine Umgebung und nicht zuletzt durch seine Großmutter, die Erzherzogin Maria Theresia, die gleichzeitig die Tante der Kaiserin Zita war, sehr lebhaft unterstützt wurde.

Bei einer späteren Gelegenheit trat dann allerdings die gleiche Erzherzogin Maria Theresia — ihr Name ist in den letzten Tagen im Zusammenhang mit dem noch unaufgeklärten Verkauf des Napoleonischen Brillantschmuckes in Amerika oft erwähnt worden — vollkommen auf die Seite des deutschen Großadmirals und sie versuchte ihren ganzen Einfluß durchzusetzen, um den Kaiser und die österreichisch-ungarische Seeresleitung für seine Idee zu gewinnen. Der frühere österreichisch-ungarische Generalmajor v. Borner berichtet über den Plan einer Unternehmung gegen die portugiesische Küste, den damals in Wien der verstorbene deutsche Abgeordnete Erzberger im Auftrag Tirpitz' propagierte. Die Absicht war, daß eine ausgewählte Schar deutscher Mannschaften und portugiesischer, mit den Verhältnissen gut vertrauter Emigranten mit den entsprechenden Kampfmitteln unter Benützung einer Unterseebootflottille an der nördlichen Küste Portugals gelandet werden. Da die breiten Massen des portugiesischen Volkes zu der Zeit gegen die Teilnahme Portugals am Kriege waren, rechnete man damit, daß ein solches militärisches Eingreifen einen gewissen Erfolg versprechen müßte. Dabei scheinen allerdings auch dynastische Rücksichtnahmen eine starke Rolle gespielt zu haben. Der letzte König Portugals aus der weiblichen Linie des Hauses Bra-

ARBEITSTRÄGER FÜR
DOKUMENTATION

(1898) T80938AT

OEPN.E.MN :DAT

SF

ganza, Manuel, hatte in der ersten Kriegszeit infognito in Wien geweilt und im Hause der Erzherzogin Maria Theresia war es zu einer Ausöhnung mit dem Herzog Dom Miguel, einem Bruder Maria Theresias, gekommen, der zugunsten Manuels auf alle Thronansprüche verzichtete. Das führte dann zu einer Versöhnung der damals noch gespaltenen portugiesischen Monarchisten und man scheint gehofft zu haben, mit dieser Aktion Manuel seinen verlorenen Thron wiedergeben zu können, wofür sich Manuel natürlich dankbar gezeigt hätte. Erzberger ersuchte über Wunsch Tirpitz' die Erzherzogin im besonderen auch um die Freigabe eines in der österreichisch-ungarischen Armee an der russischen Front dienenden Offiziers portugiesischer Abstammung für die geplante Expedition. Generalmajor v. Borner erzählt nun, wie er sich über Aufforderung der Erzherzogin an den Chef des Generalstabs Conrad von Hözendorf wenden mußte, der bis dahin von der ganzen

im Berliner Auswärtigen Amt vorbereiteten Angelegenheit nichts gewußt hatte. Conrad v. Hözendorf lehnte ab. Er könne, so antwortete er, die Enthebung von Offizieren zum Zwecke einer ausländischen Mission ohne Einwilligung des Kaisers nicht veranlassen und er fügte, sichtlich verstimmt, bei: „Ich bin übrigens über die ganze Angelegenheit nicht orientiert — auch von deutscher Seite nicht...“ Zur Durchführung des Planes ist es dann nicht gekommen. Generalmajor v. Borner meint, man wäre in Berlin kühler geworden, als die erwartete rege Förderung der Aktion durch das österreichisch-ungarische Armeekommando ausgeblieben war. Allerdings hatte zur gleichen Zeit auch die deutsche U-Boot-Flotte eine Reihe empfindlicher Verluste erlitten und man wollte vielleicht nicht einen so hohen Einsatz für eine Aktion riskieren, deren politische Auswirkungen doch immerhin zweifelhaft waren. So blieb diese Idee Tirpitz' unausgeführt. R. W. P.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 7. 4. 1930

Das nicht in Ziffer stand

Der Anfang vom Ende vor sechzehn Jahren. — „Belde Pferde gut verkauft.“ — Das „...“ geprüft und erwogen...“ hinter den Kulissen. — Das Vabanquespiel ohne Chancen.

Nach einer Dokumentensammlung des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla

Sie erinnern sich doch sicher an den 28. Juni 1914? Es war ein sonniger Feiertag und ganz Wien war in die Umgebung hinausgeströmt. Als Sie am späten Nachmittag dann in die Stadt kamen, brüllten Ihnen die ersten Extraausgaben — später haben Sie sich an Extraausgaben allzusehr gewöhnt — schon entgegen: „Das Thronfolgerpaar in Sarajewo ermordet!“ Vielleicht ahnten Sie damals noch nicht, daß diese beiden Schüsse eine Weltumwälzung ausgelöst hatten. Nein, sicher ahnten Sie es nicht. Denn, hätte nur einer, der hoch über den Jüdischen zu thronen und die Geschicke der Menschheit zu lenken wähnte, hätte nur einer der Kaiser, Könige, Feldherren und Diplomaten, gleichgültig auf welcher Seite er stand, die ganze Größe des nun beginnenden Geschehens erfasst, mit aller Kraft der Verzweiflung, mit der diese Leute damals den Stein ins Rollen brachten, mit der gleichen übermenschlichen Kraft hätten sie sich gegen jedes Geschehen gestemmt.

Eines aber wußten Sie, wußten alle in Wien, und das erste Wort war es, das Ihnen und allen von den Lippen schlüpfte, die diese Extraausgabe lasen: „Krieg mit Serbien!“ Und gar bald hatten sich die biederen Ausflügler, hatten auch Sie sich, hatten sich alle — wir brauchen uns dessen nicht zu schämen — in glühende Patrioten verwandelt, überall tönte es „Endlich!“

Von Kriegsberichten war man damals noch weit entfernt, niemand wußte noch, daß in nicht allzulanger Zeit ein vorsichtig abgefaßtes Kommuniqué, das der stellvertretende Generalstabschef von Höfer unterzeichnen würde,

Oberst Dr. Bardolff an Conrad von Höhendorf.

„Während der programmäßigen Rundfahrt der Höchsten Herrschaften durch Sarajewo, bei welcher Höchsteren Automobil jenem des Bürgermeisters und Regierungskommissärs nachsah, erfolgte auf dem Appellat kurz vor dem Rathaus das erste Attentat.

Um etwa 10 Uhr 25 Minuten vormittags hörte man eine schwache Flintenschußähnliche, kurz darauf eine kanonenschußartige Detonation.

Wie sich später herausstellte, war das erste Geräusch durch die Entzündung der Kapsel der Bombe hervorgerufen, welche wegfliegende Kapsel Ihre Hoheit am Halse streifte. Die auf das Automobil der Höchsten Herrschaften geschleuderte Bombe fiel, nach eigener Aussage derselben, auf das umgeschlagene Autodach und kollerte von dort auf die linke Straßenseite, wo sie links seitwärts der Hinterräder des nachfolgenden zweiten Automobils explodierte.

Die Höchsten Herrschaften, welche unversehrt waren (bis auf einen Hautriß Ihrer Hoheit), hielten ihr Auto an, drehten sich auf ihren Sigen um und schickten den Grafen Harrach zurück, um sich zu erkundigen, ob etwas geschehen sei.

Nachdem Seiner Kaiserlichen Hoheit ganz kurz über die Verletzung des Oberstleutnants von Merizzi Meldung erstattet war, wurde ohne Verzug die ganze kurze Fahrt zum Rathause fortgesetzt; während derselben wurde der Attentäter am anderen Ufer der Miljacka verhaftet.

Der Aufenthalt im Rathause verlief vollständig programmäßig. Während Ihre Hoheit im ersten Stock die türkischen Frauen empfing, sprach Seine Kaiserliche Hoheit über das Attentat und

stellte dann an den Landeschef die Frage, ob die Fahrt fortgesetzt werden soll oder nicht, und ob das jetzt so fortgehen werde mit den Bomben oder nicht. Feldzeugmeister Potiorek erklärte, er sei der Überzeugung, daß nichts mehr geschehen werde.

Darauf wurde resumierend vom Flügeladjutanten konstatiert:

„Der Höchste Entschluß ist, mit Vermeidung der Stadt über den Appellat ins Garnisonsspital und dann ins Museum zu fahren.“

Ihre Hoheit änderte hierauf ihr ursprüngliches Programm, vom Rathause direkt in den Kanal zu kommen und hat seine Kaiserliche Hoheit, die Fahrt mitmachen zu dürfen.

das Bulletin der Kriegsfiebernden, ihrem unaufhaltenden Ende zueilenden Monarchie sein werde.“

Aber schon damals spielte sich hinter den Kulissen manches ab, das, wäre es damals schon an die breite Öffentlichkeit gelangt, dem Schicksal vielleicht einen anderen Lauf hätte geben können. Vielleicht. Aber dieses Wort ist sehr schwach und die Zwangsläufigkeit der Geschehnisse ist von einer solchen Wucht, daß man sich mit den fatalistischen Worten Shakespeares trösten muß, die der damalige Chef unseres Generalstabes, Conrad von Höhendorf, niederschrieb, als er sah, daß der Krieg unvermeidlich sei: „What is decreed must be“ — „Was sein soll, muß geschehen.“

Und es geschah. Mit einer Konsequenz in der Tragik, die jedes Kriegsschuldmärchen als Ueberheit erkennen läßt. Was ist die unzweifelhaft verbrecherische Schuld all der Kleinen, engstirnigen und kurzsichtigen Berufsdiplomaten, die am Westenbrand ihr Süppchen kochen wollten, gemessen an der unentrinnbaren Zwangsläufigkeit, mit der die Welt umgestaltet wurde.

Zwei Revolvergeschüsse knallten in Sarajewo! Sie haben eine Welt umgestaltet. Zwar haben sie das große Geschehen nur ausgelöst, gleich dem Schneeförnchen, das die Lawine ins Rollen bringt. Und dennoch! Wer die apokryphe Geschichte des Weltkrieges und des Zerfalls der Monarchie schreiben will, muß noch einmal einen Augenzeugen des Attentats von Sarajewo zu Wort kommen lassen.

Darum folge der Teil des Berichtes des Obersten Dr. Bardolff an Conrad von Höhendorf, der in jeder Zeile die Unmittelbarkeit des Erlebnisses wiedergibt.

Der vorausfahrende Bürgermeister mit dem Regierungskommissär

schlugen trotz des entgegengesetzten Beschlusses den Weg durch die Franz-Josef-Straße ein.

Kaum war das Automobil der Höchsten Herrschaften, in welchem außer dem Chauffeur der Landeschef Feldzeugmeister Potiorek und Graf Harrach — welcher auf dem Trittbrett links von Seiner kaiserlichen Hoheit stand — sich befanden, gleichfalls irrigerweise um die Ecke Appellat-Franz-Josefs-Straße gebogen, als von halbrechts der Fahrtrichtung rasch nacheinander mindestens drei Revolvergeschüsse fielen, von denen einer Ihre



Conrad von Höhendorf.

Hoheit rechts im Unterleibe, einer Seine kaiserliche Hoheit am Halse traf.

Einen Moment vorher, knapp über der Ecke, rief Feldzeugmeister Potiorek: „Was ist denn das, wir fahren ja falsch, wir sollen über den Appellat!“ worauf das Auto bremste.

Nr.

Ihre Hoheit fiel nach dem ersten Schuß bewußtlos mit dem Gesicht auf den Schoß Seiner kaiserlichen Hoheit, während Seine kaiserliche Hoheit, aus dessen Wunde sich bald nach der Verwundung Ströme von Blut ergossen, erst nach einigen Minuten das Bewußtsein verlor. Das Automobil reverterte unverzüglich über die Lateinerbrücke und fuhr in den Konak, welcher nach zwei Minuten erreicht war.

Bei der Ankunft im Konak war bereits ärztliche Hilfe zur Stelle. Seine kaiserliche Hoheit lag in tiefster Bewußtlosigkeit, die Atmung ganz oberflächlich, die Pupillen reagierten ganz schwach, das Herz schlug leise, der Puls war kaum tastbar. Aus der Halswunde und dem Munde floß Blut. Nach zirka zehn Minuten — zirka elf Uhr vormittags — trat der Tod ein. Der Herr Erzherzog starb umringt von den Herren seines Gefolges, welche sich bemühten, ihm Hilfe zu leisten.

Bei Ihrer Hoheit, um welche sich Gräfin Panjus und einer der Ärzte bemühten, war der Tod bei der Ankunft im Konak bereits eingetreten.

Der sofort herbeigerufene Geistliche spendete die letzte Ehlung. Mittlerweile war Exzellenz Erzbischof Stadler mit der Geistlichkeit erschienen und verrichtete Gebete.

Die provisorische Aufbahrung der Leichen der Höchstent Herrschaften erfolgte auf zwei Betten im Konak bis zum Eintreffen weiterer Befehle.

Damit wäre die Tragödie von Sarajevo noch einmal aufgerollt. Schon aus diesem ersten Brief eines sicher der Dynastie ergebenen Mannes geht hervor, daß die Sicherheitsvorkehrungen fast Null waren. Potiorek hat diese Vorwürfe auch in dem Ministerrat für gemeinsame Angelegenheiten vom 7. Juli 1914 vom ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza zu hören bekommen; in dem diesbezüglichen Protokoll heißt es:

„Der königlich ungarische Ministerpräsident bemerkt, er habe zwar die höchste Meinung von dem derzeitigen Landeschef als Militär; was die Zivilverwaltung anbelange, so könne man aber nicht leugnen, daß sie vollständig versagt habe, und daß da eine Reform unbedingt durchgeführt werden müßte. Er wolle jetzt hierauf nicht näher eingehen, zumal es auch nicht der Moment sei, um große Veränderungen vorzunehmen; er müsse nur feststellen, daß bei der Polizei die unbefriediglichsten Zustände herrschen müssen, um es möglich zu machen, daß sechs oder sieben der Polizei bekannte Gestalten sich am Tage des Attentats auf der Route des ermordeten Thronfolgers, mit Bomben und Revolvern bewaffnet, aufstellen konnten, ohne daß die Polizei einen einzigen beobachtete oder fortschaffte.“

In einem Brief Potioreks an den damaligen gemeinsamen Finanzminister Ritter von Bilinski wehrt sich Potiorek gegen diesen Vorwurf folgendermaßen:

„Aber gegen Attentäter, die den eigenen Tod nicht scheuen und die sogar mit Zyankali ausgerüstet waren, um sich nach der Tat sogleich zu vergiften, gibt es innerhalb einer Stadt überhaupt keine andere ausreichende Sicherheitsmaßregel als die vollständige Räumung derselben von allen Bewohnern. Ich saß, als der Student Princip schoß, demselben Auge in Auge auf höchstens fünf Meter gegenüber und kann ruhigen Gewissens ohne Selbstüberhebung sagen, mit keiner Wimper gezuckt zu haben, sah demnach sehr deutlich unmittelbar nach dem Knallen der Repetierpistole den blanken Säbel eines nebenanstehenden Sicherheitsorganes auf den Verbrecher einhauen.“

Der Chef unseres Generalstabes Conrad von Höhendorf, der sich am Vorabend der Tat von dem Thronfolger verabschiedet hatte, der ihm noch nachrief: „Also auf Wiedersehen bei den nächsten Mann übern!“ schildert den Empfang der Nachricht vom Attentat wie folgt:

„Etwa gegen 2 Uhr nachmittags des 28. Juni langten wir in Agram (Zagreb) an. Obgleich ich jedweden offiziellen Empfang abbestellt hatte, erwartete mich am Bahnhof der Korpskommandant General der Kavallerie Baron Rhemen. Ich dachte anfangs an einen Akt kameradschaftlicher Aufmerksamkeit, merkte aber bald, daß es sich

um einen besonderen Anlaß handle, und bat Rhemen zu mir ins Rupee. Er machte mir jetzt die überraschende Mitteilung, daß das Gerücht kursiere, das Thronfolgerpaar sei heute vormittag in Sarajevo einem Attentat zum Opfer gefallen.

Ich vermochte nicht daran zu glauben, sagte Rhemen, daß ich die Reise nach Karlstadt fortsetzen werde, ihn aber bitte, mir ungesäumt weitere Nachricht zu geben, sobald er solche erhalten haben würde, ich reiste hierauf weiter.

Nach kurzer Fahrt in Karlstadt eingetroffen, überreichten mir bereits am Bahnhof sowohl der Bahnhofsvorstand als der die Quartiere besorgende Oberst von Grhytschki Telegramme, die das erschütternde Geschehnis bestätigten, so:

Vom 13. Korpskommando (Agram):

„Heute während der Fahrt in Sarajevo auf Seine kaiserlich und königliche Hoheit und Höchste Gemahlin zwei Attentate verübt; beim ersten Attentat um zehn Uhr dreissig blieben die Höchsten Herrschaften unversehrt; beim zweiten Attentate 11 Uhr vormittags nächst der Lateinerbrücke Seine k. k. Hoheit und Gemahlin durch Schiessen aus Browning-Pistole schwer verletzt; beide erlagen bei Ankunft im Konak ihren Wunden. Attentäter ergriffen, ist ein Bosnier serbische Nationalität, anscheinend Student in Belgrad.“

Und schon folgt ein Depeschenwechsel, der nichts anderes bedeutet als

Krieg mit Serbien!

„Diese Stunde hat mit schrillum Ton geschlagen“, schreibt Höhendorf in sein Tagebuch und fährt fort:

„Eine Fortsetzung der Generalreise schien mir ausgeschlossen. Ich depeschierte daher an die Militärkanzlei Seiner Majestät des Kaisers, der zur sommerlichen Erholung in Ischl weilte:

„Bitte umgehend telegraphische A. h. Entscheidung, ob ich Generalreise antreten oder Wien einrücken soll. Ich warte in Karlstadt auf Entscheidung.“

Die telegraphische Antwort lautete:

„Auf A. h. Befehl wollen Euer Exzellenz nach Wien einrücken.“

Darauf Höhendorf:

„Auf A. H. Entscheidung habe ich nach Wien einzurücken, daher Generalreise eingestellt und Rückreise aller Teilnehmer verfügt. Treffte morgen neun Uhr zehn vormittags Wien Südbahnhof ein. Chef des Generalstabes.“

Aber es war noch ein anderes Telegramm nach dem Attentat von Sarajevo abgeschickt worden, und zwar an den Abgeordneten Svetozar Pribicevic, den Bruder des vielgenannten serbischen Majors Milan Pribicevic, von dem behauptet wurde, daß er an der Organisation des Attentates unmittelbar beteiligt gewesen sei.

Dieser Abgeordnete hatte unmittelbar nach dem Attentat ein Telegramm aus Sarajevo erhalten, in dem es in einem Geheimbericht an den Außenminister und den Kriegsminister hieß:

„Geh. Nr. 305.“

Unter den serbischen Abgeordneten des kroatischen Landtages befinden sich ausgesprochene Agitatoren und Förderer der revolutionären Propaganda. Der Landtagspräsident ist ein Serbe (Medakovic), im Landtag sitzt der Bruder des vielgenannten serbischen Majors Milan Pribicevic, d. i. der Abgeordnete Svetozar Pribicevic, der das gewisse Telegramm, „Beide Pferde gut verkauft“ aus Sarajevo erhalten hat.“

Finis Austriae.

Man nannte zwar die Monarchie schon damals in der Diplomatensprache den „ranken Mann“, aber noch immer rechnete man, wenigstens im Inland, mit dem Fortbestand dieser Großmacht. Aber das Ausland sah mit kühlerem Blick und der k. u. k. Militär-Attachee in Stockholm, Oberst Straub, weiß unmittelbar nach dem Attentat folgendes über die Blätterstimmen zu berichten:

„So wird uns also das düsterste Prognostikon gestellt, der Verfall der Monarchie nach dem Tode Seiner Majestät als höchst wahrscheinlich bezeichnet und fast alle Artikel klingen dem Sinne nach, einer sogar wörtlich aus in: „Finis Austriae.“

In Wien wird eifrig am Krieg gebräut. Berchtold, der Jeschal, Conrad, der griesgrämige, stets argwöhnische Heerführer, sind fürs „Loschlagen. Conrad allerdings erklärt jetzt mit bitterer Schadenfreude, er habe recht behalten, man habe 1908 die günstige Situation verjämmt, jetzt sei man in einer viel schlechteren und einem Freund, dem Baron Leopold Chlumetzky, sagte er später einmal

über die damalige Situation: „1908 bis 1909 wäre der Krieg noch ein Spiel mit offenen Karten gewesen, auch 1912 bis 1913 hätten wir noch Chancen gehabt, jetzt aber ist es ein Babanquespiel.“

Und dennoch stimmte er in dem entscheidenden Kronrat für den Krieg. Als man ihm deshalb Vorwürfe machte, erklärte er: „Ja, kann denn ein General anders stimmen?“ Nur einer war im Kronrat gegen den Krieg, und zwar der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza. Er drohte sogar mit der Demission, aber über Nacht trat ein Stimmungsumschwung ein und seine Formulierung „harte, beinahe aber doch nicht ganz unerfüllbare Forderungen an Serbien zu stellen“, bedeuten einen Rückzug.

Aber die „Kriegspartei“ wollte ganz sicher gehen. Man vermied es deshalb, den Thronfolger Karl Franz Josef, von dem man wußte, daß er nicht sehr kriegsbegeistert war, zu diesem Kronrat zu berufen, obgleich man dies hätte tun müssen.

Es gab damals in Osterreich eine Clique, die um keinen Preis Marschen wollte. Der Belgrader Gesandte Baron Giesl kam zu Conrad von Hötzendorf und sagte ihm, er habe mit Graf Berchtold und mit Baron Macchio gesprochen. Serbien werde die gestellten Forderungen nicht annehmen, es werde zum Krieg kommen: der Moment dazu sei „glänzend“ — was Conrad zu der lateinischen Fronte heranlachte:

„Na, gar so glänzend ist er nicht!“

Das Debatel vor dem Anfang. Wie wenig glänzend der Moment war, setzte der Chef des Generalstabes in dem historischen Ministerrat vom 7. Juli 1914 auseinander. Es heißt in dem Protokoll:

„Die von Graf Tisza verlangte Aufklärung über die Chancen im Falle eines Kampfes gegen Rußland, Rumänien, Serbien und Montenegro gab ich dahin, daß die Chancen für uns nicht günstig wären.“

Auf die Frage des Grafen Tisza, wie sich die Kräfteverhältnisse bei den Großmächten infolge der überall vorgenommenen Rüstungen im Laufe der nächsten Jahre verhalten würden, erwiderte ich: „Eher zu unseren Ungunsten.“

Was dieses „Eher zu unseren Ungunsten“ in Ziffern ausgedrückt, bedeutete, zeigt eine Statistik des deutschen Generalstabes vor Kriegsbeginn über die vermutliche Kampfstärke der beiden feindlichen Gruppen. Nach dieser Statistik hatten die

Mittelmächte.

Deutschland	2,020,000
Osterreich-Ungarn	1,338,000
Zusammen also	3,358,000

Soldaten zur Verfügung, während die

Ententemächte folgende Truppen aufstellen konnten:

Rußland	3,420,000
Serbien	285,000
Frankreich	1,650,000
England	132,000
Belgien	117,000
Zusammen also	5,604,000 Mann.

Damit war bei dieser gering geschätzten Truppenmenge schon im vorhinein ein numerisches Übergewicht der Ententemächte um ungefähr zweieinviertel Millionen Mann gegeben.

Die nächste Fortsetzung enthält:

Aufmarschplan „B“ oder Aufmarschplan „R“? — Ein Mobilisierungsplan, der im Café Schwarzenberg erörtert wird. — Tisza an Sieghart: „Weniger moralische Entrüstung und mehr Gewehre!“ — Feldmarschalleutnant Graf Josef Stürgkh schmort im deutschen Hauptquartier um 60.000 Gewehre. — Conrad von Hötzendorf: „Bisher klappt bei uns alles zehnmal ungerufen!“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG:

14. 4. 1930

Das Nacht in der Hand

Der verfehlte Aufmarsch. — Kriegsrat im Café Schwarzenberg.
— Zu wenig Artilleristen. — Schleppende Waffenfabrikation.
Tisza und Sieghardt. — Mobilisierung — Debakel.
Berchtold will „behutsam“ Weltkrieg machen. — Wie alles
„geprüft und erwogen“ wurde.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla

1. Fortsetzung.

Der Thronfolger ist tot, mit ihm sinken die Hoffnungen der slawischen Nationen der Monarchie ins Grab, in Ungarn wird die Trauer gleichsam mit einem heiteren und einem nassen Auge gehalten. Denn noch auf seiner letzten Reise hat Erzherzog Franz Ferdinand erklärt:

„Die Ungarn brauchen einen zweiten Hahnau“

und die ungarischen Blätter unterstreichen es, daß aus dem Flaggen schmuck, der das Thronfolgerpaar in Sarajewo begrüßt, die rot-weiß-grüne Farbe fehlte, ja, es wurde sogar behauptet,

in Budapest sei rechtzeitig gemeldet worden, daß aus Serbien verdächtige Individuen sich nach Sarajewo auf den Weg gemacht hätten.

Auch in Sarajewo selbst habe es nicht an Mahnern gefehlt.

Erzbischof Stadler hatte den Erzherzog vor seiner Fahrt darauf aufmerksam gemacht, daß er vorsichtig sein müsse, und als das Auto vom Konal ins Garnisonsspital fuhr, wollte Graf Harrach sich an die linke Seite des Trittbrettes stellen, um den Erzherzog zu decken. „Lassen Sie diese Dummheiten!“ sagte der Erzherzog und sprach damit sein Todesurteil.

In Wien feierten Diplomaten mittelmächtig und höfische Nachsicht Orgien. Man war an „kompetenten Stellen“ über den Einfall, den Sarg der Gattin des Thronfolgers um eine Stufe niedriger zu stellen, höchst befriedigt. Über die Beschwerden, daß die Sicherheitsmaßnahmen für die Fahrt des Erzherzogs fast null gewesen wären, ging man zur Tagesordnung. Potiorek blieb, bis ihn der Mißerfolg der zweiten Offensive gegen Serbien endgültig hinwegsetzte.

Während man im Generalstab sich den Kopf darüber zerbrach, ob der Aufmarschplan gegen Serbien allein, oder der kombinierte Aufmarsch gegen Serbien und Rußland zur Anwendung kommen solle, spielten die österreichische und deutsche Diplomatie ein Doppelspiel: sie zittern vor der Möglichkeit, daß Serbien das Ultimatum annehmen könne und tun gleichzeitig geheim, um, wie sie meinen, Rußland vor dem Vosschlagen zurückzuhalten und den Weltbrand zu „lokalisieren“.

So geheim und behutsam geht Graf Berchtold vor, daß selbst der deutsche Bruder, mit dem Schulter an Schulter gekämpft werden soll,

den endgültigen Text des Ultimatus an Serbien erst erfährt, als dieses schon überreicht ist.

Und was sagt Wilhelm II., der zwischen der Sehnsucht, sich im Welterobererglanz sonnen zu können und zwischen der Angst vor dem orischen stummen Feind England hin und hergerissen ist. Seine Haltung des Ultimatus alle Vermittlungsvorschläge Englands sabotiert und dadurch das Kennigigerl Berchtold ermutigt, die apokalyptischen Reiter starten zu lassen? Wilhelm II. sagt, als er das Ultimatum an Serbien liest:

„Daraufhin hätte ich nie die Mobilmachung befohlen!“

Und weil man in Wien in allerhöchsten Kreisen nun doch nicht sicher ist, ob der deutsche Bruder hält, was er versprochen, will man Rußland nicht vorzeitig reizen. Dieses Zaudern aber, so sagt wenigstens Conrad von Höhendorf, hat zur Folge gehabt, daß er

nicht den wirksamen Aufmarschplan „R“, den gegen Rußland, bei der Mobilisierung in Anwendung bringen konnte, sondern mit dem Aufmarschplan „B“ halbe Arbeit leisten mußte.

„B“ oder „R“ — beides verfehlt!

Der Aufmarschplan „B“ (Fall Balkan) sah einen Aufmarsch mit voller Kraft gegen Serbien vor, während der Aufmarschplan „R“ gegen Rußland bestimmt war. Conrad meint nun, daß, wenn man mit der Mobilisierung gegen Rußland nicht so lange gezögert hätte, er sofort den Aufmarschplan „R“ hätte verwenden können. Er habe zwar eine solche zaudernde Politik vorausgesehen und deshalb den Aufmarsch so eingerichtet, daß ein Teil der nach Serbien abrollenden Truppen in Ungarn dann nach

Rußland dirigiert werden konnte, aber die russische Frage sei erst geklärt worden, als er bereits den Aufmarschplan „B“ in Anwendung gebracht hatte und die Truppenmassen bereits gegen Serbien rollten.

Es hat sich gezeigt, daß die serbische Heerführung von dem Aufmarschplan „B“ im kleinsten Detail unterrichtet war, was nicht wundernehmen kann, wenn man liest, was General Alfred Krauß darüber mitteilt:

„Belanntlich“, so schreibt Krauß, „war schon 1908/09 das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn einerseits und



Generaloberst von Moltke,
der erste Chef des deutschen Generalstabes.

Serbien und Rußland andererseits so gespannt, daß der Kriegsausbruch vor der Tür stand. Damals erfuhr ich von einem Offizier auf der Straße die Grundzüge unseres Aufmarschplanes gegen Serbien. Diese genaue Information verwunderte mich sehr und ich machte auch kein Hehl daraus, daß es mich frappierte, auf der Straße den Aufmarschplan zu erfahren. Der betreffende Offizier erklärte mir, der Aufmarschplan sei ganz allgemein bekannt, im Café Schwarzberg sei ein Offiziersstammtisch, an dem die wichtigsten militärischen Angelegenheiten ganz offen debattiert werden.“

Zu wenig Artilleristen, zu wenig Geschütze, zu wenig Gewehre.

„Eher zu unseren Ungunsten“ hatte Conrad von Höhendorf gesagt, als man ihn im Kronrat fragte, wie eigentlich das Kräfteverhältnis zwischen den Mittelmächten und ihren zu erwartenden Feinden beschaffen sei. Ob er dabei auch an die schweren technischen Mängel gedacht hat, die sich bei der allgemeinen Mobilisierung aufzerten?

General Krauß, der Fachmann, schreibt darüber:

„Wir hatten zwar gute Geschütze, aber zu wenig ausgebildete Artilleriemannschaft. So waren unsere Divisionen gezwungen, mit der allerstärksten Artillerie ins Feld zu ziehen. Die Fußtruppen mußten ihr Blut stromweise vergießen, weil sie artilleristisch nicht genügend unterstützt wurden.“

Unsere Infanteriedivisionen, die aus zwölf bis sechzehn Bataillonen bestanden, mußten mit 36 Feldhaubitzen in den Krieg ziehen, während zur gleichen Zeit die deutschen Divisionen, die aus je zwölf Bataillonen bestanden, über 72 Haubitzen verfügten.

Aber auch das sonst so erfindertische Deutschland zog ohne jeden ‚Clou‘ in den Krieg. Die 305-Mörser mußte es sich von uns ausborgen, die 42er kamen erst später und dann in ungenügender Anzahl in Verwendung. Aber auch der ‚Clou‘ der deutschen Kriegsmarine, das U-Boot, war anfangs des Krieges nicht vorhanden. Zu Kriegsbeginn hatte die deutsche Kriegsmarine

bloß 15 U-Boote.

Die Ausrüstung der österreichischen Artillerie — so kritisiert Krauß weiter — blieb selbst hinter jener der serbischen Artillerie zurück. Wir hatten zu wenig Artilleriemunition, unsere Geschützrohre waren noch größtenteils aus Bronze und nicht aus Stahl. Unser einziges schweres Geschütz, die 15-cm-Kanone, war schwer beweglich und hatte nur eine Tragweite von 5000 Metern, während die serbischen Geschütze 8000 Meter weit trugen. Unsere Hauptmunition bestand in Schrapnells, Granaten hatten wir zu wenig. Es zeigte sich bald, daß das Schrapnell wenig Wirkung hatte. Die Kanonen waren in der Luft zum größten Teil zerfallen. Dagegen gingen selbst die ‚Blindgänger‘ unter den Granaten durch ihr Heulen furchtbar auf die Nerven. Unsere Batterien hatten bei Kriegsausbruch je 500 Schuß Munition, die bald zu wenig waren.“

Lizza erteilt Sieghardt eine Lektion.

Dieser Munitionsmangel führte dazu, daß die Produktion unserer Munitionsfabriken fieberhaft gesteigert werden mußte. Da aber auch an Gewehren katastrophaler Mangel herrschte, so versuchte man die Produktion in der Steyr-Waffenfabrik so rasch als möglich zu erhöhen. Dem ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Stefan Lizza war das Tempo zu langsam und er übte in einem Brief an den damaligen Präsidenten der Steyr-Waffenfabrik, Rudolf Sieghardt, ziemlich harte Kritik, indem er darauf hinwies, daß die Steyr-Waffenfabrik, die für Dezember 1914 eine Tagesproduktion von 2400 Gewehren vorgeschrieben hatte, zu dieser Zeit nur 1000 Stück täglich lieferte, während die Budapester Waffenfabrik, deren Produktionsquantum mit 200 bis 400 berechnet war, im gleichen Zeitraum ihre Produktion auf 600 bis 700 Gewehre pro Tag erhöhen konnte.

Sieghardt, damals Mitglied in allerhöchsten Kreisen, dürfte auf diesen Brief sehr indigniert geantwortet haben, was ihm von Lizza folgenden trockenen Rückfessel eintrug:

„Ich kann nicht dafür, aber dieses Resultat ist ein Armutszeugnis für die Fabrik und es wäre mir sehr angenehm gewesen, wenn Eure Erzellenz auf meine Kritik mit weniger sittlicher Entrüstung und mit der Lieferung von mehr Gewehren geantwortet hätte.“

Österreich bettelt Deutschland um Gewehre an.

Man war in deutschen Kreisen von dem „Bundesbruder“ ohnehin nicht sehr entzückt. Wie peinlich mußte es also für das Prestige unserer Heeresleitung sein, daß die erste direkte Fühlungsnahme zwischen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Heeresleitung darin bestand, daß der österreichische Delegierte beim deutschen Armeekommando, Feldmarschalleutnant Josef Graf Stürgkh, in Berlin „schmorren“ gehen mußte.

Josef Stürgkh, übrigens ein Bruder des Ministerpräsidenten Stürgkh, sagt darüber folgendes in seinem Tagebuch:

„Zettig früh, am 8. August 1914, führte mich mein erster Weg zu General Moltke, in das Bureau des Generalstabs. Ich gratulierte Moltke zur Einnahme Litzitz und sah ihm an, daß er sich über den Erfolg freute, den er seiner Initiative zuschrieb. Zu meiner großen Erleichterung erfuhr ich, daß es den beiden deutschen Kreuzern gelungen war, die englische Blockade bei Messina zu durchbrechen und zu flüchten.“

(Weshalb Graf Stürgkh darüber große Erleichterung empfand, werden wir später erklären. Jetzt sei mir soviel bemerkt, daß die deutsche Heeresleitung die österreichisch-ungarische Flotte gebeten hatte, den beiden Kreuzern „Göben“ und „Breslau“ entgegenzufahren und sie aus der englischen Blockade zu befreien. Der Admiral unserer Flotte, Haus, aber hatte das rundweg abgelehnt mit der Begründung, unsere Flotte sei noch nicht aktionsfähig. Dies hätte Stürgkh Moltke mitteilen und in einem Atemzug um die Lieferung von Gewehren bitten sollen. Es ist begreiflich, daß ihm die Meldung, die beiden Kreuzer hätten es „hinz alleene jenucht“ angenehm war. Anm. d. Redaktion.)

„Ich meldete mich auch“, fährt Stürgkh fort, „beim Kriegsminister Falkenhayn. Ihm mußte ich die mir aufgetragene Bitte unterbreiten, unserem Armeekommando mit 60.000 Gewehren und 6 Millionen Stück Patronen auszuweichen, da wir diese Waffensmengen für die aus den Ersatzreserven zu bildenden Formationen benötigten. Es imponierte mir ungeheuer, daß der Kriegsminister sofort den kompetenten Referenten rufen ließ und

sozusagen mit einer Handbewegung meine erste Bitte günstig erledigte.“

Wobei aber Stürgkh nicht bedachte oder vielleicht nicht bedenken wollte, wie sehr dieser Vorfall unserem ohnehin geringen Prestige beim deutschen Armeekommando schade.

„Bisher klappt bei uns alles — zehnmal unberufen!“

Diesen optimistischen Satz hat der Chef unseres Generalstabes Conrad von Höhendorn am 10. August 1914 um 10 Uhr vormittags an den Chef des deutschen Generalstabes, General von Moltke, geschrieben. Conrad wußte damals noch nicht, daß es gerade um diese Zeit bei der Armee Potioreks in Serbien nicht zu klappen begann. Daß es schon bei der Mobilisierung nicht ganz geklappt hatte, hat er wahrscheinlich gewußt, es aber seinem Bundesbruder eben nicht auf die Nase gebunden.

Dafür, daß es schon bei der Mobilisierung nicht geklappt hat, zitieren wir wieder den militärischen Fachmann, General Alfred Krauß, der darüber referiert:

„Ein Stabsoffizier des 3. bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments erzählte mir im August 1914, als er an die Front reiste, in Budapest hätten sich ungefähr 10.000 Mann seines Regiments als eingerückt gemeldet, die man im Regiment nicht habe unterbringen können. Auch bei den Regimentern des in Budapest stationierten IV. Korps zeigte sich ein solcher plötzlicher Andrang an Eingerrückten. Dabei fehlten dem IV. Korps ungefähr 17.000 Gewehre zur Ausrüstung. Die kroatische Landsturmbrigade bestand aus vier Regimentern zu je drei Bataillonen. Die Mannschaft dieser Bataillone bestand fast zur Gänze aus Männern über 33 Jahren, lauter verheiratete Familienväter. Nach Angaben des Brigadiers ließ die Mannschaft seiner Brigade 9000 unmündige Kinder daheim zurück.“

Als diese aus 12 Bataillonen bestehende Brigade im September 1914 zu meinem Korps stieß“, schreibt General Krauß, „stand ihr im ganzen eine Batterie mit sechs Geschützen zur Verfügung, so daß auf je zwei Bataillone ein Geschütz kam. Solchen Brigaden gegenüber hatte der Feind immer leichtes Spiel. Die ausgezeichneten Truppen der 29. Infanteriedivision, die hauptsächlich aus solchen Reservisten bestand, verlor in den ersten Kriegswochen gegen Serbien die Hälfte ihrer Mannschaft, obgleich das Stammregiment dieser Truppe nach Rußland instradiert war.“

Dieses System der fehlerhaften Truppenorganisation“, so schließt Krauß seine Kritik, „hat unglaubliche Verluste an Menschenmaterial zur Folge gehabt, und leider nahm das überflüssige Blutvergießen dadurch geradezu phantastische Formen an!“

Das „geprüft und erwogen“ hinter den Kulissen.

„Ich habe alles geprüft und erwogen.

Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist...

Und ich vertraue auf den Allmächtigen, daß Er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde“

heißt es in dem denkwürdigen Manifest Kaiser Franz Josephs „An meine Völker!“

Aber auch hier zeigt sich schon, daß nicht das, was in den Manifesten stand, das Entscheidende war, sondern das, was nicht in ihnen stand.

Und so erfährt man erst nach dem Krieg, daß „der alte Herr in Schönbrunn“, der tatsächlich noch geistig frisch und politisch geschult war, ganz deutlich erkannt hatte, welch furchtbares Endspiel hier gespielt werden sollte. Er kannte auch den Einsatz. Denn er sagte damals zu Conrad von Hötzendorf:

„Wenn die Monarchie schon zugrunde gehen soll, so soll sie wenigstens anständig zugrunde gehen.“

Verhängnisvoller Doppelsinn der Worte! „Anständig“ ist sie zugrunde gegangen, allerdings nicht nur die Monarchie, sondern auch die Blüte ihrer Einwohnerschaft!

„Alle Sterben, nur ich kann nicht sterben!“

Am 5. Juli 1914 ist Conrad von Hötzendorf beim Kaiser in Audienz. „Ernst, aber gefaßt“, so mußte sich der Bürger dieses Staates im Jahre 1914 das Gespräch zwischen dem Obersten Kriegsherrn und dem Chef seines Generalstabes denken. In Wirklichkeit sind die beiden, die wirklich wissen, wie es um die Monarchie aussieht, düster, fast verzweifelt.

Hötzendorf, der der deutschen Nibelungentreue nicht traut, berichtet über diese Audienz:

„Die Sprache kam sogleich auf die politische Lage. Seine Majestät überblickte sie vollkommen und war sich ganz im Klaren über ihren Ernst. Ich äußerte auch Seiner Majestät gegenüber meine Ansicht von der Unvermeidlichkeit eines Krieges gegen Serbien.

S. M.: Ja, das ist ganz richtig, aber wie wollen Sie Krieg führen, wenn alle dann über uns herfallen, besonders Rußland?

Ich: Wir haben doch die Rückendeckung durch Deutschland?

Seine Majestät blickte mich fragend an und sagte: Sind Sie Deutschlands sicher?“

Zur gleichen Zeit fühlte sich aber auch Deutschland nicht sicher, daß Österreich-Ungarn gegen Rußland los schlagen werde. Berchtold hatte mit seiner Behutsamkeit nicht nur Italien über alle Schritte der Monarchie im Unklaren gelassen, sondern auch Deutschland. Die Folge war, daß Moltke, der ebenso wie Conrad nicht wußte, ob gegen Rußland mobilisiert werden sollte, an Hötzendorf ungeduldig telegraphierte:

„Will Österreich Deutschland im Stich lassen?“

Zur gleichen Zeit aber ließ der deutsche Reichskanzler Bethmann-Hollweg in Wien alle Mienen zeigen,

um die österreichischen Diplomaten dazu zu bewegen, den Krieg auf Serbien zu beschränken, was Hötzendorf zu der kopfschüttelnden Bemerkung veranlaßte:

„Wer regiert jetzt eigentlich in Deutschland: Moltke oder Bethmann?“

Er ahnte nicht, daß ihm gegenüber bald eine gleiche malitiose Bemerkung laut werden sollte. Als „die Würfel gefallen“ waren und bei den Mittelmächten wirklich nur

mehr Moltke und Hötzendorf zu reden hatten, machte Bolfras, der Chef der Militärkanzlei des Kaisers, zu seinem Freund Hötzendorf die ironische Bemerkung:

„Bei uns regiert ja jetzt Hötzendorf“, was Hötzendorf zu der bitteren Antwort veranlaßte: „Nein, Tisza!“

All diese künftigen Ereignisse drückten sich schon in der Unsicherheit der beiden Höchsten in der Monarchie aus, wenn sie über den Kernpunkt der Frage sprachen, ob Deutschland „mitgehen“ werde.

Hötzendorf sagt in der erwähnten Audienz weiter zu Kaiser Franz Joseph:

„Eure Majestät, wir müssen aber wissen, wie wir daran sind!“

S. M.: Gestern abends ist eine Note nach Deutschland abgegangen, in der wir klare Antwort verlangen.

Ich: Wenn die Antwort lautet, daß Deutschland auf unserer Seite steht, führen wir dann den Krieg gegen Serbien?

S. M.: Dann ja. (Nach kurzem Sinnen setzte Seine Majestät fort:) Wenn Deutschland uns diese Antwort aber nicht gibt, was dann?

Ich: Dann stehen wir allerdings allein. Wir müßten die Antwort aber bald haben, denn davon hängt die große Entscheidung ab.

Ich hatte den Eindruck, daß Seine Majestät sich Deutschlands nicht sicher fühle und daher im Entschluß zögere.“

So schreibt Conrad von Hötzendorf in seinen Memoiren. Zu einer Zeit, da der Stein unaufhaltsam ins Rollen gebracht ist, weiß man an der verantwortlichsten Stelle noch nicht, ob man überhaupt los schlagen soll!

„Ja, ja, aber da bleibt man halt dann ganz allein!“

Draußen in Schönbrunn steht am 5. Juli 1914 ein alter, Herr, ihm gegenüber Conrad von Hötzendorf, ein Mittelschulprofessor der Kriegslehre, pessimistisch, mißtrauisch, gewitzigt durch böse Erfahrungen. Während ihre Handlanger alle Hebel in Bewegung setzen, damit die Zündschnur ja nicht naß werde, spricht aus den Worten der beiden grenzenlose Vereinsamung.

„Wenn Deutschland nicht mitgeht, sind wir allein“, meint Hötzendorf und im Gehirn des Kaisers summt dieses „allein“ unaufhörlich weiter, denn als Hötzendorf

schon längst die Fragen der Befehung der einzelnen Stellen bespricht und dabei auf den Tod des Feldzeugmeisters von Leithner zu sprechen kommt, da überwältigt den alten Kaiser das Grauen und er bricht in die Worte aus:

„Alle sterben, nur ich kann nicht sterben!“

Und Conrad von Hötzendorf erwidert:

„Gott sei Dank! Euer Majestät, wir sind ja froh, daß Sie leben!“

S. M.: „Ja, ja, aber da bleibt man halt dann ganz allein!“

„Seine Majestät war von der Todesnachricht aufs Tiefste erschüttert“ hatte man gemeldet und dazu die historischen Worte: „Mir bleibt doch nichts erspart!“ Seinem Adjutanten hatte er allerdings gleich nach Empfang der Todesnachricht gesagt:

„Ja, der Allmächtige läßt sich nicht herausfordern!“

In der Audienz, die Hötzendorf bei dem greisen Monarchen hatte, ist von der Erschütterung kaum mehr etwas zu merken. Ihm gegenüber parentiert Kaiser Franz Josef seinen Neffen mit folgenden Worten:

„Er hat mir g'sagt, daß er die große Hitze nicht verträgt!“

Hötzendorf bringt das Gespräch auf den Thronfolger und erwähnt, daß Erzherzog Franz Ferdinand, mit dem er früher Reibungen gehabt hatte, in Sarajevo sehr liebenswürdig zu ihm gewesen sei, worauf der Kaiser bemerkt:

Nr.:

TAG:

„Ja. Er hat sich auch in der letzten Zeit zu seinem Vorteil geändert. Hat er Ahnungen gehabt?“

Standrecht und Erholungsreise.

Hözendorf schlägt die Besetzung wichtiger Posten vor, Friedrich der Nahmreiche erhält den Oberbefehl, der neue Thronfolger Erzherzog Karl wird vom Kaiser dem Generalstab zugeteilt, „damit er etwas lerne“ und, so schreibt Hözendorf weiter:

„Während die Audienz bisher glatt verlaufen war, kam es zu einer erregten Stimmung bei Seiner Majestät, als ich die Notwendigkeit vortrug, gegen weitere serbische Attentate in der Monarchie das Standrecht zu erklären und darauf hinzuwirken, daß sich ähnliche Dinge wie in Bosnien auch in anderen Gebieten der Monarchie vorbereiten und gegen Personen, Kommandostellen, wichtige Objekte, als Brücken und dergleichen, richten könnten.

S. M.: Das gehört alles für den Mobilisierungsfall!“

J. H.: Dann ist es zu spät!

S. M.: Nein, das ist unmöglich!

J. H.: Es bleibt aber nichts andres übrig!

S. M.: Aber ich mache es nicht!

J. H.: Wie Eure Majestät beschlen — ich mußte es pflichtgemäß beantragen.

Hierauf beruhigte sich der Kaiser wieder.

J. H.: Das mindeste, was ich erbitte, ist eine augenblickliche Razzia nach Bomben und dgl. und das Vorgehen gegen den Besizer auf gesetzlichem Wege.

S. M.: Gut, ich werde den berufenen Ministerpräsidenten eine Anregung dazu geben!

Am Schlusse der Audienz war Seine Majestät freundlich wie immer und bemerkte: Am Dienstag gehe ich nach Triest.

Ich bat Seine Majestät, falls die Krise abflauen und es die Lage zulassen sollte, für einige Tage nach Tirol gehen zu dürfen, was Seine Majestät bewilligte mit den Worten:

Selbstverständlich, Sie müssen sich ja auch erholen!“

So ward alles „geprüft und erwogen“!

Graf Berchtold macht sein „kleines Kriegchen.“

In Wien waren die Festschaks inzwischen an der Arbeit. In dem Geheimbericht Höfers an Hözendorf vom 14. Juli heißt es wörtlich:

„Czernin meinte, daß dies (nämlich die Festnagelung des rumänischen Königs Carol auf die Treue zu den Mittelmächten) auch die Anschauung Berchtolds sei, daß aber ein paar junge Diplomaten im Ministerium des Außern für diese Fragestellung an

König Carol nicht seien, weil letzterer dann alles tun dürfte, um in Belgrad und St. Petersburg gegen den Krieg zu arbeiten, es daher für uns wieder nicht zur kriegerischen Austragung kommen könne. Sie (die jungen Diplomaten) seien überzeugt, König Carol werde neutral bleiben und den Krieg hintertreiben und wollen den König überraschen durch unsre Aktion!“

Es ist den jungen Diplomaten „erspart geblieben“. Niemand hat den Weltkrieg hintertrieben und es waren wahrscheinlich die gleichen „jungen Diplomaten“, die, wie Baron Szilassy in seinen Memoiren schreibt, Freiherrn von Giesl, den österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad, seines Ranges General, nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen bei seiner Ankunft im Wiener Ministerium des Außern jubelnd empfangen und ihn mit Gratulationen überhäufteten. Und ein hoher diplomatischer Beamter des Außenministeriums sagte:

„Das hätte ein Diplomat von unserem Schlag nicht zusammengebracht, so etwas kann nur ein Militär!“

Und fast zur gleichen Zeit schreibt Kaiser Wilhelm an den Rand dieses Ultimatums, daß die Serben fast zur Gänze angenommen hatten:

„Brillante Leistung für ein paar Stunden“,

aber er meint damit nicht die „brillante Leistung des österreichischen Militärs“, sondern die der serbischen Diplomaten und fügt hinzu:

„Damit fällt jeder Kriegsgrund fort und Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen. Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung befohlen.“

Aber er befahl sie doch! Denn als Graf Berchtold sein kleines Kriegchen vorbereitet hatte, überließ der Diplomat das Wort den Militärs und der Weltbrand flammte auf.

Die nächste Fortsetzung enthält:

Wie die Generäle zu ihrem „eisernen Besen“ kamen. — Potiorek verlangt Standrecht über Bosnien und Herzegowina. — Den bosnischen Landtagsabgeordneten „muß die Immunität genommen werden“, damit man sie verhaften kann. — „Besser hundert Leute zu viel einsperren, als einen zu wenig. — Tisza meint: „Die Lage ist unhaltbar“.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 22. 4. 1930

Das nicht in Zuber stand

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla

Wie die Generäle zu ihrem „eisernen Besen“ kamen, kamen die Potiorek und Hötzendorf fordern das Standrecht. — Lieber hundert zu viel einsperren, als einen zu wenig. — Offiziere, Abgeordnete, Geistliche, Bürgermeister werden verhaftet.

(Phototypisch bearbeitet.)

(2. Fortsetzung.)

Das Ende vor dem Anfang.

Daß man des deutschen Bundesgenossen nicht sicher war, wäre das kleinere Übel gewesen, aber die Schüsse in Sarajevo hatten in der ganzen Welt seltsamen Widerhall gefunden. Nicht umsonst hatte Höhendorf in der Audienz vom Kaiser die Verhängung des Standrechtes verlangt.

Ein Telegramm des 4. Korpskommandos (Budapest) meldete, daß am 1. Juli fünfzig Mann, mit Bomben ausgerüstet, aus Serbien in die Monarchie abgegangen seien, ein Teil in türkischer Tracht nach Sarajevo, um das Gefängnis der Attentäter zu sprengen, ein Teil, der größere, über Pancsova nach Ungarn.

Und ein zweites Telegramm, das am 4. Juli 1914 beim Ministerium des Außen eingetroffen war, hatte folgenden Wortlaut:

„Herr Adamkiewicz an den Grafen Berchtold.

Uslüb, am 4. Juli 1914.

Ich erfahre aus vollkommen verlässlicher Quelle folgendes: Herr Mla Pavlovic, Direktor hiesiger Filiale der Zemaljska banka, hat in serbischen Kreisen mitgeteilt, daß in zwei bis drei Tagen große Anzahl serbischer Komitabschis mit Bomben, Gewehren und Munition nach Bosnien eindringen sollen. Organisation dieser Komitabschis wird dieser Tage erfolgen. Genannter Direktor hat sich ferner geäußert, daß serbischerseits gegen den Herrn Erzherzog Thronfolger und den Grafen Berchtold Attentate geplant seien.“

So war auch Kaiser Wilhelm nicht, wie ursprünglich angekündigt, zum Leichenbegängnis Erzherzog Franz Ferdinand nach Wien gekommen, weil auch er vor Attentaten gewarnt worden war.

Inzwischen waren die Patrioten schon erwacht. Während man „droben“, sehr gedrückt und von bösen Vorahnungen erfüllt, herumschlich, schrieb man im Volk schon 1914 ahnungslos nach dem „eisernen Besen“.

Ein Bankbeamter, der in Innsbruck gedient hatte und nun in Bosnien lebte, schrieb nach dem Attentat von Sarajevo an Höhendorf einen flammenden Brief, an dessen Ende er zwar sagt:

„Bitte, Czjellenz, mich nicht preiszugeben, sonst bin ich verloren“, jedoch erklärt,

„hierher gehört ein eiserner Besen“

und meint:

„Bilinski und seine Vertrauensmänner als Kenner dieses hier fort im Verborgenen hegenden Volkes hätte nie und nimmer unsern nun verewigten Thronfolger herunterkommen lassen dürfen... Nach dem Attentat standen diese höllischen Burschen (nämlich die bosnischen Serben) beisammen — und lachten, wo uns das Herz brach. Polnische Diplomaten und Hofräte haben hier abgewirtschaftet, das Land, das mit Blut erobert wurde, haben die nahezu verloren. Hierher gehört ein österreichischer General mit einer nahezu unbegrenzten Machtfülle.“

Dieser „Schrei eines Patrioten“ wurde erhört. Der „eiserner Besen“ verwandelte sich in einen Galgen, über den der General mit unbegrenzter Machtfülle bald verschwenkerisch verfügte. Die Photographien mit den Galgenalleen baumelnder Serben waren bald das wirksamste Propagandamaterial der Entente gegen die Mittelmächte.

Unter dem Eindruck dieser Depeschen und Briefe verlangt Höhendorf vom Kaiser das Standrecht, mit der inneren Überlegung, die mangelnde günstige Kriegslage, das Fehlen von Gewehren und Munition usw. vielleicht durch das Allertölpelheilmittel „Galgen“ wettzumachen.

In London machte man noch Anstrengungen, den Krieg auf Österreich-Ungarn und Serbien zu beschränken. Ob aus reiner Friedensliebe oder bloß deshalb, weil man die Situation für einen Weltkrieg dort noch nicht für günstig erachtete, ist einerlei. In Wien wiederum zittert man vor dem Gedanken, dieser letzte Moment einer „Kraftaufhebung“ könne ungenützt vorüberziehen. Nichtsdestoweniger ist man sich klar darüber, daß eine solche Kraftäußerung nur dann sicheren Erfolg verspricht, wenn man nicht auch gegen Rußland kämpfen muß.

Man spricht daher nur von Serbien und den serbischen Antrieben. Tisza, der kühle, berechnende Fechter, rät zur Mäßigung, allzu energisches Vorgehen gegen Serbien oder gar gegen die serbischen Elemente in der Monarchie könnte

im Ausland schlechten Eindruck machen. Allerdings hat der Rat den Hintergedanken, daß ein siegreicher Krieg und die Befestigung Serbiens das slawische Element in der Monarchie stärken würde, was den Machteinfluß Ungarns verringern könnte.

Aber ein „Langgebienter“ ruft nach dem „eisernen Besen“ und sofort sind sich die Militärs dahin einig: Nicht Gottes Segen für die Völker der Monarchie, sondern Standrecht.

So sehr sich Höhendorf und Potiorek in der Folge bekämpfen, viele Tausende haben diese Eifersüchtelei mit dem Tod bezahlen müssen, darüber sind sie sich einig: die nötige Kampfesfreude und Verlässlichkeit kann den slawischen Elementen dieses Staates nur mit Pulver und Blei oder durch den Strick eingeflößt werden!

Potiorek fordert das Standrecht für Bosnien-Herzegowina.

Nach dem ersten mißglückten Bombenattentat stellt Graf Harrach an den Gouverneur von Bosnien-Herzegowina, Feldzeugmeister Potiorek, die Frage:

„Haben Euer Exzellenz kein Militär zum Schutz Seiner kaiserlichen Hoheit befohlen?“

Und Potiorek, derselbe Potiorek, der später zu seiner Entschuldigung schreibt, wenn er Sarajevo von Attentätern hätte säubern wollen, hätte er die ganze Stadt säubern müssen, antwortet damals ironisch:

„Glauben Sie, Herr Graf, Sarajevo ist voll Attentäter?“

Später aber, als es darum ging, sich die „unbegrenzte Machtfülle“ zum Hängen und Erschießen zu verschaffen, da wußte Potiorek auf einmal eine Reihe von Daten aufzuzählen, aus denen hervorging, daß nicht nur Sarajevo, sondern ganz Bosnien und Herzegowina voll von Attentätern war.

Am 29. Juni 1914, 10 Uhr vormittags, depešiert Potiorek an das Kriegsministerium, daß

Unruhen zu befürchten

seien, und um 4 Uhr nachmittags des gleichen Tages langt bereits ein

Reservattelegramm an das Kriegsministerium

ein, in dem es unter anderem heißt:

„Res. Nr. 5012“

In Sarajewo finden derzeit Demonstrationen von Serben gegen Katholiken statt, weshalb Ausrückung stärkerer Militärassistenten notwendig geworden ist. Auch einige auswärtige Stationen berichten über auffallende Hal-

tung der serbischen Bevölkerung
und Möglichkeiten von Unruhen.

Nr.: ... Alle Militärstations-Kommandos sind angewiesen, gegebenenfalls rücksichtslos vorzugehen... ich muss meiner wiederholt geäußerten persönlichen Überzeugung abermals dahin Ausdruck geben, dass nur durch eine energisches Aktion auf dem Gebiete der äusseren Politik in B.-H. Ruhe und normale Verhältnisse geschaffen werden können.

Potiorek FZM. "

"Wiederholt geäußerten..." "abermals dahin Ausdruck geben", das bezog sich auf die Meinungsverschiedenheiten zwischen Bilinski und Potiorek über das Vorgehen in Bosnien und Herzegowina. Bilinski war der Ansicht, man müsse vorläufig vor dem

Ausland den Schein wahren, als ob in Bosnien-Herzegowina alles in schönster Ordnung wäre. Potiorek war der Ansicht, man könne jetzt die Maske des gütigen Landesherren fallenlassen und als rücksichtsloser Soldat bereits mit dem eisernen Besen regieren.

Diese Meinung spiegelt sich deutlich in einem Brief Potioreks an Bilinski, in dem der General auch mit einer kleinen Exzpression droht, falls ihm der Politiker nicht zu Willen ist.

Sollte sich Bilinski weigern, den Sabor (Landtag) zu schließen, so werde Potiorek im Sinne der ihm durch das Dienstreglement für das k. u. k. Heer (1. Teil, Punkt 513) zukommenden Verpflichtung über die Regierungsbehörden hinwegschreiten und ganz nach eigenem Ermessen handeln.

Man sieht, noch ist man von jeder offenen Feindseligkeit weit entfernt und schon beginnt die Vergewaltigung der Zivilbehörden durch das Militär, die später gang und gäbe wird nach dem Grundsatz: "Maulhalten und weiterdienen."

In diesem Brief Potioreks an Bilinski heißt es:

"Sehr vertraulich!"

Brief des Landeshef's Feldzeugmeister Potiorek vom 6. Juli 1914 an den k. u. k. gemeinsamen Finanzminister Ritter von Bilinski.

"Der Brief E. E. vom 3. Juli ist mir heute mittags gekommen. Obwohl für mich dormalen jede Minute kostbar ist (denn in jeder Minute wird einer gehängt, Ann. d. Verf.) und wir in einer Lage sind, wo nur Taten, nicht aber Worte reden sollen, kann ich es aus mehrfachen Gründen doch nicht unterlassen, auf einige Teile des Schreibens E. E. sofort zu antworten...

Ich vermag nur zu erwidern, daß alle von E. E. angeführten Argumente angesichts der Notwendigkeit,

den radikalen Abgeordneten durch Schließung oder Auflösung des Landtages den Schutz der Immunität zu nehmen,

zurücktreten müssen.

Dem muß ich noch ausdrücklich beifügen, daß in B.-H. leider keine normalen, sondern sehr abnormale Verhältnisse bestehen, und daß sich die Welt darüber auch durch die weitere Tagung des Landtages gewiß nicht täuschen ließe. Wir können der Welt keinen Sand in die Augen streuen, dürfen es nicht tun und haben unsererseits auch keine Ursache dazu, weil die Quelle dieser abnormalen Verhältnisse im Auslande liegt und deren

Verstopfung nicht in unserer Macht liegt, zum wenigsten in der meinigen, der ich dafür nur das tun kann, was ich seit dem Dezember 1912 ununterbrochen tue, indem ich fort und fort die Bekämpfung Serbiens als unerläßlich bezeichne.

Ich kann nach alledem nur erneuert um die sofortige Schließung des Sabor's bitten, und muß es als unzureichend bezeichnen, damit gegebenenfalls zu warten, bis das Gericht die Verhaftung eines Abgeordneten beschließt."

Dieser Brief könnte in seiner Mentalität nicht treffender erdichtet werden, als ihn Potiorek selbst geschrieben hat. Daß nun die Zeit heraubricht, in der Gewehr eine bereitere Sprache sprechen als das Wort, geht schon aus diesem selbst hervor, das von Potiorek vergeblich wird. Da er der Welt keinen Sand in die Augen streuen will, ist er dafür, sie mit Blut zu überschwenmen und sein "Grant" wird vermutlich um so größer, je ärger die "Verstopfung" ist, die vielleicht der Quell manches Hinrichtungsbefehles war, so widersinnig auch dieses Wortspiel sein mag.

"Verhaften, einsperren, aufhängen", ist nun das Lösungswort. Allerdings muß sich Potiorek in seinem Brief auch gegen die Vorwürfe Bilinski's wehren, daß das Thronfolgerpaar durch eine Allee von Attentätern hindurchgerostet sei. Seine Antwort ist echt altösterreichisch: meine finanziellen Forderungen sind vom gemeinsamen Finanzminister nicht bewilligt worden. Ach!

Über diesen Punkt heißt es in dem Brief Potioreks an Bilinski weiter:

"Wenn E. E. über die Tatsache erschrecken, daß die politische Behörde in Sarajevo nur über 120 Polizeileute verfügt, und beifügen, daß jede Kreditforderung auf Vermehrung der Wache doch selbstverständlich sofort bewilligt worden wäre, weiter auch der Ansicht Ausdruck geben, daß die Gendarmerie eine ausgezeichnete Ergänzung der Wache hätte abgeben können, beehre ich mich hierauf wie folgt zu antworten:

Die Sicherheitsvorkehrungen in Sarajevo und Jidze, sowie entlang der beiden Bahnen Metovic-

Sarajevo und Brod-Sarajevo, dann in Mostar, in allen Grenzübertrittspunkten usw., sind mit gleicher Sorgfalt und im fast gleichen Umfange getroffen gewesen, wie bei der seinerzeitigen Reise Selner Majestät. Selbstredend war auch in Sarajevo Gendarmerie zum Sicherungsdienst mit herangezogen worden...

Ich werde selbstredend dem erhaltenen Auftrage nach Stellung eines Antrages auf Reform und Vermehrung der Polizei schnellst nachkommen; aber E. E. werden dann aus den Akten ersehen können, welche Mühe und Zeit es die Landesregierung bisher immer gekostet hat, die Bewilligung des Ministeriums zu den kleinsten begünstigten Schritten zu erlangen."

Nun folgt die bereits erwähnte Drohung mit Punkt 513 des Dienstreglements und zum Schluß der konzentrierte Schrei nach Galgen, Pulver und Blei:

"Der Boden im Land ist von außen unterwühlt und wird es von Tag zu Tag mehr. Nur rücksichtsloses Handeln kann die Lage zum Guten wenden und dazu ist möglichste Konzentrierung der Gewalt für die gefährliche Zeit in einer im Lande befindlichen Hand eine unerläßliche Vorbedingung."

Da man aber in Wien noch immer zögert, wiederholt Potiorek in einem zweiten Brief an den gemeinsamen Finanzminister seine Forderungen und entdeckt nun auf einmal, daß das Attentat gegen das Thronfolgerpaar von langer Hand vorbereitet war. ("Glauben Sie, Herr Graf, Sarajevo ist voll Attentäter?")

In diesem zweiten Brief schreibt Potiorek über die Untersuchungsergebnisse unter anderem:

"Ganz anders ist schon die in Rebesinje aufgedeckte hochverräterische (mir in ihren Details noch nicht bekannte) Arbeit anzusehen, weil hierbei Kaufleute und Gewerbetreibende, also Männer beteiligt sind, die nur beim Vorhandensein einer sehr gefährlichen Bewegung sich an solchen Dingen

beteiligten. Noch ernster ist der aus den hiesigen Untersuchungsergebnissen konstatierte Umstand, daß einzelne Personen ganz bestimmt (vermutlich aber eine weit größere Anzahl Personen) vom Attentate und später vom Aufbewahrungsorte der ungebrauchten Bomben wußten, ohne darüber Anzeige zu erstatten. Aber noch ungleich bedeutsamer ist der Umstand, daß in Ungarn ein eine so angesehenen Stellung besitzender, einer reichen Familie angehöriger, mit den angesehensten Familien des Landes verwandter Mann wie Mihajlo (Misko) Ivanovic als Vermittler des Bombentransportes aus Serbien nach Sarajevo gedient hat.

In diesen greifbar gewordenen und G. G. bereits bekannten Umständen gefellen sich noch manche andere, darunter ganz besonders die in den letzten Tagen zahlreich gemeldeten und in einzelnen Fällen auch sicher bestätigten, auffälligen, eiligen Reisen von serbisch-orthodoxen Geistlichen in kleinere Orte oder in vereinzelte liegende Bauernhöfe, wobei man bisher in keinem Falle feststellen vermochte, worin der Zweck der Reise bestand.

In diesem Brief verlangt aber Potiorek nicht mehr die Auflösung des Sabors, denn nun hegt er schon die „Hoffnung“, daß ein allgemeiner Mobilisierungsbefehl solche innerpolitische Spitzfindigkeiten überflüssig machen werde.

Truppenverschiebungen in Serbien.

Auch Conrad von Hötzendorf ist schon ungeduldig, denn ein

Geheimtelegramm aus Usküb

meldet ihm bereits wichtige serbische Truppenverschiebungen.

Geheimmeldung des k. u. k. Konsuls in Usküb vom 10. Juli 1914.

„In der Zeit vom 3. bis 7. Juli haben nicht unbedeutende Truppenverschiebungen aus Neuserbien nach Altserbien stattgefunden, und zwar hauptsächlich an die Drinagrenze. Hervorzuheben sind das

serbische Infanterie-Regiment Nr. 6, II., Reservisten vom Infanterie-Regiment Nr. 14, ein halbes Pionierbataillon, drei Eskadronen.“

Auch Hötzendorf schwärmt für den eisernen Besen. Er drückt das in dem Satz aus:

„Besser hundert Leute jubiel einsperren als einen zu wenig.“

Der Brief selbst, den Hötzendorf am 28. Juli 1914 an den Grafen Berchtold gerichtet hat, lautet:

Wien, 28. Juli 1914.

Euer Erzellenz!

Eben erhalte ich Meldung, daß dem Metropolit in Balazsfalva aus Rumänien eine als Möbel deklarierter Sendung zugeht.

Bei der Untersuchung in Kolozsvar wurde festgestellt, daß sie aus lauter Waffen bestand. Der Waggon wird bewacht.

Ich bitte, dies Seiner Erzellenz Graf Tisza mitteilen zu lassen, vielleicht wird er dann die militärischen Vorsichtsmaßnahmen milder beurteilen; denn was in Siebenbürgen möglich ist, kann auch in Südungarn erwartet werden, und besser hundert Leute jubiel einsperren als einen zu wenig.

In vorzüglichster Hochachtung Euer Erzellenz ergebenster
Conrad.

Die Soldateska wütet!

Standrechtliche Erschießung eines Unschuldigen. — Bürgermeister werden verhaftet. — Niedrigstes Spitzeltum feiert Orgien.

„Vielleicht wird Tisza dann die militärischen Vorsichtsmaßnahmen milder beurteilen“, meint Hötzendorf, und aus jeder Zeile spricht das böse Gewissen und die Präpotenz des Militärs.

Was aber in Südungarn und in Siebenbürgen an militärischen Übergriffen geübt worden ist, das spricht deutlich aus einem Memorandum des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza an den Erzherzog Friedrich. Die Haare sträuben sich bei der Lektüre dieser Daten, wobei man bedenken muß, daß Tisza, der den ungarländischen Serben und Rumänen gewiß nicht allzu freundlich gegenüberstand, sicher nicht übertrieben hat.

Das Memorandum, das Graf Stefan Tisza am 18. September 1914 an Erzherzog Friedrich gerichtet hat, lautet unter anderem folgendermaßen:

„Ich kann gar nicht sagen, wie peinlich es mir ist, daß ich mich in diesen Tagen, in denen der Heldenkampf unserer Armeen meine ganze Seele erfährt und in denen ich wirklich in jeder Beziehung bemüht bin, mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln die Bestrebungen der Armee zu unterstützen, mit einer Klage an Eure k. u. k. Hoheit wenden muß.“

Ich würde dies nicht tun, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß diese Erscheinungen eine schwere Schädigung und Gefährdung vitaler Staatsinteressen bedeuten, besonders mit Rücksicht auf die weitere Entwicklung der Dinge.

Ich kann es nicht mit meinem Pflichtgefühl vereinbaren, weiter in verantwortlicher Stellung zu bleiben, wenn ich nicht die Macht besitze, inkompetente Übergriffe einiger Militärkommandostellen zu verhindern.

Mit dem Armeekommando von Peterwarad ist ein Abkommen geschlossen worden, daß wir auf eigenem Gebiet nur ausnahmsweise Gefangen ansahen, und auch dann nur in verrufenen Ortschaften, und selbst dort nur solche Individuen, die als subversiv gelten...

Ein österreichischer Offizier wird verhaftet.

„Schon in den ersten Mobilisierungstagen“, heißt es in dem Memorandum weiter, „wurden mehrere hundert sogenannte Verdächtige auf Grund der unmöglichsten Denunziationen verhaftet, darunter auch Generalmajor Cenna außer Dienst mit mehreren anderen Staatsbürgern rumänischer Nationalität.“

Nur auf Grund meiner persönlichen Intervention und aber Eingreifen Eurer Hoheit gelang es, im Banat und in der Backa die Verhaftung angesehenen lokaler Bürger zu hintertreiben und so zu verhindern, daß diese Leute nicht zum Gaudium der tatsächlich zum Verrat neigenden Elemente in den Kerker geschleppt würden.“

Nr.:

TAG:

Abgeordnete und Gemeindevorsteher kommen in den Arrest.

„In Slavonien“, fährt Lisza in seiner Klage fort, „wurden die Abgeordneten Anatol Janlovich und Nikolaj Petrovich, zwei bewährte Stützen der lokalen unionistischen Politik, verhaftet und ihre Freilassung ist bis heute nicht angeordnet. Auch der Bezirksvorsteher von Jlok, ein vertrauenswürdiger lokaler Beamter, ist verhaftet worden. Die Ver-

haftung wurde auf Grund einfacher Denunziationen vorgenommen.

In Zombor und Szabadka (dem jetzigen Subotica), wo keine Spur verräterischer Agitation zu bemerken war, wurden Geiseln ausgehoben. Auch der Geistliche von Kula, Milan Boberich, ein patriotisch gesinnter Poppe, wurde verhaftet und per Auto nach Ujverbász verschleppt. Dies geschah auf Grund einer Denunziation durch einen gewissen Rudi Fischer, einen gemeingefährlichen Vagabunden, der jetzt als Feldwebel in dieser Gegend dient.“

Hausdurchsuchungen beim Bürgermeister von Neusatz.

„In Neusatz“, zählt Lisza unerschütterlich weitere Daten auf, „wurde auf Grund anonymer Denunziationen ein Verfahren gegen den Bürgermeister dieser Stadt, Vladimir Demetrovic, eingeleitet. In tiefter Nacht erschienen in seiner Wohnung Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und hielten eine Hausdurchsuchung, die natürlich ergebnislos verlief. Seither leiden fast sämtliche Familienmitglieder an einem Nervenschock und sind vor der Einwohnerschaft auf das tiefste gedemütigt und diskreditiert.“

Die nächste Fortsetzung enthält:

„Wie die erste Offensive gegen Serbien blutig zusammenbricht.“ — „Der Aufmarschplan muß von heute auf morgen geändert werden.“ — „Ein Drittel der gegen Serbien aufmarschierenden Truppen wird nach Rußland dirigiert.“ — „40 österreichische gegen 48 serbische Bataillon.“ — „Was im Höfer stand und was im Höfer nicht stand.“ — „Kriegsführung, Taktik und Völkerrecht.“ — „Der Lovcen darf nicht beschossen werden.“ — „Potloreks Bittgesuch um Waffen.“

NEUES WIENER ABENDBLATT

Nr.: 118 TAG: 25. 4. 1930, 5

Der Krieg.

* Generaloberst Freiherr Roth-Limanowa: „Die Schlacht von Limanowa-Lapanow.“ (Innsbruck.) — In den letzten Novembertagen des ersten Kriegsjahres war sich die Bevölkerung Oesterreichs wohl nicht bewußt, wie nahe am Zerreißen der Menschenkammer war, der das Innere der Monarchie vor der herandringenden russischen Sturmflut schützen sollte. Vergebens warf die Heeresleitung Armee auf Armee den Soldatenmillionen des Zaren entgegen, der Opfertod von ungezählten Menschenleben vermochte das Tempo der „Dampfwalze“ bloß zu mäßigen; die Kräfte waren zu gering, um sie gänzlich zum Stillstand zu bringen. Schon schloß sich die russische dritte Armee an, die Festung Kratau einzuschließen, und weiter südlich stürmte die achte Armee gegen den von Borsoevle zäh verteidigten Karpathenwall. In dieser kritischen Situation, wo der Feind nicht weiter als vierhundert Kilometer von Wien stand, faßte Conrad v. Hörsendorf den kühnen Entschluß, südlich von Kratau, aus dem Gebirge heraus, gegen die linke Flanke der westwärts vorgehenden Russen vorzustoßen. Mit der Durchführung dieses gewagten Unternehmens wurde der damalige Feldmarschalleutnant v. Roth, der Kommandant des kampferprobten, meist aus Tirolern bestehenden „Edelweiskorps“, betraut. Durch Beigabe von Truppen anderer Verbände und einer preussischen Reservebrigade wurde seine Armeegruppe auf einen Kämpferstand von etwa 50.000 Mann erhöht. Mit diesen verhältnismäßig schwachen Kräften sollte Roth eine in ihrem Siegeslaufe bisher ungehemmte Russenmacht von mehr als 100.000 Mann angreifen. In Feldmarschalleutnant Roth aber stand der richtige Mann am richtigen Ort. „Der Plan ist gut, und ich werde ihm auch mit Gottes Hilfe zum Erfolg verhelfen“ — hatte er beim Empfang des Befehls geantwortet. Nach fünftägigem heißem Ringen war die Armeegruppe in der Flanke und im Rücken bedroht, aber die Tüchtigkeit des Führers, die unerschütterliche Ruhe und der zähe

Wille, verbunden mit einem durch nichts zu bannenden Optimismus, dies alles wirkte derart mächtig, daß nach Ablauf von zehn Tagen das anfänglich als hoffnungslos erschienene Ringen von einem glänzenden Erfolg gekrönt wurde. Die Schlacht von Limanowa brach den kleinmütigen Glauben an die Unwiderstehlichkeit der feindlichen Uebermacht. Die Russen mußten den Angriff auf Kratau aufgeben und bis hinter den Dukajec und die Rida zurückgehen. Die Gefahr eines Einbruches in das Herz der Monarchie war für immer gebannt. Die glänzende Waffentat der Armeegruppe Roth hat die Grundlagen für den Durchbruch bei Gorlice geschaffen. Einfach und sachlich hat Generaloberst Freiherr v. Roth kurze Zeit vor seinem am 9. April 1927 erfolgten Tode seine Erinnerungen an jene Kämpfe aufgezeichnet. Aber aus diesen schlichten Worten spricht ein abgeklärter Geist, ein aufrechter Mann zu uns, der in der Geschichte des großen Weltkriegen einen ehrenvoll verdienten Platz gefunden hat. In pietätvollem Gedenken hat der Alt-Kaiserjägerklub in Innsbruck die Arbeit seines toten Heerführers: „Die Schlacht von Limanowa-Lapanow“, in einem geschmackvoll ausgestatteten, mit Kartenmaterial reich versehenen Bande der Öffentlichkeit übergeben. Mit diesem Buch, das bei der Buchhandlung G. Hofner u. Ranschburg, Wien, 1. Bezirk, bezugsbar ist, erscheint die Kriegsliteratur durch eine lesernwertere Einzelschrift bereichert.

A. G.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 29. 4. 1930

Das Nacht in Koper stand

Wie die erste Offensive gegen Serbien blutig zusammenbricht.
Tausende müssen die Eifersüchtelei zwischen Hötzendorf
und Potiorek mit dem Tode bezahlen. — Der Justament.
standpunkt und die zweite Armee.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla

(Nachdruck verboten.)

Ein Unschuldiger wird hingerichtet.

Der ergreifendste Fall, den Tisza in seinem Memorandum aufzählt, ist wohl die standrechtliche Hinrichtung eines Geschäftsmannes in Zombor, der bloß dagegen protestiert hatte, daß die betrunkene Soldateska sein Geschäft demoliere.

Darüber steht in Tiszas Memorandum:

„In Zombor wurde anlässlich der Nachricht von einem Sieg des IV. Korps ein Umzug mit Militärmusik veranstaltet, in dessen Verlauf Militärpersonen die Geschäftshäuser mit zhrillischer Aufschrift bevastrierten. Der Inhaber eines solchen Ladens, Sanko Radosajevic, protestierte dagegen, wurde insuliert und gab einen Alarmruf in die Luft ab. Er wurde auf der Stelle verhaftet und das Armeekommando von Peterparad erließ den Befehl, daß falls der Polizeichef oder der Staatsanwalt von Zombor zu protestieren wagten, die Soldaten auch diese beiden verhaften sollten.

Diesen beiden Herren stel es natürlich nicht ein, aufzumachen und Radosajevic wurde von einem Standgericht zum Tode verurteilt und das Urteil auch vollzogen, ehe noch meine Depesche eingelangt war, die um Aufschub des Strahvollzugs bis zur Klärung der Kompetenz des Strafgerichtes bat...“

„Die Lage unhaltbar!“

Man sieht, der eiserne Besen segt. Nicht nur, daß Unschuldige hingerichtet werden, die wildgewordene Soldateska verhöhnt auch die Zivilbehörden. „Wenn der Polizeichef oder Staatsanwalt aufmucken, auch einsperren“ so lautet der Befehl des Militärkommandos.

Tisza schließt sein Memorandum, das natürlich während des Krieges nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat:

„Ich glaube, Euer Hoheit mit alldem Gewißheit darüber verschafft zu haben, daß die Lage wirklich unhaltbar geworden ist.

Solche Zustände untergraben das Ansehen der Regierung, setzen die patriotisch gesinnten Serben Demütigungen und Ungerechtigkeiten aus und erzeugen nicht nur jetzt, sondern auf lange Zeit hinaus eine Stimmung, die in den Tagen der Gefahr die militärischen Interessen schwer schädigt und eine heilsame Lösung der Nationalitätenfrage in Südungarn auf lange Zeit hinaus unmöglich macht.

Ich bitte Eure k. u. k. Hoheit, diese himelsschreienden Mißstände abzuschaffen... Besonders Gewicht lege ich darauf, daß Bürgermeister Demetrovic, Pope Boberith, sowie der Polizeichef und Staatsanwalt von Zombor Satisfaktion für das ihnen gegenüber bezugte ungebührliche Vorgehen erhalten.

Indem ich nochmals betone, wie außerordentlich schmerzlich es für mich ist, mich in einer so unangenehmen Angelegenheit an Eure k. u. k. Hoheit wenden zu müssen, da ich doch mit solcher Begeisterung für das Geschick unserer heldenhaften Armee bange, bitte ich Eure Hoheit, den Ausdruck meiner tiefsten Ergebenheit entgegenzunehmen.

Tisza.“

Inzwischen hatte der Weltkrieg begonnen. Der deutsche Siegeszug im Westen schien unaufhaltsam, an der Ostfront entwickelte sich der Aufmarsch der Millionenheere, während man an der Front gegen Serbien eine abwartende Haltung einnahm. Die militärische Lage hatte sich inzwischen verschlechtert. An Stelle des Aufmarschplanes „B“, dessen Durchführung Serbien einfach über den Haufen gerannt hätte, mußte der kombinierte Aufmarschplan treten, der zwar die vollen Kräfte gegen Serbien rollen ließ, die zweite Staffel aber so dirigierte, daß sie jeden Augenblick aus Ungarn nach Rußland abgelenkt werden konnte. Rumäniens Haltung war mehr als ungewiß und Geheimmeldungen aus Italien ließen es ratfam erscheinen, sich gegen einen Überfall von dieser Seite her zu decken.

Das bewirkte,

daß die nun gegen Serbien in Betracht kommenden Streitkräfte kaum stärker waren als die gegnerischen.

Montenegro, dessen König Nikita bisher eine geschickte „Schaufelpolitik“ betrieben hatte, war nun auf die Seite Serbiens getreten und Conrad von Hötzendorf stellt für die Operationen gegen Serbien folgendes

Kräfteaktuell

auf: Serbien und Montenegro 312.000 Gewehre, Österreich-Ungarn 417.000 Gewehre. Da aber die B-Staffel nur zu demonstrativen Zwecken gegen die serbische Grenze rollte und bis zum 31. August in Galizien eintreffen sollte,

verminderte sich diese Endziffer auf 253.000 Gewehre,

wozu noch der erschwerende Umstand kam, daß auch Bulgarien erst in den Krieg eintreten wollte, bis das österreichisch-ungarische Heer einen entscheidenden Sieg gegen die Serben errungen hätte.

Conrad von Hötzendorf sieht klar, daß durch die politischen Ereignisse Serbien zum Nebenkriegsschauplatz geworden ist und würde am liebsten die militärischen Operationen gegen Serbien rein defensiv leiten, aber...

„Auf meinen Entschluß, Serbien zum sekundären Kriegsschauplatz zu machen und die Entscheidung von Haus aus im Norden gegen Rußland zu suchen, wurden mir gegenüber Bedenken geäußert, die Popularität eines Krieges gegen Serbien hervorgehoben, die Gefahr betont, daß die gegen Serbien belassene Minimalgruppe geworfen werden und ein serbischer Vorstoß auf Budapest uns dann doch zwingen würde, starke Kräfte gegen Serbien zu wenden, während Rußland eine Entscheidung hinauszuziehen könne, so lange es wolle.“

Aber nicht nur diese Erwägungen störten das Konzept Hötzendorfs, sondern auch die Haltung Bulgariens, die er einen „circulus vitiosus“ nennt. Denn, so kalkuliert er, wäre Bulgarien gleich in den Krieg eingetreten, so hätte der entscheidende Erfolg gegen Serbien leichter errungen werden können, jener Erfolg, den Bulgarien als Grundbedingung seines Anschlusses an die Mittelmächte abwarten wollte.

Die verhängnisvolle Eifersüchtelei.

Es scheint aber, daß außer diesen Erwägungen sachlicher Natur, auch kleine menschliche Regungen den Chef des Generalstabes dazu veranlaßten, Serbien als Nebenschauplatz anzusehen. Die Operationen gegen Serbien leitete Feldzeugmeister Potiorek, von dem Hötzendorf sagte, er sei persona gratissima beim Kaiser gewesen und habe ausgezeichnete Verbindungen zur Militärkanzlei gehabt. Auch Potiorek scheint Hötzendorf mißtrauisch gegenübergestanden zu sein, denn er verlangte direkte Unterstellung seiner Gruppe unter die Militärkanzlei, eine Forderung, die ihm zugewilligt wurde und die Hötzendorf verletzen mußte.

Diese stille, uneingestandene Eifersüchtelei hat vielen Tausenden das Leben, Hunderttausenden die Gesundheit gekostet, ja, diese erste Niederlage bestärkte auch die noch schwankenden Nachbarn Italien und Rumänien in ihren Neigungen zur Entente.

„Er ließ schlagen eine Bruden“

In den Augusttagen 1914 konnte man dieses Lied in ganz Wien hören, Soldaten sangen es, die ins Feld zogen, Kinder, Frauen. In den Kaffeehäusern gab man von Mund zu Mund, daß man „Stadt und Festung Belgrad“ dem Kaiser zu seinem 81. Geburtstag präsentieren werde.

In Wahrheit bestand das Geburtstagsgeschenk in der düsteren Meldung einer eklatanten Niederlage an die Militärkanzlei.

Nr.

Überführung der Donau bei Belgrad, Einnahme der Stadt, Vormarsch, das waren die Ansichten der Kaffeehaus-Strategen über die zu erwartenden militärischen Ereignisse. Diese Auffassung — sie basierte auf der Überlieferung des Prinz-Eugen-Liedes — war, so behauptet ein militärischer Fachmann,

richtiger als der Aufmarschplan, der schon vor Jahren ausgearbeitet worden war und den die militärische Fachkritik einmütig als verfehlt bezeichnete.

Der Aufmarschplan, den man schon vor Jahren im Café „Schwarzenberg“ am Offiziersstammtisch besprochen hatte sah vor:

5. Armee Offensive über die untere Drina (Zbornik-Raca) auf Baljevo: nördliche Begrenzung Raca, an Sabac westlich vorbei, Koceljevo, Lajtovac. 2. Armee über die Save, Offensive im Anschluß an die 5. Armee. 6. Armee: Belassung eines Kraftminimums gegen Montenegro, Versammlung der Hauptkräfte gegen Serbien, zunächst Abwehr feindlicher Einbrüche in Bosnien-Herzegowina, dann Offensive im Anschluß an die 5. Armee, etwa Richtung **Agica**.

Zu diesem Offensivplan bemerkt General Alfred Kraus:

„Was diesen Offensivplan betrifft, begriff ich nicht, wie man überhaupt auf die Idee kommen konnte, den Angriff in dieser Richtung anzusetzen, wo doch gerade gegen Serbien die natürlichste und einfachste Methode auf der Hand lag und zwar: Angriff gegen Belgrad, die Hauptstadt Serbiens, von wo sich die besten Kommunikationsmittel nach allen Seiten verzweigten. Belgrad lag dicht an unserer Grenze und wurde nur durch die Save von unserem Gebiet getrennt. Fast alle großen Heerführer der Vergangenheit, die auf dem Balkan einen entscheidenden Sieg erringen wollten, hatten dort die Donau überseht, zu einer Zeit, als Belgrad noch eine der stärksten Befestigungen war. Nun wollte man einfach dieses glänzende Einfallstor nach Serbien umgehen und sich in das Fleisch Serbiens verbeißen, wo es am dicksten war, besonders im nordwestlichen entlegendsten Winkel Serbiens, über schwierige Hindernisse hinweg, durch wegloses Gebirge, wo es keine betriebsfähigen Bahnen und keine fahrbaren Wege gab, weit entfernt vom Herzen des Landes.“

So lautete die fachmännische Kritik des Offensivplanes, der 1907 vom General Graf Beda ausgearbeitet und bereits allgemein bekannt war. In Wirklichkeit konnte er aber gar nicht in voller Wucht ausgeführt werden, weil

ein Drittel der gegen Serbien aufmarschierenden Truppen nach Rußland dirigiert werden mußten.

Und dennoch Offensive.

Höhendorf ist sich zwar dessen bewußt, daß eine Offensive gegen Serbien im Augenblick wenig Aussicht hat, ja, er bezweifelt sogar ihre Wirkung im Falle des Erfolges und sagt:

„Ich erwiderte auf die Einwände:

Wenn wir unten (Serbien) einen Erfolg haben und oben nicht, ist er für die Raß“.

Ich verwies auf Custozza und Königgrätz (1866) — 1866 siegte am 24. Juni die I. I. Südararmee bei Custozza über die Italiener, am 3. Juli wurde die I. I. Nordarmee bei Königgrätz von den Preußen geschlagen, der Krieg damit entschieden — und setzte fort: Kommt es zum großen Krieg, so müssen wir die Entscheidung auf dem Hauptkriegsschauplatz suchen. Es bleibt zwar beim Abrollen der B-Staffel gegen Serbien, aber mit der Absicht, sie dort nicht einzusetzen, sondern gegen Rußland heranzunehmen, und zwar auch das 7., 8. und 9. Korps. Vorläufig ist hierüber aber nicht zu sprechen.“

Eine Armee, die nicht kämpfen darf.

So ergibt sich das Kuriosum, daß einem General für eine Offensive eine Armee zur Verfügung gestellt wird, die er aber auf keinen Fall verwenden darf. Man schickt einen Soldaten in den Krieg, gibt ihm ein geladenes Gewehr, sagt ihm aber: „Wenn du auch noch so bedrängt bist, schießen darfst du mit dem Gewehr nicht.“

Nach dem Zusammenbruch der Offensive wird mit Argumenten und Gegenargumenten über die Verantwortlichkeit debattiert. Potiorek beruft sich darauf, daß er, falls er die 2. Armee im Augenblick der Gefahr hätte verwenden dürfen, keine Niederlage erlitten hätte. Höhendörfer erklärt, Potiorek habe vom Anfang an gewußt, daß ihm die 2. Armee nur zu demonstrativen Zwecken überlassen worden sei und deutet an, Potiorek habe ihn durch die Operationen zwingen wollen, schließlich nachzugeben und die 2. Armee auf dem serbischen Kriegsschauplatz zu belassen. Potiorek wieder erklärt, der Zustandestandpunkt Höhendörfers habe nicht nur den Zusammenbruch der Offensive verschuldet, sondern die 2. Armee sei auch nach ihrer Abberufung zu spät am nördlichen Kriegsschauplatz eingetroffen, um ihn die Ereignisse noch entscheidend einzugreifen.

Höhendorf erklärt, Potiorek habe aus Ehrsucht seinen großen Einfluß beim Kaiser dahin mißbraucht, möglichst viel Truppen und Kriegsmaterial an sich zu ziehen, um durch einen Sieg in Serbien Lorbeeren zu ernten. Potiorek läßt durchblicken, daß der Zustandestandpunkt Höhendörfers in

bezug auf die 2. Armee den tieferen Sinn hatte, durch eine Schlappete in Serbien Potiorek beim Kaiser in Mißkredit zu bringen.

Die Wahrheit zwischen den beiden Anschauungen dürfte, wie meist, in der Mitte liegen. Tatsache ist, daß diese erste verfehlte Offensive Tausende von Kindern zu Waisen gemacht hat. Zum erstenmal erschienen endlose Verwundetenlisten, zum erstenmal erzählten zurückgekehrte Verwundete die Schrecken eines Rückzuges.

48:40.

Inzwischen waren auch die Serben nicht müßig gewesen und Konfidentenmeldungen ließen erkennen, daß die Serben selbst eine energische Offensive gegen Sarajevo vorbereiteten.

Nach den eingegangenen Geheimberichten hätte Feldzeugmeister Potiorek 40 Bataillone gegen 48 serbische Bataillone zur Verfügung gehabt.

Potiorek ahnt die Gefahr. Verzweifelt wehrt er sich gegen die Absicht Höhendörfers ihm die Staffel B, also ein Drittel seiner Heeresmacht, zu entziehen.

Am 7. August sendet er ein chiffriertes Telegramm an Höhendörfer.

„An A. O. K. Wien vom FZM. Potiorek am 7. August 1914, Op. Nr. 143.“

Im Einvernehmen mit 2. Armee bitte ich, letztere anzuweisen, zur Unterstützung der längstens 12. August beginnenden Vorrückung der 5. Armee über die untere Drina am 10., 11., 12. August bei gleichzeitiger Beschießung des Feindes bei Belgrad, an Save-Strecke

Mitrovic - Obrenovac und Donau-
strecke Pancsova-Kevevara demon-
strative Übergangsversuche zu
machen, die mit Überschiffung der
zur 5. Armee übertretenen 7. I. T. D.
an von mir bezeichnetem Punkt und
vorübergehender Belassung anderer
schwacher Kräfte am südlichen
Ufer zu verbinden wären."

Darauffin antwortet Conrad:

"Op. Nr. 376. Serbisch-monte-
negrinischer Vorstoss von Uzice,
Sandzak, Gacko auf Sarajevo wahr-
scheinlich. Erfolgreiches Zurück-
schlagen von höchster Bedeutung.
Save-Donau-Übergang 2. Armee und
I. T. D. ist ganz ausgeschlossen."

Trotz dieses strikten Befehles befehligt Potiorek um-
gehend zurück:

"Chiffriertes Telegramm an
A. O. K. von FZM. Potiorek am 8.
August 1914 Nr. 4290 Op. Nr. 165
vom 8. August auf Op. Nr. 376 des
Chefs des Generalstabes.

Bitte nochmals um Freigeben
Dispositionsrechtes über zu 5.
Armee gehörenden 7. I. T. D. und um
demonstratives Handeln der 2.
Armee. FZM. Potiorek."

Aber Högendorf bleibt unerbittlich. Und auf den Zu-
satz eines Telegramms Potioreks, in dem es heißt:

"Falls sich die Nachrichten
über die Rückwärtskonzentrierung
der russischen Armee bestätigen
sollten, wäre Anordnung vielleicht
doch möglich, die Mitwirkung der
2. Armee gegen Serbien durch deren
Vorgehen bis an die Ralja wirksamer
zugestalten, als dies durch blosser
Demonstration erfolgen kann."

macht er in seinen Memoiren nur die Bemerkung:

"... woraus sich die Vermutung einer russischen Rück-
wärtskonzentrierung gründete, war mir nicht erklärlich.
Die 2. Armee unterstützte schon durch ihren Aufmarsch
an der Save-Donau, der die Serben mit einem Eingreifen
bedrohte, die Aktion der 5. Armee. Über eine solche
durch Demonstrationen verstärkte Drohung hin-
aus durfte nicht gegangen werden, sollte die
2. Armee noch zeitgerecht nach Galizien gelangen."

Nach Sarajevo aber ließ Högendorf folgende
geharnischte Antwort richten:

"Armeeoberkommando Op. Nr. 380,
An 6. Armeekommando Sarajevo,
8. August 1914.

Auf Op. Nr. 143. 2. Armee wird
angewiesen, Anforderungen 6.
Armeekommandos zur Demonstration
für Unterstützung eventuellen
Offensive 5. Armee zu entsprechen.

Darüber hinaus Mitwirkung 2.
Armee unmöglich.

Abtransport laut Op. Nr. 273 muss
unbedingt verlässlich durchführ-
bar bleiben.

2. Armee im Krieg gegen Russ-
land sogleich notwendig, ihr Vor-
gehen über Save-Donau daher ganz
ausgeschlossen.

Gruppender 7. I. T. D. in Syrmien
und 107. Ls. Bg. im Banat dürfen
feindliche Richtung auf Budapest
nicht entblößen. Wiederholte
Meldung, dass Bevölkerung Syrmiens
und Banats ganz unverlässlich.

Save-Übergang für 7. I. T. D. hat
daher unbedingt zu unterbleiben.

Abziehen von Teilen 107. Ls. Bg.
aus dem Banat unzulässig
Feindliche Artillerie
bei Belgrad macht Verstärkung des
Schiffsparkes in der Save jetzt
unmöglich"

Nr.:

TAG:

Conrad ist unerbittlich.

Man sieht, Höhendorf verteidigt seine Zustimmung zu fast allen Vorschlägen Potiorets. Auch die gewünschte Beschließung Belgrads untersagt er der 2. Armee mit Rücksicht auf die völkerrechtlichen Bestimmungen.

Potiorek versucht nun, das Kommando der 2. Armee auf eigene Faust für sich zu gewinnen. Dieses aber, vorläufig genügt, meldet diese Fühlungsnahme dem Generalstabschef, der befriedigt feststellt:

„Das 6. Armeekommando war zur Erzielung einer Mitwirkung der 2. Armee auch mit deren Kommando in Verbindung getreten.“

Dieses wandte sich selbstverständlich an das A. O. K., dem es direkt unterstand. Daraus ergab sich folgender Depeschentausch:

„A. A. K. an A. O. K. Wien. Op. Nr. 136. 7. August 1914.“

6. Armeekommando stellte für den 1. August nach Genehmigung durch das A. O. K. Überschiffung der 7. I. T. D. über die Save westlich Belgrad in Aussicht.

Nach Durchführung dieser Überschiffung und nach dem Abmarsch der 2. Armee wären in Syrmien ausser Sicherheitsbesatzung Peterwardeins, schwerer Artillerie und zurückbleibender technischer Truppen keine Truppen verfügbar. 2. Armeekommando.“

Höhendorf überlegt, Potiorek aber urgiert beim 2. Armeekommando die Entscheidung, worauf dieses ein drängendes Telegramm an Höhendorf richtet:

„2. A. K. an A. O. K. Wien Op. Nr. 154. 8. August 1914.“

Bisher von Wien über Mitwirkung der 2. Armee an den Operationen der 5. und 6. Armee keine Weisung erhalten. Vorbereitungen für diese erfordern mindestens zwei Tage. 2. Armeekommando.“

Höhendorf ist unbeugsam und läßt depeeschieren:

„A. O. K. Wien an 2. A. K. Op. Nr. 380 vom 8. August 1914.“

Auf Op. Nr. 136 und 154. Anforderungen 6. Armeekommandos zu Demonstrationen und Unterstützung eventueller Offensive der 5. Armee ist zu entsprechen. Abtransport 2. Armee laut Befehl Op. Nr. 278 muss jedoch unbedingt verlässlich durchführbar bleiben. Save-Donau-Übergang für 2. Armee daher ausgeschlossen.

6. Armeekommando hat Auftrag, Save-Übergang 7. I. T. D. nicht durchführen zu lassen“

Die nächste Fortsetzung enthält:

„Die Offensive beginnt.“ — „Die ‚siegreiche Wendung‘ bei Sabac.“ — „Die 21. L. I. D. neuerlich geschlagen.“ — „Höbennachrichten auf Höbennachrichten.“ — „Der Befehl zum Rückzug.“ — „Zusammengebrochen.“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 5. 5. 1930

Das ruckwärtige Stand

Die Offensive beginnt
Wendung bei Sabac. — und endet.
neuerlich geschlagen. — Die 21. Landwehr-Infanterie-Division
gemeldet wurde. — Rückzug!!! — Wie es dem Kaiser

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla

Die „siegreiche
Infanterie-Division
dem Kaiser

(Nachdruck verboten)

Auch der Lobcen darf nicht beschossen werden!

Inzwischen hatten die Serben, die ja den österreichisch-ungarischen Aufzugsplan bis ins kleinste Detail kannten, sich schon formiert. Auch Montenegro hatte die Feindseligkeiten eröffnet.

Feldzeugmeister Potiorek berichtet an das A. D. R., daß anscheinend etwa

fünf feindliche Divisionen im Begriffe seien, sich gegen Sarajevo vorzuschieben.

Um neun Uhr vormittags hatte laut Telegramm des 47. Infanteriedivisionskommandos ein Parlamentsär bei Trinita ein Schreiben des montenegrinischen Divisionsärs Martinovic, der das Kommando auf dem Lobcen führte, überreicht, das den Beginn der Feindseligkeiten für drei Uhr nachmittags ankündigte.

Das 6. Armeekommando befahl hierauf dem 47. Infanteriedivisionskommando, etwaiges Feuer vom Lobcen entschieden zu erwidern und von dort vorgehende Truppen rücksichtslos zu bekämpfen; doch dürfe bis auf weiteres eine Besiznahme des Lobcen nicht erfolgen. Diese Bindung hinsichtlich des Lobcen war durch die Erklärung Italiens bedingt, daß es seine Neutralität hievon abhängig mache.

Am 9. August versucht Potiorek nochmals via 2. Armeekommando den Chef des Generalstabs umzustimmen. Vom 2. A. R. langte beim A. D. R. am 9. August folgendes Telegramm ein:

„An A. O. K. vom 2. Armeekommando, 9. August, Op. Nr. 178.“

Plan des 6. Armeekommandos für Offensive der 5. und 6. Armee bedingt für den Erfolg eine wirksame Unterstützung durch 2. Armee, die nur durch energische Offensive über Save-Donau, keinesfalls aber durch Demonstration allein erreicht werden kann, da sonst Nordflügel der 5. Armee vom 14. August an ernstlich gefährdet wäre und diese Armee vor dem Abgehen der 2. Armee einen Echo erleiden könnte, ohne dass diese ihn abzuwehren vermöchte.

Energische Offensive der 2. Armee würde aber Einhalten des befohlenen Abmarschtermines unmöglich machen. Erbitte dringend Entscheidung.

2. Armeekommando.“

„Um allen Versuchen vorzubeugen . . .“

Ob die Offensive gelingt oder nicht, ist Höhendorfs kleinere Sorge. Wichtig ist für ihn, daß das Prestige des Armeeeberkommandos nicht noch mehr verletzt werde, als dies durch die direkte Unterstellung Potioreks unter die Militärkanzlei des Kaisers ohnehin schon geschehen ist.

Er merkt ganz gut, daß die wiederholten Urzungen des 2. Armeekommandos von Potiorek herkommen und sagt in seinen Memoiren:

„Um allen Versuchen vorzubeugen, erging am 9. August an Feldzeugmeister Potiorek als Antwort auf sein Telegramm Op. Nr. 165 vom 8. August nachstehendes Telegramm des A. D. R. Op. Nr. 423:

„Auf Op. Nr. 165 bleiben hinstellige Weisungen Op. Nr. 380 hinsichtlich begrenzter Mitwirkung 2. Armee und 7. I. T. D. unbedingt aufrecht. Save-Donau-Übergang für beide unzulässig.“

Armeeeberkommando.“

Potiorek steht um Waffen. Jedes Kaliber, jedes Modell ist ihm recht.

Einer der Momente, die für eine Offensive gegen Serbien sprachen, bestand darin, daß Serbien noch nicht völlig gerüstet war. Auch die militärische Ausrüstung der österreichisch-ungarischen Truppen ließ zu wünschen übrig und man befürchtete, daß, wenn man noch mehr Zeit verstreichen lasse, die

Serben nicht nur numerisch, sondern auch hinsichtlich der Ausrüstung unseren Truppen weit überlegen sein würden.

Potiorek ist sich der mangelhaften Dotierung seiner Truppen mit Gewehren und Artillerie bewußt und er

fleht Höhendorf in einem Brief geradezu an, ihm Gewehre und Geschütze zu verschaffen, auch das Beste Kaliber ist ihm recht!

Das Schreiben lautet:

„Sarajevo, Konal.“

Guer Excellenz!

... Um Gewehre habe ich das Kriegsministerium schon gebeten. System und Kaliber sind für diesen Zweck gleichgültig. Liegen nicht etwa in Siehr Gewehre, die für einen fremden Staat bestellt wurden? Und hat, nebenbei bemerkt, nicht etwa Skoda für China bestimmte Geschütze oder dergleichen? Ich könnte auch solche Geschütze gut brauchen...“

Conrad von Höhendorf lehnt auch in der Antwort auf diesen Brief alle meritorischen Wünsche seines heimlichen Rivalen ab. Er ist von dem Erfolg der geplanten Offensive begrifflicherweise nicht überzeugt, legt aber den Kontraverten auf einen solchen fest, denn er schreibt in der Antwort, die am Abend des 9. August um 8 Uhr 30 Min. dem Kurier Hauptmann Perkovic übergeben wurde:

... Meine Auffassung der Lage gipfelt darin, daß wir am Balkan jetzt unter keinen Umständen einen Echo erleiden dürfen und daß ein Erfolg jetzt von allergrößtem Wert wäre...“

... Wegen der Gewehre und Geschütze werde ich beim Kriegsministerium vorstellig werden.

An dem ungestörten Abtransport der 2. Armee müssen wir unbedingt festhalten; an ein Wegziehen der halben 7. Division sowie der Landsturmtruppen östlich der Donau ist daher nicht zu denken...“

Der Balkankriegsschauplatz ist zwar ein „Nebenschauplatz“, ein Erfolg aber wäre vom „allergrößten Wert“, denn noch ist an eine Verwendung der 2. Armee, die für diesen Erfolg von höchster Wichtigkeit wäre, nicht zu denken.“ Mit dieser strategischen Einigkeit wurde die erste Offensive dieses Weltkrieges vorbereitet!

„Über die Ereignisse im Südosten können keine . . .“

Es gibt eigentlich noch keine „Höser“-Berichte, die erst später in Erscheinung treten, aber in dem offiziellen Bericht vom 13. August 1914 heißt es:

Nr. 2

Wien, 13. August. Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz wurde gestern eine russische Gruppe, bestehend aus einem Bataillon, mehreren Kosakenrotten, mit Maschinengewehren und zwölf Geschützen geworfen, so daß sie in fluchtartigem Rückzuge wieder über die Grenze zurückwichen.

Überdies gingen weitere kleinere russische Abteilungen, die über die Grenze gekommen waren, bereits beim Herannahen unserer Truppen zurück.

Über die Ereignisse im Südosten können wegen der noch gebotenen Geheimhaltung auch heute keine konkreten Daten veröffentlicht werden.

Das war die Einleitung zu den ersten Massenspektakeln, die einer verfehlten militärischen Aktion und der Opferlosigkeit zweier hoher Militärs zuzuschreiben sind.

Vorerst fliegen noch die Depeschen zwischen den beiden Hauptführern hin und her, jeder will, von bösen Vorahnungen erfüllt, den Rücken gedeckt haben, wenn es schiefgehen sollte.

So schreibt Potiorek am 12. August 1914, also genau an jenem Tage, an dem über die Ereignisse im Südosten nichts veröffentlicht werden darf, an Conrad von Höhendorf:

Sarajevo, 12. August 1914.

Seit Beginn der Mobilisierung sind alle meine Maßnahmen in dem Sinne getroffen worden, mich der von E. E. ungefähr für den 12. August avisierten Offensive der 2. und 5. Armee in möglichst großer Stärke in der allgemeinen Richtung auf Uzice anschließen zu können.

Die bezüglichen Bewegungen waren in voller Durchführung, als das mir am 6. August zugeworfene Telegramm mich über das um den 18. August beginnende Abgehen der 2. Armee und die dadurch eingetretene durchgreifende Änderung der allgemeinen operativen Lage orientierte.

... Es wäre mir direkt angenehm gewesen, wenn der erwartete serbische Vorstoß von Uzice und aus dem Sandjak zu dieser Zeit schon angelegt gewesen wäre. Ich hätte mich nicht Sarajevo geschlagen...

... Der gegnerische Stoß ist aber bis heute nicht erfolgt und ich kann unmöglich das Schlechteste tun, d. h. untätig warten, und dies noch in einer Lage, wo ein siegreicher Kampf notwendig ist, um Bulgarien mitzureißen.

Darum muß ich den Gegner aussuchen, und dies kann nur in der allgemeinen Richtung auf Uzice geschehen, wobei ich aber — mit dem rechten Flügel vorgehend — über Plebje—Priboj ausholen muß, um auch die im Hinterland befindlichen serbischen Kräfte zu fassen...

Noch einmal kommt Potiorek auf die Verwendung der 2. Armee zu sprechen und erhält von Höhendorf die erbetene Gutheißung der Offensive mit folgendem Telegramm:

„Geheim“

Potiorek, Sarajevo, chiffriert.

Wien, am 14. August 1914.

Herzlichsten Dank für Brief vom 12. Hierstellige Briefe vom 8. und 9. August waren nur für feindlichen Einbruch gedacht. Da dieser unterblieb, ist die von E. E. begonnene Offensive auch ganz der hiesigen Auffassung entsprechend; mit Gutheißung derselben übernimmt A. O. K. auch volle Verantwortung für diesen Entschluss.

Alle hierseitigen und ununterbrochenen Bemühungen haben Bulgarien noch nicht zum Eingreifen gebracht; vielleicht erfolgt dieses nach den ersten Erfolgen, die ich E. E. aufrichtigst wünsche.

Conrad.

Dieses Telegramm unterstützt auch ein Brief, in dem aber Höhendorf Potiorek neuerlich auf die Seele bindet, die 2. Armee ja nur zu Demonstrationszwecken zu benutzen. In dem Brief heißt es:

Wien, 14. August 1914.

... Da nun dieser serbische Einfall nicht erfolgt, erscheint die Offensive über die Drina als das wirksamste Mittel für die der 5. und 6. Armee zufallende Aufgabe, und der von E. E. gewünschte Moment auch als der passendste, weil dabei zunächst noch die 2. Armee durch ihre bloße Anwesenheit und Demonstration an der Sava—Donau für den Erfolg zur Geltung kommt. Die Maßnahmen E. E. decken sich somit vollkommen mit jenen des Oberkommandos, welches mit seiner Zustimmung auch die volle Verantwortung übernommen hat.

Auch die im Schreiben E. E. vom 12. d. M. dargelegten Ansichten über die weitere Führung des Krieges in Serbien decken sich vollkommen mit den hiesigen. Solange der Feind durch die im Herzen seines Landes anwesende 5. und 6. Armee gebunden ist, fehlt ihm die Möglichkeit, in das Gebiet der Monarchie einzufallen und insbesondere die so empfindliche Richtung auf Budapest zu nehmen.

Also vollkommene Übereinstimmung und Gutheißung, dennoch bemerkt Höhendorf nach Empfang der ersten Probenachrichten vom Zusammenbruch der Offensive:

Zu meiner engsten Umgebung äußerte ich über die Aktion gegen Serbien: „Das gefällt mir nicht, es war von Anfang an etwas schwächlich!“

Die Offensive beginnt!

Der Plan der Offensive war folgender: am 12. August überfiel die 5. Armee unter dem Kommando Liborius Frank die Drina und beginnt den Vormarsch, der von der 2. Armee unter Böhm—Ermoni unterstützt wird, während die Offensive der 6. Armee unter Leitung Potioreks am 14. August beginnt.

Bis zum 14. August klappte die Sache. Der Vormarsch der 5. Armee wurde plangemäß durchgeführt, und am 14. August erschienen langatmige Berichte über unsere Siege an der Drina. Dann tiefes Stillschweigen — am 16. August noch einmal detailliertes Aufzählen der siegreichen Einzelaktionen an der Drina — aber, derjenige, der bereits jetzt in den offiziellen Berichten zwischen den Zeilen zu lesen versteht, schüttelt befragt den Kopf. In all den poetischen Schilderungen handelt es sich um Aktionen bis zum 14. August, warum schweigen sich die Berichte über die Ereignisse vom 15., 16. und 17. August aus?

Eine um so beredtere Sprache sprechen die Geheimberichte von den einzelnen Armeen an das Armeekommando. Sie ergeben, ohne jeden Kommentar ansinbergereicht, ein plastisches Bild der Niederlage, ihrer Ursachen und ihrer Folgen.

Der Generalstabschef des 2. Armeekommandos (Generalmajor Recensky) telephonierte, daß die Serben einen Angriff auf Belgrad zu erwarten schienen, die 2. Armee die Demonstration am 1. August, 5 Uhr nachmittags, durch Überschiffungen beginnen würde.

In das 2. Armeekommando erging um 9 Uhr 30 nachmittags der telephonische Befehl:

Nachrichten aus Sofia bestätigen im allgemeinen die Auffassung des 2. Armeekommandos. Die serbische Armee soll angeblich sogar eine Offensive über die Sava—Donau beabsichtigen. Das Festhalten des Feindes dürfte am besten durch Bekämpfung seiner Artillerie im Raume Obrenovac—Belgrad—Semendria—Kostolac—Bl. Vardiste und durch demonstrative Überschiffungsvorbereitungen zu erreichen sein.

Schon am 13. August machen Depeschen an das Armeekommando verfrühte Vorwürfe wegen des schlechten Terrains. So depechiert das 6. Armeekommando am 18. August:

Bei Loznica wurden die Serben nach heftigem Widerstand vertrieben. Das VIII. Korps hatte zwar geringen gegnerischen Widerstand, aber schwierige Vorrückungsverhältnisse im Terrain (Kukuruz)

Und schon kommt die erste Rückzugsmeldung vom 5. Armeekommando in Janja vom 15. August, 8 Uhr 45 vormittags:

. . . . In der Nacht zum 15. August zweimaligen Angriff feindlicher Division auf Sabac unter Mitwirkung kombinierter Brigade Generalmajors Letovszky (Marsch- und Landsturmformationen) abgewiesen. Verlustreicher Kampf. Generalmajor Dany verwundet. Feind hält Höhen bei Misar. Gruppe Sabac greift mit Unterstützung des IV. und IX. Korps heute an. Serbischer Nachtangriff zwang linken Flügel des XIII. Korps zum Rückzug. Höhe Gr.-Dobric in der Frühe wiedergenommen. XIII. Korps kann erst mittags vorrücken, 42. Ls. I. D. will eventuell gegen Krupanj einschwenken . . .

Diese Meldung wurde um 1 Uhr 15 nachmittags durch folgende ergänzt:

. . . Bei Sabac kämpften 25 Bataillone gegen zirka eine Division Serben. Angriffe bei Sabac und Loznica für uns sehr verlustreich. I. R. 16 grosse Offiziersverluste. Furchtbare Hitze.

Hözendorf merkt aus diesen Meldungen, daß etwas nicht stimmt. Wie reagiert er darauf? Seine Haupt Sorge ist, Potiorek könnte trotz des Verbotes die 2. Armee verwenden. In seinen Memoiren resümiert Hözendorf:

Die Vorgänge bei der 5. Armee erweckten die Beforgnis, daß Teile der zum Abtransport nach Gallizien bestimmten 2. Armee in den Kampf gezogen werden könnten. Es erging daher an das Kommando der 2. Armee der Befehl.

Op. Nr. 692.

5. Armeekommando meldet heftige Kämpfe bei Sabac. 10. R. D., 23. J. D. und VII. Korps müssen unter allen Umständen rechtzeitig abtransportiert werden. Zusammen gibt Hözendorf zu:

Das 2. Armeekommando war in keiner leichten Lage! Einerseits der — auch kameradschaftliche — Zug, die auf dem serbischen Gebiet kämpfende 5. Armee direkt zu unterstützen, andererseits die unerbittliche Forderung, alle Kräfte der 2. Armee intakt und rechtzeitig zur Hauptentscheidung nach Gallizien zu bringen.

Doch schon war die 2. Armee in Kämpfe verwickelt und Potiorek bestürmte das Armeoberkommando, das inzwischen bei Przemysl angelangt war, mit Telegrammen, ihm doch den vollen Einsatz der Kräfte der 2. Armee zu gestatten. Aber Hözendorf bleibt unerbittlich, bis ihn die Ereignisse allzu bald zwingen, das Engagement der 2. Armee doch zu gestatten. Allerdings kommt diese Konzeption — echt österreichische Tragik — zu spät.

Am 16. August bittet das 6. A. R. (Feldzeugmeister Potiorek) mit Op. Nr. 69 erneuert, die 2. Armee zu kräftigen Demonstrationen an der Front aufzufordern, und Hözendorf konstatiert mit Traurigkeit:

Bei Sabac erschienen zwei serbische Divisionen geschlagen zu sein, allerdings unter Mitwirkung der 62. J. Bg. des IV. und der 29. J. D. des IX. Korps, die zur 2. Armee gehörten.

Am 17. August sendet das 6. A. R. (Feldzeugmeister Potiorek) eine alarmierende Depesche an das 2. A. R.:

„Ersuche dringendst um raschesten Vorstoss über die Save, da sonst nicht nur Lage der 5. Armee sehr kritisch, sondern später auch Abtransport 2. Armee äusserst gefährdet und eventuell unmöglich!“

Und um 1 Uhr nachmittags war beim Armeoberkommando folgende Depesche vom 2. Armeekommando eingelangt:

Laut Meldung: Nördliche Flügelkolonne 5. Armee zurückgegangen. Überlegene feindliche Kräfte haben südliche Flügelgruppe Hortstein zum Rückzug auf Sabac gezwungen. Setzte IV. Korps zur Unterstützung Direktion Sabac ein.

Resigniert und vorwurfsvoll konstatiert Hözendorf:

Die Gefahr, die 2. Armee gänzlich in die Kämpfe südlich der Save-Donau verwickelt zu sehen, war da!

Das Ende.

Der Anfang vom Ende war da!

Was nun folgt — es soll in der nächsten Nummer ausführlich erzählt werden — ist das Debakel auf der ganzen Front, die Verwundung der zweiten Armee — entgegen den klaren Dispositionen des A. O. R. — in die kriegerischen Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatz, das Debakel der stärksten Armee und der trostlose Rückzug von Trümmern der zweiten Armee in den Retablierungsraum, wo Bracks, zu abgekämpften Korps mühselig zusammengestellt, in die Waggon gepfercht und zum Kampf gegen die Russen transportbereit gemacht wurden.

Das war das Ende des „ersten siegreichen“ Monats des Weltkrieges.

Der Kaiser erhielt eine verschämte und verblühte Mitteilung, Potiorek den Auftrag dafür zu sorgen, daß die siegreichen Serben den geschlagenen Österreichern und Ungarn wenigstens nicht über die eigenen Grenzen auf das eigene Gebiet folgen.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 12. 5. 1930

Das Nichtinlöser Land

Allgemeiner Rückzug hinter die Drina. — Die 2. Armee wird verzettelt. — Der Echo der 21. Landwehrdivision. — Be- schwerden gegen Hötzendorf. — Das Komunique vom „Nebenkriegsschauplatz“. — Potiorek selbständig gemacht. wird vom Kaiser

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla

(Nachdruck verboten)

Die nächsten Tage sollten Höhenort allerdings die Überzeugung bringen, daß nicht die Gefahr, sondern die Katastrophe da war.

In Höhenort tobte ein schwerer Kampf, den er nach Vertreibung der Feindnachrichten auszukämpfen hat. Soll er die Offensive seines Rivalen retten und die 2. Armee zur Verfügung stellen, oder soll er auf seinem bisherigen Standpunkt verharren? Nichtsdestoweniger entschließt ihm die Bemerkung:

Entsprang vielleicht alles nur dem Bemühen des Feldzeugmeisters Potiorek, die 2. Armee unbedingt in den Kampf auf dem Balkan zu verwickeln, um sie seinen Zielen verfügbar zu machen?

Nichtsdestoweniger entschließt sich Höhenort — allerdings „schweren Herzens“, wie er selbst zugibt — für eine „vorübergehende, doch engbegrenzte Heranziehung des IV. Korps zur Unterstützung der 5. Armee“.

„Zur siegreichen Wendung bei Sabac...“

Am 17. August um 2 Uhr 30 nachmittags erging aus Przemysl an das 2., 5. und 6. Armeekommando der Befehl:

Op. Nr. 818. Soferne Einsehen IV. Korps zur siegreichen Wendung bei Sabac notwendig ist, hat es zu geschehen.

Schon ist das Gesamtbild ein bedenkliches. Höhenort sagt:

Als Gesamtbild ergab sich, daß die 6. Armee in weit-ausholender Bewegung nicht recht vorwärts kam, die Offensive der 5. Armee über die untere Drina rückte, am Nordflügel sogar von einem Mißerfolg begleitet und eine weitere Unterstützung der 5. Armee durch die 2. Armee angebahnt war.

Potiorek weiß, daß eine vorübergehende, doch engbegrenzte Heranziehung den verfahrenen Karren nicht aus dem Sumpf ziehen kann, und depešchert daher an das Armeekommando:

„17. August, 7 Uhr nachmittags.
Op.-Nr. 75 vom 17. August.“

Tropfenweises Einsetzen der 2. Armee kann zu Misserfolg führen. Ausser bei Sabac müsste auch bei Kupinowo mit starker Kraft Übergang bewerkstelligt werden. 2. Armee kann bis zu ihrem Abtransport nicht der Zuseher grösserer Kämpfe sein. 6. op. A.-K.“

Das Armeekommando antwortet:

„Armeekommando:
Op.-Nr. 831.“

6. Armeekommando, Sarajevo.
Przemysl, am 17. August 1914.

Einsetzen 29. Dion. und IV. Korps schon genehmigt. Degagieren der 5. Armee wird aber vornehmlich vom Vorgehen der 6. Armee erwartet.“

Und da das 2. Armeekommando, das den Zusammenbruch der Offensive voraussieht, wenn es nicht eingreifen darf, sich mit einer dringlichen Bitte an das Armeekommando wendet, antwortet dieses dezidiert:

2 Op.-Nr. 832, 9 Uhr 45 nachmittags.
2 A.-K. abgeht unbedingt. Überdies nach Erfolg bei Sabac auch späteres Abgehen IV. Korps in Aussicht.

Seiner Majestät wird zum Geburtstag der Zusammenbruch der Offensive zu Füßen gelegt!

In Wien tuschelt man schon am 16. August, man werde Kaiser Franz Josef zum Geburtstag Belgrad zu Füßen legen, und da die Gerüchte von den ungeheuren Verlusten schon bis nach Wien gelangt sind, schütteln einzelne die Köpfe, ob das Geburtstagsgeschenk nicht zu kostspielig gewesen sei. Im Hauptquartier Geburtstagsfeier. Höhenort, den die Nachrichten aus Serbien beunruhigen, ist in düsterer Stimmung. Er schreibt:

In die Erinnerung an die alljährliche Begehung dieses Festtages im Frieden drängte sich jetzt der Ernst der Lage. Der Kontrast war groß!

Der Ernst der Lage bestand in Unglücksdepešchen vom serbischen Kriegsschauplatz. Schon sprechen die Depešchen von einer Retablierung der 21. S. J. D., ein Zeichen, daß diese Truppe eine gründliche Schlapp e erlitten haben mußte.

Es heißt darüber in einer Situationsmeldung der 5. Armee vom 17. August:

... Das 2. A. R. war um diese Zeit, 17. August, 10 Uhr 30 nachmittags, über die 5. Armee dahin orientiert, daß die 9. J. D. bei Teteris, die 36. J. D. bei Prezal glücklich gekämpft hätte, und daß die 21. J. D. bei Grusic in Retablierung begriffen sei...

... Von Janja langte am 18. August, 1 Uhr 45 vormittags, seitens des 5. A. R. die Meldung ein, daß sich die 21. S. J. D. bei Gursic-Gulstovic sammelt... Die Situation bei der 36. J. D. sei unverändert, die 42. S. J. D. und die 13. S. Bg. gehe im Raum Cuslike und Belacrdva vor, wo sie schwer gekämpft hatte und unter Verpflegungsschwierigkeiten leide. 12. S. Bg. (Gruppe Feldmarschallleutnant Eisler) auf Höhe Preblop (?), die 1. S. Bg. müsse zwischen der 12. S. Bg. und 13. J. Bg. sein.
5. A. R. Lipnica.

Die 21. Landwehr-Infanterie-Division neuerlich geschlagen.

Die Situation wird immer kritischer.

In einer Situationsmeldung der 2. Armee um 4 Uhr nachmittags heißt es:

... 9. J. D. war vormittags durch einen umfassenden Angriff gegen ihren Nordflügel Lodorob bedroht. 10 Uhr vormittags behauptete sie sich.

... 21. S. J. D. soll 7 Uhr vormittags von Prnjavor gegen Grusic abmarschiert sein und im Laufe des Vormittags bei Petkovic gekämpft haben...

Höhenort kommentiert diese Meldung:

Die bisherigen Meldungen über die 21. S. J. D. besagten, daß sie nach dem Exce vom 16. August nach Grusic zur Retablierung zurückgegangen sei. Nunmehr liegt die Meldung vor, daß die Division bis Prnjavor zurück mußte.

Aber die Feindnachrichten laufen weiter ein.

5. Armee, Situationsmeldung: 5. Armee seit 12. August in täglichen blutigen Kämpfen. Unterstützung aus Sabac war unzureichend, Verpflegungs- und Munitionsnachschub schwer. 5. Armee für Niederwerfung des Feindes unzureichend. Ohne starke Kolonne Sabac-Baljevo Weitermarsch auf Baljevo ausgeschlossen. Enthält der 21. S. J. D. dem 2. A. R. unbekannt.

A. R. Lipnica.

Überhaupt entwickelt sich die 21. S. J. D. — wir werden später hören warum — zum Sorgenkind des A. R. So heißt es in einer Situationsmeldung des 5. A. R. vom 18. August, Telephon, 10 Uhr vormittags:

Nr.

36. J. D. hat Javala befehlt, rechts Verbindung mit der 42. J. D., 9. J. D. und Teile der 21. J. D. haben Linie Teferes-Todorow gehalten. Die anderen Teile der 21. J. D. standen tagsüber bei Lipolitz, ohne etwas zu unternehmen, mit Ausnahme von 9 Kompanien, die 8 Uhr vormittags dort aufgebrochen sind.

Eine rügende Depesche geht an Feldzeugmeister Potiorek:

„Befehl. Op.-Nr. 840. Ehestes Vordringen auf Uzice erforderlich. Abflattern des XVI. Korps hintanhaltend; dessen direktes Eingreifen zur Erzwingung des Vorgehens bei Visegrad erscheint dringend.“

Der Feldzeugmeister antwortet:

„Allgemeine Direktion auf Uzice. Beginn 20. August aus Linie Bajnabasta-Visegrad-Rudno-Priloboj. Hauptkraft XVI. Korps wird nach sehr grossen Leistungen voraussichtlich schon 19. August Lim erreichen. Abflattern wurde von Haus aus vermieden, doch musste Aktionsfreiheit durch stärkere Sicherung gegen Süden geschaffen werden.“

Und so muß der Tagesbericht vom 18. August an Seine Majestät an Stelle der Eroberung Belgrads folgendes melden:

Nördlicher Flügel 5. Armee hat sich gegen wiederholte Angriffe sehr starker feindlicher Kräfte behauptet; 21. J. D. 16. und 17. August große Verluste; durch weiteres Abbleiben und langsames Vorwärtkommen der 5. Armee ist 5. Armee, gegen welche sich serbische Hauptmacht wendet, in schwierige Lage geraten, welche Einsetzen des IV. Korps südlich der Save erfordert. 29., 31. und 32. J. D. werden daher vorläufig auf südlichem Kriegsschauplatz bleiben.

Trotz dieser Verstärkung mußte Mitte der 5. Armee zurückgehen.

Beim IV. Korps bereits eine rückgängige Bewegung . . .

Am 19. August um 6 Uhr nachmittags traf folgende Telephondepesche des 5. A. K. beim Armeeoberkommando ein:

5. Armee ist im Rückzug auf die Höhen Hilsch Jesnica, Loznica. VIII. Korps: eine Division versprengt, eine Division fürchterlich gelitten. XIII. Korps noch immer intakt. IV. Korps mit gleichstarkem Gegner bei Sabar im Kampfe. Erfolg noch nicht bekannt. Die angebotene Hilfe kam zwei Tage zu spät. 5. A. K. in Janja.

Befehl zum Rückzug.

Man entschließt sich Conrad von Hötzendorf, den Befehl zum Rückzug zu erteilen.

Telephonisch und telegraphisch erläßt er folgende Direktive an Feldzeugmeister Potiorek:

„Op.-Nr. 865 vom 19. August 1914.“

Wenn längeres Festhalten der 5. Armee und der Gruppe General der Kavallerie Tersztyanszky auf

serbischem Gebiet nicht mehr möglich, gilt folgende Direktive:

5. Armee hinter die Drina zurückzuführen mit Aufgabe, Vordringen des Feindes über den Fluss zu verwehren.

IV. Korps, 29. Division, halbe 7. I.-D. und Gruppe Generalmajor Letovsky nördlich der Save derart gruppieren, dass ein feindliches Vordringen über die Save verhindert werden kann, was ihre Aufgabe bildet.

6. Armee: Wenn durchführbar, lokalen Schlag gegen den hart gegenüber befindlichen Feind führen; isoliertes Engagement mit feindlicher Hauptkraft vermeiden.

Im übrigen ist der ursprünglichen Aufgabe, feindliche Einbrüche auf unser Gebiet zu verwehren, nachzukommen.

Geht an Feldzeugmeister Potiorek. Die 5. Armee und das 2. A.-K. werden über die Aufgabe der 5. Ar-

mee und Gruppe Tersztyanszky orientiert. Das 2. A.-K. veranlasst Verständigung Generals der Kavallerie Tersztyanszky.“

Noch einmal versucht Potiorek, die noch nicht abtransportierten Kräfte der 2. Armee zur Verfügung gestellt zu erhalten, aber Hötzendorf erteilt folgenden abschlägigen Bescheid:

Feldzeugmeister Potiorek,
Sarajevo.

Przemysl, am 20. August 1914.

Op.-Nr. 872 - auf Op.-Nr. 91-k. Laut Meldung 5. A.-K. ist Nordflügel dieser Armee, VIII. Korps trotz Eingreifens des IV. Korps durch Übermacht zertrümmert worden.“

10. K. D. und 23. L. I. D. seit 18. August im Abtransport. Letztere Division überdies in weit entfernten Einwaggonierungsstationen, deren Einsetzen daher unmöglich. Direktiven Op.-Nr. 865 vom 19. August müssen daher aufrecht bleiben.

„Eiliger Rückzug!“

Und an den Chef der Militärkanzlei Seiner Majestät ging folgende Depesche:

Durch weiteres Abbleiben und langsames Vorgehen der 6. Armee ist 5. Armee, gegen welche sich serbische Hauptmacht wendet, in schwierige Lage geraten, welche Einsatz des IV. Korps südlich der Save erforderte.

29. I. D., 31. und 32. I. D. bleiben daher vorläufig auf südlichem Kriegsschauplatz. Rest der 2. Armee und 10. K. D. sind im Transport nach Norden.

Am 20. August 1914, also an dem Tag, da die eingelangten Geheimmeldungen das Debakel unserer Truppen in Serbien schon klar erkennen ließen, meldete der

offizielle Kriegsbericht:

I. Südöstlicher Kriegsschauplatz

Nach den heftigen Kämpfen im nordwestlichen Serbien ist der geschlagene Gegner sowohl von der Save wie von der Drina im eiligen Rückzug in das Innere begriffen.

Aber die Operationen an der Donau abwärts von Belgrad kann nichts mitgeteilt werden.

Aber schon im

Tagesbericht vom 19. August an Seine Majestät heißt es:

Op.-Nr. 877

Przemysl, am 20. August 1914.

Balkan: 5. Armee seit 13. August im Kampf gegen die sukzessive auf acht bis neun Divisionen verstärkte serbische Hauptkraft; nachm. Entschluss des 5. Armee-kommandos, auf Höhen Loznica, Ljesnica zurückzugehen, da VIII.

Korps sehr schwere Verluste.

XIII. Korps intakt, IV. Korps mit 29. I. D. war nachmittags noch im Angriff aus Raum Sabac gegen Süden.

Ein Befehl des Feldzeugmeisters Potiorek für den 20. August hatte verfügt, daß die 5. Armee die Linie Bidojebica—Zadranska—Ljesnica—Carigrad, Höhen östlich Zbornik, zu halten habe. Aber schon um 4 Uhr nachmittags des 20. August traf ein Resümee des 5. A. G. beim A. D. G. über die Kämpfe bei Loznica, Ljesnica ein, in dem es heißt:

5. Armee und Gruppe Tersztyansky kämpften mit sieben gegen neun Divisionen. Durch Rückzug der 9. I. D. wurde Lage des XIII. Korps unhaltbar. 21. I. D. zersprengt. Verbleiben des VIII. Korps am rechten Drina-Ufer unhaltbar.

Allgemeiner Rückzug hinter Drina angeordnet. Tersztyanszky auf nördliches Save-Ufer bei Sabac. Drina-Save-Linie wird gehalten. Rückzug nur durch Nichteingreifen der 2. Armee verursacht.

Am 20. August langt vom Feldzeugmeister Potiorek noch ein dringendes Telegramm ein:

Ich halte mich für verpflichtet, zu melden, dass wenn nicht sogleich alle Teile der 2. und 6. Armee offensiv gegen Serbien vorgehen, um dessen Erfolge gegen die 5. Armee schleunigst wettzumachen, mit dem bedenklichsten Verhältnissen in unseren von Serben bewohnten Gebieten zu rechnen ist, was meine Aufgabe äusserst schwierig gestalten würde. FZM. Potiorek.

Aber Höpferdorff ist der Ansicht, daß die Niederlage in Serbien nicht so bedeutend ist, als daß ihre Vermeidung den Abtransport der 2. Armee nach Rußland verhindern sollte und depešiert:

Auf Op.-Nr. 99 vom 20. August.

E. E. Vorschlag wegen Verwendung der 2. Armee nicht durchführbar. Die Entscheidung liegt im Norden, wohin alle Kraft gezogen werden muss.

IV. Korps und 29. I. D. verbleiben nur vorübergehend zur Verfügung E. E. am südlichen Kriegsschauplatz

Auch der 21. August bringt Stobsnachrichten. Eine Meldung des Feldzeugmeisters Potiorek vom 21. August, 11 Uhr 30 Min. vormittags, bejagt:

IV. Korps nach Klenak gegangen. Sabac brückenkopffartig gehalten. 5. Armee dürfte heute Uferwechsel vollenden. 21. Lw. I. D. zum Teil erneuert zersprengt. 12. Gb. Bg. westlich Ljubovija. XV. Korps schreitet vor, konnte Entscheidung trotz bravouröser Stürme heute nicht herbeiführen.

Die nächste Fortsetzung enthält:

„Wien und Budapest werden befestigt.“ — „Die Offensive war falsch.“ — „Ströme von Blut.“ — „Nutzlose Menschenopfer.“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 19. 5. 1930

Das nicht in Ziffer stand

Rückzug über die Drina. — Ein Keulenschlag für Hötzendorf.
— Die Offensivpläne haben sich schon in dem Krieg als
Wahnsinn erwiesen. — Das erste Debakel. — Blut in Strömen!

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla

(Nachdruck verboten.)

Es dauerte lange, bis zunächst bloß in den Geheimmeldungen das ominöse Wort „Befreiung vom Feind“ auftauchte. Der offizielle Bericht vom 15. August hatte noch vom Vordringen der österreichisch-ungarischen Truppen gesprochen und dabei den Satz eingeflochten: „Nach unsere Verluste sind nicht unbeträchtlich“, der offizielle Bericht vom 16. August sprach von dem „Sieg unserer Truppen an der Drina“ und verhieß: „Die Detailnachrichten über den Verlauf der Kämpfe und die erbeuteten Trophäen werden folgen“.

Über was am 23. August 1914 folgte, war alles andere, nur kein Siegesbericht. Es hieß darin u. a.:

Als dann unsere auf serbisches Gebiet weit vorgedrungenen Truppen am 19. August abends nach erfüllter Aufgabe den Befehl erhielten, wieder in die ursprüngliche Situation an der unteren Drina und Save zurückzugehen, ließen sie auf dem Kampfplatz einen vollständig erschöpften Gegner zurück.

Was zwischen den versprochenen detaillierten Siegesmeldungen und der offiziellen Wendung „in die ursprüngliche Situation zurückzugehen“ lag, das hatte das Gerücht weiblich ausgefüllt.

In Wien gab man sich geheimnisvoll von Mund zu Mund, daß ein Armeekommandant wegen Einverständnis mit dem Feind erschossen, daß unser Aufmarschplan gegen Serbien verraten worden sei und „daß dort drunten die schrecklichsten Dinge geschähen“.

Daß die Gerüchtemacherei die Dinge noch schwärzer sah, als sie in Wirklichkeit waren, daran war vor allem das Armeeeoberkommando schuld, das sich von Anfang an auch gegen die Verursacher in strengstes Stillschweigen hüllte,

so daß nicht nur der österreichische und der ungarische Ministerpräsident sich über Mangel an Informationen beklagte, sondern sogar der Kaiser selbst.

Am 8. August hatte Tisza sich beim Kaiser in einer Audienz darüber beschwert, daß Höhendorf die Politiker gänzlich uninformiert lasse und auch Graf Berchtold hatte sich ähnlich geäußert, Conrad von Höhendorf blieb aber unzugänglich und als General Martener, der die Aufgabe hatte, den Generalstabschef unzustimmen, bemerkte:

„Seine Majestät möchte aber Tisza nicht vor den Kopf stoßen“,

da antwortete Höhendorf ganz mild:

„Dann soll Seine Majestät zwischen mir und Tisza wählen.“

Das Debakel in Serbien ließ sich nun doch nicht mehr verheimlichen. Die ausländischen Blätter sprachen von großen serbischen Siegen und von einem Wiener Gericht wurde der Koch des englischen Botschafters, ein Franzose, der „unwahre Gerüchte“ von Niederlagen der österreichisch-ungarischen Truppen in Serbien verbreitet hatte, verurteilt.

Der Rückzug über die Drina.

Während die 5. Armee geschlagen, bezimert, einen kopflosen Rückzug antat und die 2. Armee geschwächt und ungeordnet nach Rußland einwagantiert wurde, flogen zwischen dem Armeeeoberkommando, dem Kommando der 6. Armee in Sarajevo und der Militärkanzlei des Kaisers die Depeschen hin und her.

Die Niederlage war nicht mehr abzutreiten. Man ging es bloß darum, die Verantwortlichkeit festzustellen. Potiorek und alle ihm unterstellten Kommandanten weisen einmütig darauf hin,

daß das verspätete Einsehen der 2. Armee den Elat verursacht habe, Conrad erklärt, Potiorek habe von Anfang an gewußt, daß er mit der 2. Armee nicht rechnen dürfe, seiner Ansicht nach habe Potiorek zwischen der 5. und 6. Armee eine zu große Lücke gelassen, die dann durch das zu langsame Vordringen der 5. Armee noch vergrößert worden sei.

Das Resümee vom 23. August lautet:

Am 19. August stand die 9. I. D. schon drei Tage im heftigsten Kampf, die 21. Lw. I. D. war schon am 15. August zersprengt, konnte daher nicht unterstützend eingreifen; das XIII. Korps hatte

einen mindestens ebenbürtigen Gegner vor sich; die Situation war schon vormittags bedrohlich....

Um 2 Uhr nachm. war der Widerstand der 9. I. D. gebrochen. Ihr Rückzug gestaltete auch die Lage des XIII. Korps sehr kritisch. Daher erfolgte die Anordnung des allgemeinen Rückzuges.

Noch will man das rechte Drina-Ufer halten, aber das VIII. Korps erhebt Einsprache. Das Korps müsse unbedingt hinter die Drina zurückgehen, weil sonst ein neuerliches Debakel bei der 21. Lw. I. D. unausbleiblich wäre.

Es wird der Rückzug über die Drina angeordnet. Der Gegner drängt nach. General Terzjthansky berichtet:

Am 19. August, 1 Uhr nachmittags, trat der Feind den Rückzug an. Infolge Kräftezustandes der Truppen unterliessen die Divisionäre die sofortige Verfolgung....

Potiorek will noch Sabac halten. Er fühlt, daß das A. D. K. seine Absichten nicht unterstützen wird, und sucht, wie Höhendorf bemerkt, einen direkten Weg zum Kaiser.

Der Reutenschlag für Höhendorf.

Am 21. August, 10 Uhr 30 Min. nachmittags, langte ein kifiziertes Telegramm des Kaisers bei Höhendorf ein, das ihn

wie ein Reutenschlag trifft.

Wien, 21. August Nr. 15. res.,

Da ich es für notwendig erachte, die am Balkan kämpfenden Streitkräfte einem Kommando zu unterstellen, so verfüge ich, dass Feldzeugmeister Potiorek selbständig das Oberkommando über alle gegen Serbien und Montenegro kämpfenden Armeekorper zu führen hat, deren Verminderung Mir keineswegs zweckmässig erschiene.

Fz.

Nr.:

„Franz“ zeichnet der Kaiser diese Depesche, die in ihrer Stillisierung Höhendorf den Vorwurf macht, die zweite Armee Potiorets vorzuziehen zu haben.

Dieses Telegramm hat seine Vorgeschichte. Nicht nur Potiorets selbst hatte sich an den Kaiser gewendet, sondern auch Graf Berchtold, der in einer Privataudienz bei Kaiser Franz Josef die Selbständigmachung Potiorets verlangt hatte.

In einem Brief an Volfras urgiert Berchtold die Erfüllung dieses Versprechens und schreibt:

Im Verlaufe der mir erteilten Privataudienz hat Seine Majestät die Gewogenheit gehabt, mich von Befehlen in Kenntnis zu setzen, die ergangen sind,

um zu vermeiden, daß das Armeecorpskommando in Einkunft die Verfügungen des Generals Potiorets durch gegensätzliche Anordnungen durchkreuzt...

Ich habe aus den Worten Seiner Majestät nicht die Sicherheit gewonnen, daß dies bereits verfügt wurde...

Der Chef der Militärkanzlei beruhigt Berchtold:

Minister des Außern, Graf Berchtold.

Wien, am 23. August 1914. Volfras.

Ref. Nr. 17/MKSM. exp. 23. 8. 14.

Hochgeborener Herr Graf!

In Erwiderung des hochgeschätzten Schreibens vom 22. d. M. freue ich mich, mitteilen zu können, daß die Kommandoverhältnisse bereits in der gewünschten Weise geregelt sind...

Es ist nun zu erwarten, daß Feldzeugmeister Potiorets seine nun nicht mehr von anderer Seite beeinflussten Armeekorps erfolgreich verwenden können.

Das Debakel der 21. Landwehrdivision.

Inzwischen war die Untersuchung über das Debakel der 21. L. F. D. eingeleitet worden.

Am 20. August um 9 Uhr abends war Generalstabsobersst Günter des 5. Armeekommandos in Przemyśl eingetroffen und berichtete mündlich:

„Das XIII. Korps sei sehr gut und auch jetzt in guter Verfassung, die 9. F. D. sei glänzend, ganz das Gegenteil aber wäre bei der 21. L. F. D. der Fall. Sie rückte ohne Verbindung vor, wurde überrascht, worauf die Leute einfach durchgingen und auseinanderliefen. Major Körner des Generalstabes hatte sich bemüht, Teile zu sammeln. Er hatte in der Front Offiziere kartenspielerisch getroffen, ohne Mannschaft, die sich verlaufen hatte. Das IV. Korps wäre fortwährend erwartet worden, sei zögernd vorgegangen und nicht rechtzeitig gekommen.“

Schließlich wurde über die Ereignisse bei der 21. L. F. D. während der Schlacht von Sabac nachträglich noch bekannt,

daß die Division während der Nüchternung im Raume Stalakis—Cullovic am 16. August von serbischen Truppen und Banden überfallen und zersprengt worden war, Teile bis Zanka und Djelina zurückgingen,

die Division sich am 18. August östlich der Drina gesammelt hatte und mit 3000 bis 4000 Mann operationsbereit gewesen sein dürfte.

Und am 26. August wurde aus Sarajevo telegraphisch das Ergebnis der Erhebungen über die jüngste Offensive gemeldet:

Festgestellt, daß die 21. L. F. D. infolge Mißgriffe ihrer Generale und mangelndem Eifer der Offiziere versagt hat. Nur Landwehrinfanterieregiment Nr. 6 (Eger) hat seine Pflicht getan. Versagen der 21. L. F. D. Hauptgrund des Mißerfolges am 19. August; aber nicht ausschlaggebend. Auch das Zurückgehen der 9. F. D. in eine rückwärtige Linie hätte keinen allgemeinen Rückzugsbefehl ausgelöst, wenn nicht der Kommandant des VIII. Korps, der sich gleich anderen Kommandanten zu weit vorne befand und lokalem Eindruck ausgesetzt war, den Rückzug als unvermeidlich

gemeldet hätte, was er später beim Eintreffen nächst der Drina persönlich wiederholte und so den Rückzugsbefehl auf das linke Ufer hervorrief. Das XIII. Korps wollte selbst nach Empfang des Befehles nicht zurückgehen.

Das Ergebnis der Untersuchung war die Anordnung des Statutums für die ganze 21. L. F. D. An dem Debakel war aber nichts mehr zu ändern.

Die Verluste an Offizieren und Mannschaften waren enorm, fast alle höheren Offiziere des 11. Pilsner und 91. Budweiser Regiments waren gefallen, sowie der Kommandant und sämtliche Offiziere des 24. Feldhaubitzenregimentes. Das 38. Infanterieregiment der 7. F. D. ließ allein 35 Offiziere und 600 Mann als Lote auf dem Schlachtfeld zurück!

Der Chef der Militärkanzlei, Volfras, schreibt in einem Privatbrief:

Während die Öffentlichkeit die deutschen Siege anstaunt und jubelt, grämt sie sich über die mageren Nachrichten über unsere sogenannten Erfolge. Das Communiqué über den „Nebenkriegsschauplatz“ hatte nicht den gewünschten Effekt.

Die beklagenswerten Ereignisse bei der 5. Armee haben diesem Schauplatz eine hohe moralische Wichtigkeit gegeben, die man nur voll ermessen kann, wenn man zum Beispiel, wie ich, authentisch weiß, daß über die ganze 21. Landwehrdivision das Standrecht bez-

hängt ist, daß das VIII. Korps beim Kriegsministerium die Zusendung der Ersatzbatterien angesprochen (also viele Geschütze an die Serben verloren hat) usw. usw., dann müssen wir da unten unsere Waffenschre retten um jeden Preis. Auch für zwei komplette Divisions-Sanitätsanstalten wurde Ersatz vom Kriegsministerium erbeten...

Minister des Außern sieht nun jede Chance verloren, die Balkanstaaten für uns zu gewinnen, da wir in Serbien nicht ausgiebig offensiv werden.

Wien und Budapest werden besetzt.

So schreibt Volfras, der Chef der Militärkanzlei. Wie man die militärische Lage infolge der zusammengebrochenen Potiorets-Offensivs auffaßt, geht daraus hervor,

daß Kaiser Franz Josef jetzt nach langem Sträuben nachgibt und die Befestigung der Donaulinie, sowie die Befestigung Wiens und Budapests anordnet.

Politisch waren die Folgen dieser Niederlage katastrophal. Bulgarien, das seinen Beitritt zu den Mittelmächten von einem strategischen Erfolg der österreichisch-ungarischen Armee gegen Serbien abhängig gemacht hatte, zögerte und war schließlich, allerdings zu spät, nur dazu zu bewegen, unter deutschem Kommando in den Krieg einzutreten, während die feindliche Haltung Italiens und Rumaniens durch diese Niederlage der Mittelmächte, die von der Entente-Prese im Gegensatz zu den „mageren Nachrichten“ im Inland publizistisch tüchtig ausgewertet wurde, sich noch verstärkte.

Zusammengebrochen — ehe sie angefangen hat!

Der erste Erfolg der überreilt angeführten Offensive der 5. Armee war nicht dauernd. Sie drang zwar über die Drina vor, mußte aber nach achttägigem hartem, verlustreichem Kampf gegen überlegene serbische Truppen sich wieder hinter die Drina zurückziehen. Die 2. Armee ließ zwar einzelne ihrer zum IV. Korps gehörenden Truppen zur Unterstützung der Offensive über die Save nach Sabac vordringen, doch war diese Unterstützung wirkungslos, weil die Truppen in der Nähe der Save bleiben mußten und nicht nach Süden abschwenken durften.

Das Kommando der 2. Armee nahm die Truppen auch zwei Tage später wieder über die Save zurück, die, ohne ein Resultat zu erzielen, schwere Verluste erlitten hatten.

Als die 5. Armee infolge eines serbischen Gegenangriffes hinter die Drina zurückgedrängt wurde und in eine kritische Lage geriet, wandte sich Potiorek neuerlich an die 2. Armee um Unterstützung, diese aber hatte bereits strikten Marschbefehl nach Gallizien erhalten. Einzelne Teile der 29. J. D. und des IV. Korps wurden zwar neuerlich über die Save nach Sabac vorgeworfen, wo sie in heftige Kämpfe verwickelt wurden, als aber die 5. Armee am 20. August zum Rückzug hinter die Drina gezwungen wurde, mußten auch diese Truppen mit zurückgehen. Neuerdings unter schweren Verlusten, ohne Erfolg. Für die Soldaten war es deprimierend, zu sehen, wie sie nutzlos verbluteten.

Lisza protestiert beim Kaiser!

In Ungarn, wo das Parlament tagte, blieb auch die Art der Kriegsführung nicht unbesprochen. Allerdings drang nichts davon in die Öffentlichkeit, aber der ungarische Ministerpräsident Graf Lisza wandte sich in einem Memorandum an den Kaiser.

In dem Memorandum heißt es u. a.:

Gegen besetzte Stellungen wurden Frontalangriffe gerichtet, der nötige Sicherungsdienst und die genügende Artillerievorbereitung wurden unterlassen, und wenn auch diese Angriffe mit Todesverachtung durchgeführt wurden, so kosteten sie doch unverhältnismäßig große Opfer an Menschenleben. Andererseits wurde die Offensive durch zwei räumlich weit voneinander entfernte Armeen durchgeführt, so daß wir bei Sabac und Lomnica einem numerisch überlegenen Feind gegenüberstanden, während die 6. Armee tief im Süden marschierte und überhaupt nicht zur Verwendung gelangte.

Darauf ist unsere kritische Lage auf dem südböhmischen Kriegsschauplatz zurückzuführen...

Und nun fordert Lisza in seinem Memorandum ebenso wie Berchtold den Kopf Conrad von Hötzendorfs, beziehungsweise die Selbständigmachung des Feldzeugmeisters Potiorek vom Armeeoberkommando und schreibt weiter:

Andererseits müßte für alle Truppen die Weisung ergehen, überflüssige Blutopfer zu vermeiden, die Angriffe entsprechend vorzubereiten und nur nach entsprechender Konzentration der Kräfte offensiv vorzugehen.

In unseren Armeen und Bältern sind alle Elemente eines Sieges vorhanden. Wertvolle Schätze sind schon infolge fehlerhafter Leitung nutzlos verschwunden worden, und auf diese Weise kann alles verlorengehen, wenn nicht ein Nachwort des Obersten Kriegsherrn Ordnung schafft!

Auf dieses Memorandum Liszas antwortete eine Depesche Kaiser Franz Josefs:

Habe Minister Hazai zu mir bitten lassen, der Ihnen mitteilen wird, dass ihre Bedenken völlig zerstreut sind. Franz Josef.

Die Bedenken wurden durch die Selbständigmachung Potioreks zerstreut. Hötzendorf führte zwar noch einen erbitterten Depeschekrieg mit der Militärkanzlei, aber außer mehr oder weniger versteckten Vorwürfen, daß sich selbst „Seine Majestät mit den dürftigsten Informationen begnügen müsse“, und sehr lauen Vertrauensversicherungen war dort nichts mehr zu holen.

Die nächste Fortsetzung enthält:

„Schulter an Schulter“ gegen die russische Dampfwalze. — Wie die Zusammenarbeit zwischen dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen A. O. K. aussah. — Der deutsche Aufmarschplan und die Rolle Österreichs.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 26. 5. 1930

Was nach in "Leder Hand"

"Schulter an Schulter" gegen die russische Dampfwalze:
Wie die Zusammenarbeit zwischen dem deutschen und dem
österreichischen A. O. K. aussah. — Der deutsche
Aufmarschplan und die Rolle Österreichs.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Rauchmittel verboten.)

Die erste Botioreff-Offensive ist zusammengebrochen. Gegen Serbien hat die Armee der Großmacht Österreich-Ungarn, vorläufig wenigstens, versagt. So endete der Feldzug, von dem einen Monat vorher Graf Forgach noch erklärt hatte:

„Es soll ja nur eine Extratour sein!“

Wien und Budapest wurden „auf alle Fälle“ befestigt, obgleich sich im entscheidenden Ministerrat vom 7. Juli 1914 „bei der Diskussion über die Ziele einer kriegerischen Aktion gegen Serbien“ die Diplomaten die Köpfe schon über sehr entfernte Ziele zerbrochen hatten.

Damals hatte der k. k. Ministerpräsident Stürgkh betont, daß es sich auch empfehlen dürfte, die Dynastie Karageorgevich zu entfernen und einem europäischen Fürsten die Krone zu geben,

solte ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis des verkleinerten Königreiches zur Monarchie in militärischer Hinsicht herbeizuführen.

Und am 5. August äußerte Erzellenz Sieghart in einem Gespräch mit Conrad von Höhendorf seine Anschauungen darüber,

„was nach einem siegreichen Krieg gegen Serbien in wirtschaftlicher Hinsicht zu geschehen hätte“.

„Ich legte ihm nahe, ein Memoire hierüber zu verfassen und es Seiner Majestät zu überreichen“, schreibt Höhendorf, fügte jedoch bei:

„Vor allem aber haben wir Serbien noch nicht; man soll das Fell des Bären nicht teilen, solange man es nicht hat.“

Der Kontrast war um so ärger, als die Schlappe Österreich-Ungarns in Serbien schwerwiegende außenpolitische Folgen hatte. Bulgarien, das mit einem Sieg der österreichischen Waffen gerechnet hatte, wurde kopfscheu, und der k. u. k. Gesandte in Sofia, Graf Tarnowski, schreibt am 11. August 1914 aus Sofia:

Nr. 412, Sekretiert.

Nr. 536, Chiffre. Streng geheim.

„Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß man uns hier der Minderung unserer Stoßkraft gegen Serbien nicht längst verdächtigt. Alle Fragen, die seitens der Minister an mich gerichtet, entsprangen solchem Verdacht und noch weitergehenden Vermutungen.“

Man erwartete hier, Zeuge einer rasch und glänzend durchgeführten Strafexpedition zu sein, und wir selbst betonten ja bis vor kurzem, daß wir selbstredend allein mit Serbien fertig werden würden und Bulgarien nur ruhig bleiben sollte. Hätten wir von vornherein vorbereitet, daß im Falle Nichtlokalisierung des Krieges wir Kooperation Bulgariens wünschten, wäre der Eindruck der Enttäuschung über unsere Aktion gegen Serbien vermieden.“

Bulgarien trat also nicht in den Krieg ein; daß Italien vom Dreibund abfallen werde, war bereits so gut wie sicher, und auch die Neutralität Rumäniens war nur solange verbürgt, als der schwererkrankte König noch lebte.

Unter solchen Umständen hing alles davon ab, ob der deutsche Aufmarschplan funktionieren und das österreichisch-ungarische Heer imstande sein werde, den Vormarsch der Russen im Osten solange aufzuhalten, bis Deutschland im Westen Frankreich niedergeraunt haben würde.

Frankreich muß in sechs Wochen erledigt sein!

Das war in kurzen Worten der Sinn des deutschen Aufmarschplanes, den der seinerzeitige Generalstabschef des deutschen Heeres, Graf Schlieffen, noch im Jahre 1900 ausgearbeitet hatte.

„Der deutsche Kriegsplan war darauf aufgebaut“, schreibt General Alfred Krauß, „daß die deutsche Armee der französischen vorausichtlich numerisch stark überlegen sein werde.“

Der Kriegsplan rechnete auch damit, daß die russische Mobilisierung und der Aufmarsch der russischen Truppen gegen Deutschland genau soviel Wochen in Anspruch nehmen werde, als der deutsche Aufmarsch gegen Frankreich Tage benötigen werde.

Der Kriegsplan Schlieffens sah im Interesse der raschesten Abwicklung des Aufmarsches den Durchmarsch deutscher Truppen durch Belgien vor, gleichgültig, ob Belgien ihn gestatten würde oder nicht.

Gegen den russischen Aufmarsch in der Richtung Ostpreußens hatte Schlieffen nur geringe Truppenmengen aufgestellt, und auch diese Truppen hatten nur die Aufgabe, gemeinsam mit der österreichisch-ungarischen Armee die russischen Kräfte solange zu binden, bis die deutsche Hauptkraft im Westen frei würde.“

Nach diesem Plan sollte die deutsche Hauptmacht gegen Frankreich aufmarschieren, ihr rechter Flügel durch Belgien gegen Paris vorrücken und die französische Armee vernichtend schlagen, ehe noch Rußland seine Kräfte voll entwickeln und wirksamere kriegerische Aktionen beginnen könnte. Erst nach der völligen Niederwerfung der französischen Armee sollten die Hauptmassen des deutschen Heeres nach dem Osten dirigiert werden.

Auf deutscher Seite rechnete man damit, daß zweiundzwanzig Tage nach der Mobilisierung die wichtigsten Entscheidungen im Westen schon gefallen sein müßten und sechs Wochen nach Beginn der militärischen Operationen Frankreich geschlagen sein werde, wenigstens soweit, daß man das Gros der deutschen Armee nach dem Osten instradieren könne.

Auch der deutsche Kriegsplan veraltet!

Aber, ebenso wie der Aufmarschplan gegen Serbien veraltet war, so konnte der Aufmarschplan gegen Frankreich, der 1900 noch genial zu nennen war und auch 1908 noch durchführbar gewesen wäre, 1914 einer militärischen Fachkritik nicht mehr standhalten.

General Alfred Krauß schreibt darüber:

„1914 hatte der Kriegsplan Schlieffens schon viel von seiner Gründlichkeit eingebüßt.“

Von 1908 bis 1914 hatte sich Rußland schon von seiner Niederlage gegen Japan erholt, und mit Hilfe der Milliarden Frankreichs einen Teil seiner strategischen Eisenbahnlinien ausgebaut, seine Armee außerordentlich stark gerüstet und besonders die Artillerie dotiert. Frankreich hatte inzwischen die dreijährige Dienstzeit eingeführt und seine Armee verstärkt. Belgien hatte die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, wodurch es seine Armee auf einen Kriegszustand von 340.000 Mann erhöhen konnte. Inzwischen war auch der belgische Festungsgürtel verstärkt worden.

Diese Faktoren warfen die Berechnung Schlieffens über den Haufen, daß das Gros der deutschen Armee innerhalb sechs Wochen mit der französischen Armee fertig werden könnte und auch die Berechnung, daß die russische Armee mindestens sechs Wochen brauchen werde, um sich an der Ostfront zu entwickeln.“

Der gemeinsame Kriegsplan.

Zwischen dem Generalstab der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem deutschen Generalstab waren natürlich schon lange vor Kriegsausbruch die Grundzüge eines gemeinsamen Vorgehens ausgearbeitet worden, so daß es unmittelbar vor Kriegsausbruch keiner besonderen Verständigung bedurfte. Der Chef des deutschen Generalstabes, Moltke, war zwar unmittelbar vor Kriegsausbruch in Karlsbad zur Kur, aber Höhendorf vermied damals aus politischen Gründen — man wollte die Mobil-

machung Rußlands solange als möglich hintanhaltend — mit ihm persönlich zusammenzukommen, was ja übrigens auch überflüssig war.

Der österreichische Bevollmächtigte für das Deutsche Hauptquartier war Feldmarschalloutnant Josef Graf Stürglh, von dem Höhendorf folgende Charakteristik gibt:

„Feldmarschalloutnant Josef Graf Stürglh, seinerzeit Militärattaché in Berlin, daher über Personalkenntnis verfügend, und mit den deutschen Verhältnissen vertraut.

Seiner zu Kriegsbeginn erspriechlichen Tätigkeit stand in der Folge die Zurückhaltung entgegen, mit der er deutscherseits behandelt wurde, und die es mit sich brachte, daß ich über wichtige Vorkommnisse nicht in der von mir gewünschten Weise orientiert wurde.“

Höhendorf spielt dabei auf ein Ereignis an, das auch die Abberufung Stürglchs aus dem Deutschen Hauptquartier zur Folge hatte. Höhendorf als Fachmann war es natürlich nicht entgangen, daß „an der Marne etwas nicht klappte“.

Trotz aller Urgezenz konnte er von Stürglh, den die Deutschen mit allgemeinen Phrasen abspießen, keine Auskunft erhalten, und so erfuhr Höhendorf von der katastrophalen Niederlage der Deutschen an der Marne erst aus italienischen Zeitungen!

Das hatte zur Folge, daß Stürglh abberufen wurde, worüber Höhendorf schreibt:

„Auch wollte ich an dieser wichtigen Stelle einen Delegierten, der sich mehr mit meinen Ansichten identifizieren und weniger dem Bann der im deutschen Oberkommando Herrschenden erliegen würde. Ich ersetzte Stürglh daher durch den Generalmajor Louis Klepisch-Kloth von Roden...“

Der österreichische Offensivplan gegen Rußland.

Stürglh, der vor Kriegsausbruch in Krakau stationiert war, wurde telegraphisch nach Wien zum A. D. R. berufen und erhielt dort von Höhendorf folgende Anweisungen:

„Die österreichisch-ungarischen Streitkräfte marschieren am San und an der Drina auf und beginnen ihre Offensive in nordöstlicher Richtung am 20. August, während sich der rechte Flügel am 23. August zu einer Offensive in nördlicher Richtung vorbereitet. Hinter dem linken Flügel der Grosarmee, bei Krakau, versammelt sich eine Armeegruppe, deren Aufgabe darin besteht, mit dem in Schlesien aufmarschierenden preussischen Landwehrkorps in nordöstlicher Richtung vorzurücken, die Weichsel bei Zwangorod zu überschreiten und in der Gegend Lublin energisch in den Kampf zwischen dem Gros unserer Armee und den feindlichen Kräften einzugreifen. Die deutschen Truppen müssen ihren Vormarsch aus Schlesien am 12. August beginnen, die bei Krakau versammelte österreichisch-ungarische Armeegruppe am 18. August. Parallel damit hat die in Ostpreußen gegen Rußland aufmarschierende deutsche Armee, bestehend aus zehn Divisionen, in südwestlicher Richtung gegen Siedlitz vorzurücken, genau zur selben Zeit, da unsere Offensive in Richtung Lublin beginnt.“

Dieser Plan hatte den Zweck, die aufmarschierende russische Armee von zwei Seiten anzugreifen, ihren Aufmarsch zu stören und möglichst günstige Bedingungen für die eigenen Operationen zu schaffen.

„Er soll uns nicht zu lange im Dreck lassen!“

Wir werden später lesen, mit welcher schönen Nibelungentreue-Phrasen die beiden Heerführer Moltke und Höhendorf einander brieflich und telegraphisch anstrudelten. Was sich Höhendorf wirklich dachte, geht aus dem mühsamlichen Auftrag hervor, den er dem Bevollmächtigten Stürglh vor seiner Abreise nach Berlin gab.

Stürglh sagt darüber in seinem Tagebuch:

„Conrad band mir auf die Seele, darauf zu dringen, daß die Deutschen so rasch als möglich mit beträchtlichen Streitkräften im Osten aufmarschieren, um uns zu unterstützen, oder wie Conrad sich drastisch ausdrückt: „Sie sollen uns nicht zu lang im Dreck lassen.““

Statt Flottenunterstützung 305-Mörser.

„Abgesehen“, schreibt Stürglh, „bestand meine Aufgabe darin, Disharmonien und Reibungen energisch zu vermeiden. Disharmonien“, sagte Conrad zu mir, „werden nicht zu vermeiden sein. Wichtig ist, über diese peinlichen Situationen möglichst rasch hinwegzukommen.“

Eine solche Inzidenz gibt es schon jetzt, denn die beiden deutschen Kreuzer „Breslau“ und „Göben“ sind im Hafen von Messina unter englische Blockade geraten, unsere Flotte ist aber noch nicht fertig und auf eine aussichtslose Hilfsaktion können wir uns nicht ein-

lassen. Der Admiral unserer Flotte hat auf meine wiederholten Fragen geantwortet, daß wir vorläufig nichts zur Rettung der beiden deutschen Kreuzer unternehmen können. Wenn diese beiden deutschen Kreuzer jetzt verlorengehen“, setzte Conrad fort, „hastet uns das Dium an, daß wir unsere Verbündeten im Stich gelassen haben.“

Glücklicherweise bin ich aber in der Lage, der deutschen Heeresleitung einen anderen guten Dienst zu erweisen, indem ich ihr vier komplette 305-Mörserbatterien zur Verfügung stellen kann, die mit der deutschen Armee im Westen kämpfen und besonders gegen die Festungen gute Dienste leisten werden.“

Höhendorf über Deutschlands Schuld am Versagen im Osten.

Während man in Briefen einander volles Einstehen des einen für den andern versicherte, war Höhendorf von Mißtrauen gegen den deutschen Bundesbruder erfüllt. Allmählich reifte in Höhendorf die Überzeugung,

daß die Deutschen die österreichisch-ungarische Armee als Kanonensutter für die deutsche Ostfront betrachteten, um leichter mit den westlichen Rivalen abrechnen zu können.

In diesem wachsenden Mißtrauen verlangte Höhendorf immer dringender die deutsche Hilfe für den Osten, und als die ungünstige Entwicklung der Ereignisse im Westen die ganze deutsche Berechnung über den Haufen warf, so daß die Deutschen gezwungen waren, zu erklären, sie könnten nicht einen einzigen Mann entbehren, sah sich Höhendorf in seinem Mißtrauen erst recht bestärkt.

Er schreibt daher:

„Dem Leser ist das Abereinkommen erinnerlich, das zwischen General von Moltke und mir hinsichtlich der Führung zu Kriegsbeginn getroffen war...“

Danach übernahm Österreich-Ungarn, im vollen Bewußtsein der schwierigen und undankbaren Aufgabe, die Bekämpfung Rußlands,

um es Deutschland zu ermöglichen, sich in Absicht eines raschen entscheidenden Erfolges mit Übermacht auf Frankreich zu werfen, um dann nach deutscherseits sicher erfolgter siegreicher Entscheidung im Westen mit namhaften Kräften in den Krieg gegen Rußland einzugreifen.

Dieser Verpflichtung konnte Deutschland infolge seiner Niederlage an der Marne nicht entsprechen. Es erübrigte ihm nur mehr die Tilgung seiner Schuld in kleinen Raten.

Jede dieser Raten wurde aber zum gnadenweisen Notpfennig an das angeblich versagende Österreich-Ungarn gestempelt und dem deutschen Publikum in diesem Lichte hingestellt.

Die daraus resultierenden Folgen bildeten zur Zeit der Dienstführung des Generals von Falkenhahn als Chef des Generalstabes stets einen heiklen Punkt, den ich nicht übergehen kann, wo es geschichtlicher Wahrheit gilt. Mit wurde meine weltgehende Zurückhaltung herausgefordert, um einer Gefährdung des so notwendigen Einvernehmens vorzubeugen...“

Vor Tische las man's anders.

Aus den Briefen, die Moltke und Höhendorn in der ersten Zeit des Krieges wechselten, sind diese Dinge noch nicht herauszulesen. Im Gegenteil. Moltke schreibt am 5. August 1914 aus Berlin an Höhendorn:

„... Die Versicherung E. E., daß Österreich-Ungarn den aufgenommenen Kampf in voller Bundeestreue durchführen wird, bestätigte mir das, woran ich nie gezweifelt habe. Sie war für mich nicht nötig, lieber Kamerad, denn eher würde ich an meinem Gott zweifeln, als an der Treue, die wir gegenseitig gelobt haben.“

In diesem Brief steht aber auch etwas, das im krassen Gegensatz zu dem steht, was mit heuchlerischem Augenaufschlag deutscherseits über den Einmarsch in Belgien gesagt wurde.

Moltke schreibt darüber in seinem Brief an Höhendorn:

„Unser Vorgehen in Belgien ist gewiß brutal, es handelt sich für uns aber um Leben und Sterben, und wer sich uns in den Weg stellt, muß die Folgen tragen. Wir müssen Frankreich im freien Feld fassen, können uns nicht auf einen monatelangen Festungskrieg vor seiner verbarrika-

dierten Ostgrenze einlassen, denn die Entscheidung muß so schnell wie möglich fallen. Dazu gebrauchen wir Lüttich und den Durchzug durch Belgien...“

Die Nachrichten aus Rußland lauten günstig... Wir werden versuchen, die polnische Bevölkerung zu insurgieren. Dieser Krieg, der fast ganz Europa in Brand setzt, wird uns voraussichtlich unsere Flotte kosten, aber die Entscheidung fällt auf dem Lande... Unsere Mobilmachung widelt sich ab wie ein Uhrwerk. Es ist bisher nicht eine einzige Anfrage hergekommen. Wenn erst der Aufmarsch gechlückt ist, dann kann der Kampf beginnen, der für das nächste Jahrhundert über den Gang der Weltgeschichte entscheiden wird. An diesem Kampf Hand in Hand mit Ihnen teilnehmen zu können, ist mir eine innige Freude.

Mit Gott, mein Herr Kamerad!

In Treue der Ihrige

Moltke.“

1. Nachschrift.

„Die Felonie Italiens wird sich später in der Geschichte rächen. Gott gebe Ihnen jetzt den Sieg, daß Sie später mit diesen Gallunken abrechnen können.“

Eine zweite Nachschrift bezieht sich auf die wankende Haltung Rumäniens und in einer dritten sagt Moltke:

„Versammeln Sie Ihre ganze Kraft gegen Rußland. So hündisch gemein kann doch selbst Italien nicht sein, daß es Ihnen in den Rücken fällt. Lassen Sie doch die Bulgaren gegen Serbien los und lassen Sie das Pack untereinander tolschlagen. (!) Jetzt darf es nur ein Ziel geben: Rußland! Werfen Sie die Knutenträger in die Pripeßschwämpfe und ersaufen Sie sie.“

Treulichst der Ihrige

Moltke.“

„Aber auch wenn es schief gehen sollte, werde ich durchhalten.“

Für die Nacht vom 15. zum 16. August ist die Abreise des österreichisch-ungarischen A. O. K. nach Przemyśl angefahrt. Conrad von Höhendorn begibt sich zum Kaiser nach Schönbrunn zur Abschiedsaudienz.

„Zum Abschied“, schreibt Höhendorn in seinen Memoiren, „reichte mir Seine Majestät, sichtlich bewegt, die Hand mit den Worten: „Gott gebe, daß alles gut geht, aber auch wenn es schief gehen sollte, werde ich durchhalten!“

Welch schneidender Kontrast zwischen diesen Worten des Obersten Kriegsherrn und dem Hurrapatriotismus, der zur selben Zeit die Straßen Wiens durchtobte!

Auch der Chef der Militärkanzlei des Kaisers, Wolfras, sieht die Lage düster, denn Höhendorn schreibt:

„Nach der Audienz verabschiedete ich mich von Eggenzell Wolfras; er meinte, wie immer es werde, er sei auch gefaßt, auf den Trümmern der Monarchie zugrundezugehen.“

Düster ist das Bild, das Höhendorn von der Abfahrt des A. O. K. aus Wien entwirft:

„Abends verabschiedete ich mich von meiner 89 Jahre alten Mutter und fuhr mit Major Kundmann auf den Nordbahnhof... Lautlos vollzog sich die Installation im bereitstehenden Separatzug... Es herrschte feierliche Stille... Vor der Abfahrt war die Nachricht eingetroffen, daß Oberst Mehgers Schwager, der Kommandant des Infanterieregimentes Hoch und Deutschmeister Nr. 4, Oberst Baron von Holzhausen, gefallen sei. — Der Krieg warf seine Schatten!

Herzerfreud war der Jubel gewesen, mit dem unsere von und durch Wien abgehenden Truppen vor den Feind zogen. Wir Männer an oberster Führungsstelle aber wußten, daß es nicht in einen frischen, fröhlichen Krieg ginge, sondern in den letzten Entscheidungskampf um Nacht und Bestand der alten Monarchie. Unsere Stimmung war ernst, aber fest — und unbeugsam entschlossen.

Es war die Stimmung, die ich auch für alle Folgen im Stabe aufrechterhielt. Um 2 Uhr 22 nachts rollte der Zug des Armeekommandos aus dem Nordbahnhof.

Die nächste Fortsetzung enthält:

Lustiges Lagerleben im Deutschen Hauptquartier. — Das österreichisch-ungarische Armeoberkommando im Barackenlager von Zasanie. — Kaiser Wilhelm läßt sich die Hand küssen.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 3. 6. 1930

Das nicht in Zöber Land

Lustiges Lagerleben im Deutschen Hauptquartier. — Das österreichisch-ungarische Armeekorps im Barackenlager von Zsanie. — Kaiser Wilhelm läßt sich die Hand küssen.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten.)

Ganz anders als die düstere Stimmung, die Höhendorf in seinen Memoiren schildert, wenn er von der Abreise des österreichisch-ungarischen Armeekommandos an seinen Standort bei Przemysl spricht, ist jene, die bei der Abreise des deutschen Hauptquartiers vorherrschte, dort bittere, pessimistische Entschlossenheit, spartanische Genügsamkeit und Bescheidenheit, hier fast mittelalterliches Gepränge, wenn der Kaiser von Gottes Gnaden mit seinem Heerbann dem Sieg entgegenzieht. Dort auf der Reise in jeder Station neue Hiobs-Nachrichten von dem Zusammenbruch der Potiorek-Offensive, hier jagt eine Siegesnachricht die andere, Belgien wird von den Deutschen erobert, dort ein militärischer Fachmann, ein Gelehrter der Kriegskunst, im Gespräch mit seinem künftigen Herrscher, beide einander sorgfältig sondierend und bereits erkennend, daß sie späterhin nicht zusammenpassen würden, hier ein geschwätziger, animierter oberster Kriegsherr, der Militärfaschinowige macht und sich die Hand fassen läßt.

Das deutsche Hauptquartier fährt nach Koblenz am Rhein.

Auch in Berlin wurde sorgfältig geheimgehalten, wohin sich das deutsche Hauptquartier begeben würde, als auch der deutsche Kaiser mitfuhr. Die beiden Bevollmächtigten des österreichischen Armeekommandos, Feldmarschall-Deutnant Graf Stürgkh und Oberstleutnant Bienerth, wurden am 14. August in Berlin davon verständigt, daß sie sich am 16. August dem Gefolge des deutschen Kaisers anschließen sollten. Erst als sich der Sonderzug in Bewegung gesetzt hatte, erfuhren sie das Reiseziel und damit auch den Sitz des deutschen Hauptquartiers: Koblenz am Rhein.

Mit großem Gefolge.

In dem Sonderzug, der am 16. August 1914 um 2 Uhr 22 Minuten früh aus dem Wiener Nordbahnhof nach Przemysl rollte, waren nur die unumgänglich notwendigen Personen eingestiegen, in dem Hofzug, der das deutsche Hauptquartier nach Koblenz brachte, war ein umfangreiches Gefolge, außer den obligaten Personen hatte Kaiser Wilhelm die Chefs aller drei Geheimkanzleien nach Koblenz mitgenommen, Generalstabschef Moltke mit seinen Offizieren und auch die beiden österreichischen Bevollmächtigten befanden sich im Hofzug. Die Reise Berlin-Koblenz dauerte vierundzwanzig Stunden. Mittag war große Postafel im Speisewagen. Im Gegensatz zu der sonstigen Reichhaltigkeit der kaiserlichen Tafel bestand das Menü aus zwei Gängen: Suppe, Rindfleisch und Gemüse. (Diese kaiserliche Genügsamkeit hielt aber nicht lange an und schon in Koblenz waren üppige Gastmähler wieder an der Tagesordnung.)

„An der Tafel“, heißt es im Tagebuch Stürgkhs, „führte Kaiser Wilhelm das große Wort. Mit der von ihm gewohnten Lebhaftigkeit schilderte der Kaiser seine Bemühungen um die Erhaltung des Friedens, Wort für Wort zitierte er aus dem Gedächtnis, was er dem Zaren und dem englischen König depešiert habe und was ihm diese geantwortet hätten und deckte „das ganze Gespinnst von Heuchelei, Lüge und Doppelzüngigkeit auf“, das seine gekrönten Verwandten zum Verderben Deutschlands gesponnen hatten.

Dabei schlug er mit der Faust öfters auf den Tisch und seine Stimme zitterte vor Empörung und Enttäuschung. Seine Umgebung“, schreibt Stürgkh weiter, „sah mit unverborgenen Mißvergnügen, wie sich der Kaiser immer heftiger in seinen Zorn hineinredete und versuchte das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen. Charakteristisch ist die Bemerkung eines Herrn aus

der engsten Umgebung des Kaisers, die er mir nach einer solchen Philippika Seiner Majestät ins Ohr flüsterte. Als wir nämlich gemeinsam den Speisewagen verließen, bemerkte dieser Herr: „Der Kaiser erzählt die Dinge nicht immer so, wie sie sich wirklich zugetragen haben.“

„Sie haben ja eine gute Armee!“

Am 17. August um acht Uhr morgens lief der Hofzug des Kaisers in Koblenz ein. Gleich neben der Rheinbrücke ein prächtiges Hotel, in dem Stürgkh, Bienerth und noch einige Herren des Hauptquartiers wohnten. Der Kaiser mit seinem engeren Gefolge bezog das Koblenzer Schloß. Die Herren, die zur zweiten Garnitur des Gefolges gehörten, darunter waren auch die Pressevertreter, sowie die Militärattachés der neutralen Staaten, wurden in dem benachbarten Bad Ems untergebracht,

während sich Moltke mit seinen Offizieren und Kanzleien, ganz abgesehen die Schule als Quartier ansuchte. Moltke bewahrte diese Zurückhaltung und Abgeschlossenheit auch weiterhin und speiste mit seinen Offizieren auch getrennt von den übrigen Herren des Hauptquartiers.

Noch während der Reise sprach Moltke den österreichischen Bevollmächtigten an und sagte zu ihm:

„Sie haben ja eine gute Armee und werden die Russen sicher schlagen.“

„Wie schmeichelhaft diese Äußerung auch für unsere Armee war“, bemerkte Stürgkh dazu, „so stand sie doch im trassen Gegensatz zu den Warnungen, die mir Hoehendorf in Wien mit auf den Weg gegeben hatte. Ich las daher aus den Worten Moltkes eher den frommen Wunsch heraus, die Russen uns überlassen zu können, um sich mit voller Wucht auf die Westfront zu werfen. Moltke war in seinem ganzen Auftreten einfach und bescheiden. Persönliche Eitelkeit lag ihm fern. In diesem Punkt war er Hoehendorf ähnlich, mit dem ihn enge Freundschaft verband. Moltke“, so schließt Stürgkh seine Charakteristik, „machte einen sehr sympathischen und vertrauenerweckenden Eindruck auf mich, aber eine besondere geistige Überlegenheit konnte ich nicht an ihm feststellen. Beim Kaiser stand er hoch in Gunst, was sich auch darin äußerte, daß ihn der Kaiser fortwährend ermahnte, seine Gesundheit zu schonen, weil er ja bei Kriegsausbruch seine Karlsbader Kur plötzlich hatte abbrechen müssen. Der Kaiser sprach Moltke auch immer mit seinem Vornamen an.

Preussischer Gardeleutnant und die „Zivilbagasch“.

Stürgkh gibt auch eine kurze Charakteristik der übrigen Herren des deutschen Hauptquartiers: General von Stein, der Stellvertreter Moltkes, hat den unangenehmen Ton der preussischen Gardeoffiziere und spart nicht mit taktlosen Bemerkungen. Außer dem vorschrittmäßigen Gefolge hatte sich Kaiser Wilhelm noch mit einer ganzen Reihe von Generalen und Adjutanten umgeben, die alle nur für die persönliche Sicherheit und das Wohlergehen des Kaisers zu sorgen hatten. Damals befand sich in Koblenz auch der damalige Kriegsminister Falkenhayn, den Stürgkh als einen sehr klugen, talentierten, aber auch außerordentlich ehrgeizigen Offizier bezeichnet, der mit seinen guten Manieren und seinem heiteren Temperament stets einen vorzüglichen Gesellschafter abgab.

Die deutsche Admiralität war im Hauptquartier durch den Chef der Admiralität Tirpitz und die beiden Admirale Müller und Pohl vertreten. Tirpitz war trotz seines hohen Alters rüstig, nur im Gespräch ein bißchen weitschweifig. Admiral Müller wurde im Hauptquartier verulkt, weil er als überzeugter Antialkoholiker unter den Offizieren vergeblich Anhänger für die Antialkoholbewegung zu werben suchte. Admiral Pohl kränkelte ständig und war sehr schweigsam und zurückgezogen.

„Ein von Gott verlassener Jagow.“

Der „Geist“ des Hauptquartiers wird am besten dadurch charakterisiert, daß die mitreisenden „Zivilisten“ die Zielscheibe des Offizierswizes waren. So wurde selbst die imponierende Persönlichkeit des Kanzlers Bethmann-Sollweg nicht von läblen Scherzen verschont und Jagow mußte manche höhnische Bemerkung einstecken.

Es ging ein „Witz“ von Mund zu Mund, der aller Wahrscheinlichkeit nach dem Humor seiner Majestät selbst zuzuschreiben war. Es war ein Wortwitz über den Namen des deutschen Staatssekretärs im Außenamt, Jagow, und lautete: Was ist Agow? — „Ein von Gott verlassener Jagow!“

So humorvoll ging es in dem wunderhübschen Städtchen Koblenz zu, dessen Straßen von Hoffschranzen bald nur so wimmelten, denn Kaiser Wilhelm hatte allein für die Hofhaltung eine ganze kleine Armee von Hofbeamten und -angestellten unter Leitung des Oberhofmeisters Baron Reinbach, des Hofmeisters Sontard und des Hofstallmeisters Baron Eisebed nach Koblenz beordert.

Guldbullst zum Handfuß zugelassen.

Die Etikette wurde bald beiseitegelassen, es ging höchst ungezwungen zu und im Koblenzer Schloß folgte ein Bankett dem anderen. Wenn Kaiser Wilhelm bei diesen Gelegenheiten guter Laune war — und dank der Siegesnachrichten und der angenehmen Tafelfreuden war er es dazumal immer —, teilte er seine Gnaden mit vollen Händen aus und genoß die überschwenglichen Dankesbezeugungen seiner Günstlinge mit sichtlichem Wohlbehagen.

„Wie sehr Kaiser Wilhelm für Schmeicheleien empfänglich war“, schreibt Stürgkh, „dafür zeugt die ungewohnte Hofküte, daß er, um seine ganz außergewöhnliche Guld zu bezeugen, dem Betreffenden die Hand zum Kusse reichte, die dieser auch küßte.“

Auch Graf Czernin sagt in seinen Erinnerungen: „Der Hof Kaiser Wilhelms war ein Hof, wo das Handküssen heimatberechtigt war.“ Und als Kaiser Wilhelm 1917 nach Temesvar kam, erregte es dort höchstes Aufsehen, daß Kaiser Wilhelm Falkenhahn die Hand zum Kusse reichte, die dieser auch untertänigst küßte.

Während im österreichisch-ungarischen Hauptquartier Besorgnis und Angst tonangebend sind, vergehen dem österreichisch-ungarischen Bevollmächtigten im deutschen Hauptquartier die Augusttage 1914 wie im tiefsten Frieden. Autopartien in die wunderschöne Umgebung sind auf der Tagesordnung und jeder Ausflug entzückt nicht nur durch die genossenen Naturschönheiten, sondern auch durch die Leistungsfähigkeit der Autos und die Geschicklichkeit der Chauffeure.

„Wie ein schlecht vorbereiteter Schüler.“

Allerdings hat dieses Leben auch seine Schattenseiten. So zum Beispiel, wenn Stürgkh zum deutschen Kaiser

befohlen wird, der in seiner rüden, hemmungslosen Art dem „schlappen Bundesbruder“ die Lebiten lieft.

„Oft, wenn mich der Kaiser abends in den Schloßpark bitten ließ“, schreibt Stürgkh, „ging ich hin, wie ein schlecht vorbereiteter Schüler zum Examen.“

Aber diese Momente gingen vorüber und während in Serbiens unwirtlicher Gebirgsgegend unsere Soldaten zu Tausenden verbluten, weiß der Bevollmächtigte des AOK in Koblenz nur von den ausgezeichneten Menüs der Hotelküche, von seinen Appartements mit Bad, von den herrlichen Rheinweinen zu erzählen.

Rußland, Polen und Serbien werden aufgeteilt.

Inzwischen rattert der Zug mit dem AOK gegen Prag und Brest. Keine Tafelreden, keine übermütigen Offiziere, im Speisewagen sitzen der Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes Hoehendorf und sein künftiger Gebieter Erzherzog Karl Franz Josef einander gegenüber. Hoehendorf hatte ursprünglich Kaiser Franz Josef vorge schlagen, dem Thronfolger ein selbständiges Kommando zu übergeben, Franz Josef aber hatte in der für ihn bezeichnenden Weise kurz entschieden, Erzherzog Karl sollte zum Armeoberkommando eingeteilt werden, „damit er etwas lerne“.

Hoehendorf, der schließlich, als Karl Kaiser wird, seine Allmacht verliert und seines Postens als Generalstabschef enthoben wird, schreibt über diese gemeinsame Fahrt:

„Am Vormittag des 16. August, etwa 9 Uhr, setzte sich im Speisewagen des Separatzuges der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef zu mir.“

Es war eigentlich das erstemal, daß ich Seiner Kaiserlichen Hoheit nähertrat... Wir sprachen über Serbien. Ich schilderte das Land als schön und ertragreich; geeignet, unter Österreich-Ungarn einer hohen Entwicklung entgegenzugehen, daher eine wünschenswerte Akquisition im Falle glücklichen Kriegsausganges. Seine Kaiserliche Hoheit warf ein, welche Gebiete Rußlands unter dieser Voraussetzung für uns in Betracht kämen und fragte, was man wohl mit Polen anfangen würde. Ich erwiderte, daß Polen ein sehr reiches kulturfähiges Land sei, und daß es darauf ankäme, die europäischen Slawen von den östlichen zu trennen, sie dem mitteleuropäischen Interessentenkreis zu erhalten, beziehungsweise zu gewinnen.“

„Schade um die braven Reiter.“

August 1914. Die Zeit des Weltkrieges, in der man Kavallerie gegen Drahtverhaue und Maschinengewähre schickt, jene Zeit, in der ein ganzes ungarisches Husarenregiment vor einer russischen Stellung verblutet und General Froreich sich erschießt, als er sieht, was er mit seiner „schneidigen Attacke“ angerichtet hat.

Diese Vorkommnisse werfen auch in das Gespräch Hoehendorfs mit dem Thronfolger ihren Schatten.

„Am Morgen des 17. August“, schreibt Hoehendorf, „wieder im Gespräch mit dem Thronfolger, äußerte Seine Kaiserliche Hoheit, daß Ihn Seine Majestät keinesfalls auf den serbischen Kriegsschauplatz gelassen hätte, seinem

Abgehen an den russischen aber zugestimmt habe. Der Erzherzog meinte, daß er am liebsten mit seinem Regiment vor den Feind gegangen wäre, doch wäre dies mit Rücksicht auf seine Stellung als Thronfolger, vor allem aber auch deshalb untunlich gewesen, weil er sich nicht etwa einer Gefangenahme aussetzen dürfte.

Ich erwiderte: Nicht nur deshalb, sondern auch, weil Eure Kaiserliche Hoheit den Krieg mehr vom großen Gesichtspunkte aus kennen lernen sollen — was doch nur beim Armeekommando möglich erschiene.

Ich berichtete dem Thronfolger über den Chef und die Verluste der 24. Honved-Kavallerie-Brigade, hob die, vielleicht allzu groß gewesene Schneid der Honvedhusaren hervor und fügte bei, daß es schade um die braven Reiter sei.“

Barackenlager, Mannschaftszimmer, gefängnis- mäßige Enge.

Am 16. August mittags ist der Zug in Prerau, am Abend in Krakau, wo der General der Kavallerie Kummer von Hohenborn persönlich den Oberbefehl über die Heeresgruppe Krakau übernimmt. Am 17. August, um 5 Uhr 30 Minuten nachmittags, rollt der Zug in Przemysl ein.

Wie anders mutet das Bild an, das Hohenborn vom österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando im Barackenlager von Zsaszony entwirft, als jenes, das Stürgkh von dem farbenprächtigen Leben in Koblenz gibt.

„Um 5 Uhr 30 Minuten nachmittags langte der Zug des Armeeoberkommandos in Przemysl an“, beginnt Hohenborn seine Schilderung; „es erfolgte sogleich die Etablierung des Armeeoberkommandos im Barackenlager von Zsaszony, das von den Truppen bereits geräumt war. Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Friedrich und Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Karl nahmen mit ihrem engeren Gefolge im Offizierspavillon Quartier.“

Alles andere war in den Mannschaftsbaracken höchst dürftig untergebracht. Ich hatte als Wohnraum ein kleines Mannschaftszimmer inne, in das man ein Bett, zwei Stühle, einen kleinen eisernen Waschtisch und einen Tisch für das Auslegen von Karten gestellt hatte. Ein ebensolcher Tisch stand in einem Vorraum. Auch für den dienstlichen Betrieb war die Etablierung äußerst primitiv.

... Beim Eintreffen in Przemysl meldete sich der Festungskommandant Feldmarschalleutnant Hermann von Kusmanek, der spätere ruhmvolle Verteidiger des Places. In der Stadt und den Vorstädten herrschte ein buntes, militärisches Getriebe. Truppen und Trains durchzogen die Stadt, eifrig wurde an der Verproviantierung, an der fortifikatorischen und artilleristischen Ausrüstung der Festung, insbesondere auch an der Ausgestaltung der Gürtelintervalle gearbeitet...

... In den Räumen des Barackenlagers vollzog sich nun unsere ganze Existenz. Die notwendige Bewegung beschränkte sich auf den Kasernenhof und die aller nächste Umgebung des Lagers, da man in jedem Augenblick zu finden sein mußte.“

Die nächste Fortsetzung enthält:

Der deutsche Handstreich auf Lüttich und seine Vorgeschichte. — Der Sieger, der nicht weiß, daß er gesiegt hat. — Nach dem Fall Lüttichs will England seine Truppen zurückziehen. — Kaiser Wilhelm vor und nach dem Fall Lüttichs.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 10. 6. 1930

Das nicht in Lüttich

Der deutsche Handstreich auf Lüttich und seine Vorgeschichte.
— Der Sieger, der nicht weiß, daß er gesiegt hat. — Nach
dem Fall Lüttichs will England seine Truppen zurückziehen. —
Kaiser Wilhelm vor und nach dem Fall Lüttichs. —

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten.)

Am 25. Juli 1914, sechs Uhr nachmittags, läuft das Ultimatum an Serbien ab, am 6. August 1914 fällt die belgische Festung Lüttich durch einen in der Kriegsgeschichte fast vereinzelt dastehenden Handstreich in die Hände der Deutschen. So unerwartet, daß der „deutsche Höfer“ vom 7. August 1914 meldet:

„Berlin, 7. August. Unsere Vorhutten rückten vorgestern längs der ganzen Grenze in Belgien ein.

Eine unbedeutende Truppenabteilung versuchte einen Handstreich auf Lüttich mit großer Kühnheit.

Einzelne Reiter drangen in die Stadt ein und wollten sich des Kommandanten bemächtigen, der sich nur durch die Flucht der Festnahme entziehen konnte.

Der Handstreich auf die modern ausgebaute Festung selbst glückte nicht.

Die Truppen stehen vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner.

Natürlich wird die gesamte Presse des feindlichen Auslandes diese Unternehmung, die auf den Gang der großen Operationen ohne jeden Einfluß ist, zu einer Niederlage stampeln. Für uns ist sie nur eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Tat und ein Beweis für die todesmütige Angriffslust unserer Truppen.“

Das Tragisch-Komische dieser Stilisierung, der ebenfalls das Charakteristikum der Höferberichte zueigen ist, nämlich dem patriotischen Leser die Geschehnisse möglichst anonym aufzutischen, liegt darin, daß, während diese Zeilen in Druck kamen, auch die Festung Lüttich gefallen war, so daß der Leser in einer Fußnote und im fetten Titelpfopf zur gleichen Zeit erfahren mußte, es handle sich nicht etwa, wie in der Mitte stand, „um eine Unternehmung ohne jeden Einfluß“ auf die großen Operationen, sondern um eine höchst wichtige militärische Aktion.

Was sich zwischen dem Intervall, das durch diese erste Meldung, die davon spricht, daß der Handstreich auf die modern ausgebaute Festung Lüttich nicht geglückt ist, und der zweiten, die kurz besagt:

„Berlin, 7. August. Lüttich ist heute gefallen und befindet sich in den Händen der Deutschen.“

abgespielt hat, ist ein merkwürdiger Abschnitt der apokryphen Geschichte des Weltkrieges.

Moltke setzt alles auf eine Karte.

Der Chef des deutschen Generalstabes Moltke rechtfertigt in seinen Memoiren den Handstreich auf Lüttich folgendermaßen:

„Nach eingehenden Studien kam ich zu dem Entschluß, an der Westfront mit möglichst starken Kräften offensiv vorzugehen und mich an der Ostfront mit möglichst geringen Kräften auf die Defensiv zu beschränken. Ich hoffte, damit die Entscheidung so schnell als es eben ging herbeizuführen...“

Daraus ergab sich die Notwendigkeit, den französischen Festungsgürtel zu umgehen und auf belgisches Territorium vorzudringen.

Der Aufmarschplan Schlieffens war darauf basiert, gleichzeitig in belgisches und holländisches Gebiet einzudringen. Demgegenüber rechnete ich damit, daß sich Holland eine gewaltsame Verletzung seiner Neutralität nicht ohne weiteres würde gefallen lassen. Ich war mir auch im Klaren darüber, daß unser Vormarsch in Belgien nur dann durchführbar sei, wenn wir mit der strikten

Neutralität Hollands rechnen können. Daher entschloß ich mich zu veranlassen, daß Deutschland in aller Feierlichkeit erkläre, die Neutralität Hollands zu achten. Eine diesbezügliche Erklärung wurde sofort am ersten Mobilisierungstage dem holländischen Geschäftsträger in Berlin übergeben.

Aber der Durchmarsch durch Belgien war infolge dieser Maßnahme strategisch erschwert. Für unsere geplanten Operationen war es von größter Bedeutung, vor allem in den Besitz Lüttichs zu kommen. Erst der Besitz Lüttichs machte den Vormarsch unserer Truppen überhaupt möglich.

Dieser Umstand führte mich zu dem Entschluß, Lüttich durch einen Handstreich zu nehmen. Im ursprünglichen Kriegsplan war eine regelrechte Belagerung Lüttichs in der Weise vorgesehen, daß die Truppen erst in voller Front aufmarschieren, dann die Stadt einschließen und artilleristisch belagern.

Zu diesem Zweck hätte aber der rechte Flügel unserer Armee durch Holland marschieren müssen.

Die Belagerung hätte viel Zeit und Menschenmaterial gekostet. Alles hing von der Geschwindigkeit im Handeln ab.

Nach gründlichem Studium der örtlichen Verhältnisse kam ich darauf, daß unsere Truppen auf fünf Zufahrtsstraßen in das Innere der Stadt und Festung Lüttich eindringen konnten. Fünf Brigaden bestimmte ich zur Durchführung des Handstreiches, abgesehen diese Brigaden noch nicht die volle Kriegstärke hatten. Der ganze Erfolg des Handstreiches hing davon ab, daß unsere Truppen ans Ziel gelangen, ehe der innere Festungsgürtel Lüttichs ausgebaut war.

Ich war mir im Klaren darüber, daß, falls das Unternehmen nicht gelingen sollte, mir die ganze militärische Sachwelt zum Vorwurf machen würde, ich hätte Unmögliches angestrebt und meine absolute Unfähigkeit dadurch bewiesen, daß ich den Wahnsinn beging, einen Infanterieangriff gegen eine modern ausgebaute Festung zu richten.

Aber gerade der Umstand, daß Lüttich eine moderne Festung war und daher über keinen inneren Festungsgürtel verfügte, bekräftigte mich in meinem Plan, zwischen den Lücken des äußeren Festungsgürtels direkt in das Herz der Festung vorzudringen. Damit hatte ich alles auf eine Karte gesetzt

und dank der Selbstenhaftigkeit unserer Truppen das Spiel gewonnen. Künftighin wird man keine solchen Festungen mehr bauen wie Lüttich.“

Wie Lüttich genommen wurde.

Kleine Ursachen, große Wirkung. Die Tatsache, daß ein junger, ehrgeiziger Offizier, ohne jeden Befehl, wie er selbst sagt „als Schlachtenbummler“, sich den Truppen anschloß, die den Handstreich auf Lüttich durchführen sollten, brachten einen Militär dazu, verhängnisvoll in die deutsche Politik einzugreifen. Mit dem Fall Lüttichs wurde zum ersten Male der Name des jungen Generals Erich Ludendorff genannt, ein Name, der späterhin in der deutschen Politik nicht zum Vorteil der Deutschen immer wieder aufgetaucht ist.

Ludendorff schildert den Fall Lüttichs: „Am Morgen des 4. August überschritten unsere Truppen die belgische Grenze. Am gleichen Nachmittag stand ich bei Wisé zum ersten Male im Gefecht. Alle Straßen waren planmäßig zerstört und verbarricadiert, was längere Zeit in Anspruch genommen hatte. Die Wege gegen Frankreich jedoch waren in vollster Ordnung.“

Wie Gerüchte entstehen.

Es war die Frage, ob wir die Brücken bei Wisé besetzen konnten. Eine Abteilung Kavallerie sollte dies versuchen. Sie rückte nur langsam vorwärts, weil die Straße verbarrikadiert war.

Nr.

Auf meine Bitte wurde eine Radfahrer-Kompagnie vorausgeschickt. Einer kam bald darauf in saufender Fahrt zurück und meldete, seine Kameraden seien auf der Fahrt durch Wisé niedergemetzelt worden. Ich ging mit zwei Soldaten in die Ortschaft, wo ich die „Niedergemetzelten“ heil antraf. Bloß der Kompagnieführer hatte einen Streifschuß.

Von da an war ich den ganzen Krieg hindurch für alle Schaudermären unempfindlich.

Vormarsch mit zwiespältigem Gefühl.

Eine unerhörte Kühnheit war es, unsere Truppen zwischen den Büden des Gürtels einer modernen Festung in deren Inneres vorrücken zu lassen.

Die Stimmung unserer Truppen war gedrückt und auch aus den Gesprächen mit Offizieren hörte ich heraus, daß sie an einen Erfolg dieses Unternehmens nicht recht glaubten.

In der Nacht vom 5. auf den 6. August erfolgte unser Vormarsch auf Lüttich. Gegen Mitternacht verließ General Emich die Ortschaft Herbe. Ich ritt zum Sammelplatz der 14. Infanteriebrigade. Brigadefeldkommandant war Generalmajor Wuffow. Die Truppen versammelten sich im Schutze der Dunkelheit.

Aus einem Haus wurde auf die sich sammelnden Truppen Schüsse abgefeuert. Es entspann sich ein Feuergefecht, in das sich aber das ganz nahe befindliche Fort nicht einmengte. Es war ein Gotteswunder.

Ich hatte eigentlich bei den Truppen gar nichts zu suchen, hatte auch keinerlei Befehl. Ich hatte mich den Truppen bloß als Schlahtenbummler angeschlossen, um das später eintreffende Oberkommando der 2. Armee, dem ich als Generalquartiermeister zugeteilt war, über die Lütticher Ereignisse zu informieren und die Verfügungen General Emichs mit jenen des Generals von Bülow in Einklang zu bringen.

Plötzlich hörte unser Vormarsch. Ich lief nach vorn und stellte fest,

daß die Vorhut ohne jeden Grund haltgemacht hatte.

Inzwischen verloren wir den Kontakt mit den vor uns marschierenden Truppen. Ich befohl, weiter zu marschieren. So kamen wir bei tiefem schwarzer Nacht nach Retinne.

Getwehrfeuer blühte uns entgegen. Links und rechts von mir fielen meine Leute. Nie werde ich den Klang vergessen, mit dem sich die Kugeln in die Körper bohrten.

Im Dunkeln konnten wir uns nicht orientieren, aber wir waren offenbar in eine gefährliche Gegend gekommen. Wir mußten uns vor dem heftigen Feuer zurückziehen, und das war peinlich. Die Mannschaft konnte vielleicht meinen, ich hätte Angst. Dennoch gab ich Befehl: Retirieren an die Ortschaftslisière! Dort traf ich den Burschen Wuffows mit dessen Pferd. Wuffow war angeblich gefallen. Mit ein paar Leuten marschierte ich die Landstraße entlang in der Richtung Oueu du Bois. Plötzlich eine Flamme, eine Kartätsche zischt über die Straße, wir bleiben unverwundet.

Aber ein paar Schritte weiter stoße ich auf einen Haufen Toter und Verwundeter, unter den Toten Wuffow, den eine Kartätsche getroffen hat.

Die Mannschaft will nicht mit!

Ich sammelte die spärlich eintreffenden Mannschaften der 4. Jägerdivision und des 27. Infanterieregiments und übernehme das Kommando über die Brigade. Die Generalstabshauptleute Harbou und Brückmann werfen sich mit einer Handvoll wackerer Leute auf die im Gebüsch längs der Straße verborgenen feindlichen Batterien, deren Mannschaft sich sofort ergab. Aus den Wohnhäusern von Oueu du Bois werden wir heftig beschossen. Es dämmert. Die beiden Hauptleute, ferner die Majore Marcard und de Greiff, Oberleutnant Reide und ich gehen

voraus und säubern mit zwei leichten Geschützen den Weg, auch nach links und rechts auf die Häuser, aus denen geschossen wird, geben wir Schüsse ab. So bringen wir langsam vor.

Ich mußte die Mannschaft, die nur zögernd nachfolgte, öfters ermahnen, mich nicht im Stich zu lassen.

Endlich hatten wir die Ortschaft, deren Bevölkerung übrigens geflohen war, hinter uns.

Als wir ins Freie kamen, sahen wir von der Maas her Truppen in der Richtung auf Lüttich marschieren. Schon glaubte ich, es sei unser 27. Infanterieregiment, indessen waren es Belgier, die schleunigst über die Maas flüchteten, ohne uns anzugreifen.

Inzwischen rückte Oberst Owen mit dem in voller Ordnung geschlossen marschierenden 165. Infanterieregiment an. Auch General Emich traf ein.

Es war uns also gelungen, durch den äußeren Festungsgürtel hindurchzukommen.

Jetzt marschierten wir gegen die Lüttich beherrschende Höhe La Chartreuse.

Die rebozierte weiße Flagge.

Um zwei Uhr nachmittags hatten wir die Höhe erreicht. Von Zeit zu Zeit gaben wir Kanonenschüsse ab, einerseits um die übrigen Brigaden auf uns aufmerksam zu machen, andererseits um den Festungskommandanten und die Stadt zur Übergabe zu veranlassen.

Wir mußten mit der Munition sparen, die schon recht knapp geworden war. Meine Truppen waren ermüdet, meine Offiziere hatten

größtenteils ihre Pferde verloren und die Feldblühen waren stehengeblieben.

Von La Chartreuse aus hatten wir einen herrlichen Ausblick auf die Stadt zu unseren Füßen.

Am jenseitigen Ufer der Maas erhob sich die Zitadelle, auf der plötzlich eine weiße Flagge erschien.

General Emich wollte sofort einen Parlamentär hinüberschicken. Ich schlug vor, erst den Parlamentär der Gegenseite zu erwarten. General Emich blieb bei seinem Entschluß und Hauptmann Harbou ritt in die Stadt.

Um sieben Uhr kehrte er mit der Auskunft zurück, die weiße Flagge sei gegen den Willen des Festungskommandanten aufgezo-gen worden.

Zum Einmarsch in die Stadt war es schon zu spät. Wir hatten eine schwere Nacht vor uns.

Die nervösen Eroberer.

Die Situation war überaus kritisch. Von den übrigen Brigaden hatten wir keine Nachricht. Für uns wurde es immer gewisser, daß unsere Brigade mutterseelenallein im Festungsgürtel stand, abgeschnitten von der Außenwelt.

Wir mußten daher mit Gegenangriffen rechnen. Besonders lästig wurden uns die tausend belgischen Soldaten, die wir inzwischen gefangen genommen hatten.

Die Nervosität der Truppen steigerte sich mit Eintritt der Dunkelheit.

Ich schritt die Front ab und ermunterte die Mannschaft: „Am Morgen sind wir in Lüttich!“

Nie werde ich die Nacht vom 6. auf den 7. August vergessen. Major Marcard borgte mir seinen Mantel zum Zudecken. Gespannt lauschte ich, ob von irgendwoher Schlachtenlärm drang. Im stillen hoffte ich, daß es doch einer oder der anderen Brigade gelungen sei, den Festungsgürtel zu durchbrechen. Totenstille ringsumher, nur alle halben Stunden donnerte ein Kanonenschuß gegen die Stadt. Die Spannung war unerträglich.

Ein Faustschlag aufs Tor, die Zitadelle fällt.

Es wurde Morgen. Ich besprach mit General Emich die Lage. Wir waren fest entschlossen, in die Stadt einzumarschieren. Bald darauf erhielt ich von General Emich den Befehl zum Einmarsch. Owen führte die Vorhut, in einem gewissen Abstand folgte ich mit dem übrigen Teil der Brigade sowie mit den belgischen Gefangenen.

Owen erhielt die Aufgabe, die Zitadelle zu nehmen. Während des Marsches wurde er aber durch Meldungen dazu bewogen, abzuschwenken und sich auf das Fort Loncin zu werfen.

Von dieser Änderung des ursprünglichen Planes wußte ich nichts.

In der Annahme, Owen habe die Zitadelle genommen, fuhr ich in einem rasch requirierten belgischen Automobil mit dem Brigadestab hinfür. Das Tor der Zitadelle war geschlossen, denn

— was ich noch immer nicht wußte — die Zitadelle war noch im Besitz der Belgier. Ich trommelte mit der Faust auf das geschlossene Tor, plötzlich wurde geöffnet und die paar hundert belgischen Soldaten, die noch drinnen waren, ergaben sich auf meine Aufforderung hin.

Abends um sieben Uhr fuhr ich im Auto von Lüttich nach Aachen zurück. Ein belgischer Soldat war mein Chauffeur. Ich mußte mich ihm blindlings anvertrauen. Wir fausten durch Herbé, wo ich vor einigen Stunden eine lange Nacht verbracht hatte. Das Wirtshaus, in dem ich übernachtet hatte, und der Bahnhof waren abgebrannt.

In Aachen, im Hotel Union, empfing man mich wie einen von den Toten Auferstandenen. Rasch schlang ich etwas hinunter und machte mich noch in der Nacht auf den Weg, meine Brigade aufzusuchen. Ich war neunzig Stunden nicht aus den Kleidern gekommen.

Die Wucht der 42er Mörser.

Zufällig stieß ich auf meine Brigade, die auf dem Marsch nach Lüttich war. Ich war auch Zeuge, wie Loncin fiel. Ein einziger Volltreffer aus einem 42er-Mörser sprengte das Munitionslager in die Luft. Unter den Betontrümmern kroch die Besatzung rauchgeschwärtzt und halb betäubt hervor. Blutend, mit hoch erhobenen Armen, kamen die Belgier auf uns zu: „No pas tuer, no pas tuer!“ (Nicht töten, nicht töten!) stotterten sie. Wir waren keine „Gnaden“, gaben ihnen Wasser zu trinken und labten sie.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 16. 6. 1930

Das nicht in "Der Tag"

Die „Hunnen“ in Belgien. — Die Eroberer in Brüssel. — Wie aus einer redaktionellen Bemerkung eine Kriegserklärung wird. — Warum die österreichisch-ungarische Kriegsflotte nicht in den Pontus kam.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten.)

Das Janusantlitz Kaiser Wilhelms.

Inzwischen glaubte man sowohl im Großen Hauptquartier wie im Hinterland, daß der Handstreich auf Lüttich mißglückt sei. Auch Moltke mußte das nach den ersten Meldungen annehmen und meldete dies dem deutschen Kaiser.

Wie Kaiser Wilhelm die Nachricht aufnahm, zeigt seinen wahren Charakter.

„Meine Meldung“, schreibt Moltke, „erwiderte der Kaiser mit Vorwürfen. — „Das hab ich gleich gedacht!“ rief er und fügte erboht hinzu: „Unser Einmarsch in Belgien hat uns die englische Kriegserklärung auf den Hals gehetzt!“

Als ich ihm aber tags darauf meldete, daß unsere Truppen Lüttich genommen hatten, lüftete mich der Kaiser ab“.

schließt Moltke seine kommentarlose, aber vielsagende Betrachtung.

Der deutsche Siegessturm. — Marschall French ist verzweifelt.

Während sich in Serbien die erste blutige Potiorek-Offensive entwickelt, um bald zusammenzubrechen, und der „Höfer“ sich daher notgedrungen ausschweigt, meldet der deutsche Heeresbericht von der Westfront Sieg über Sieg.

Mit welcher rasanter Geschwindigkeit sich der deutsche Vormarsch im Westen entwickelte, geht aus dem Tagebuch *Paléologue*s, des französischen Botschafters in Petersburg, hervor. *Paléologue* schreibt:

„6. August. Die Deutschen sind in Lüttich einmarschiert.

7. August. Eine französische Armee marschiert in Belgien ein, um Hilfe zu bringen.

Wird sich Frankreichs Geschick wieder zwischen Sambre und Meuse entscheiden?

21. August. Unsere Operationen an der belgischen und französischen Front haben eine ungünstige Wendung genommen. Ich habe Weisung bekommen, bei der kaiserlichen Regierung (in Petersburg) zu intervenieren, um die russische Offensive zu beschleunigen. Die Deutschen sind gestern in Brüssel einmarschiert.

23. August. Unsere Verbündeten vom anderen Ufer der Sa Manche tauchen an der belgischen Front auf.

Ja, eine englische Kavalleriedivision hat sogar schon bei Waterloo eine deutsche Division zersprengt. Wellington und Blücher drehen sich in ihrem Grab um!

26. August. Die Deutschen sind 250 Kilometer von Paris entfernt.

30. August. Die Deutschen nähern sich Paris.

1. September. Sazonow teilt mir heute morgens auf Grund eines Telegramms, das er von Tšiwolski (dem russischen Botschafter in Paris) erhalten hat, mit, daß die Regierung beschlossen hat, ihren Sitz nach Bordeaux zu verlegen, wenn der Oberkommandierende der Ansicht ist, daß im Interesse der nationalen Verteidigung den Deutschen der Weg nach Paris freigegeben werden muß. Dann teilte mir Sazonow die Telegramme mit, die am 30. und 31. August von dem französischen Hauptquartier zugeteilte russische General Ignatiow abgeschickt hat. Jedes Wort ist ein Dolchstoß in mein Herz:

Die deutsche Armee hat den linken Flügel der französischen Armee umgangen und rückt in Frontabschnitten von dreißig Kilometer Breite unaufhaltsam gegen Paris vor.... Der Einmarsch der Deutschen in Paris ist nur mehr eine Frage von Stunden...“

„Herzzerreißend, wie ahnungslos der Kaiser gegenüber dem Ernst der Situation ist.“

In der Umgebung des deutschen Kaisers, aber auch in Berlin und Wien lösen die deutschen Siegesmeldungen eine ungebundene Hurra Stimmung aus. Wie aber Moltke, der deutsche Generalstabschef, die Lage sieht, zeigt ein Brief an seine Frau aus dem deutschen Hauptquartier, das inzwischen von Koblenz nach Luxemburg verlegt worden ist:

„Luxemburg, 29. August 1914.

Hier sitze ich allein im Schulgebäude, wo ich meine Generalstabskanzleien eingerichtet habe. Wir sind mit der

Einrichtung noch nicht fertig und haben es bei weitem nicht so bequem wie in Koblenz. Weder Gas, noch Elektrizität, nur eine flackernde Petroleumlampe... Wir alle, nämlich die Herren vom Generalstab — wohnen im Hotel de Cologne, dessen Besitzer ein Deutscher ist. Das Hotel ist nicht sehr schön, aber im Feld muß man damit vorlieb nehmen. Es kommt ja nicht darauf an, ob wir mehr oder weniger gut versorgt sind.

Ich bin froh, daß ich allein bin und nicht bei Hof sein muß. Es macht mich ganz krank, wenn ich höre, was dort alles geredet wird. Herzzerreißend ist, daß Seine Majestät dem Ernst der Situation ahnungslos gegenübersteht. Schon nimmt die gewisse Hurra Stimmung überhand, die ich hasse wie die Pest...“

Marschall French will die englischen Truppen wieder einschiffen!

Völlig niedergeschlagen ist man auf Seiten der Entente. In der letzten Augustwoche schickt der französische Oberkommandierende General Joffre folgende Meldung an die Regierung:

„Unsere Armee hat trotz ihrer numerischen Überlegenheit im offenen Bewegungskrieg nicht jene Offensiveigenschaften bekundet, die wir nach den zu Beginn erzielten Teilergebnissen bei ihr vorausgesehen haben. Daher wurden wir in die Defensive getrieben.“

Am 29. August hatte Marschall French, der Oberkommandierende der englischen Streitkräfte in Frankreich, eine Besprechung mit seinen Offizieren, bei der der Kommandeur des 2. Armeekorps, Smith-Dorrien, erklärt:

„Es bleibt nichts anderes übrig, als unsere Truppen wieder einzuschiffen und nach Hause zu gehen!“

Tags darauf schreibt Marschall French aus Compiègne dem englischen Kriegsminister Lord Ritchener:

„Man kann sagen, daß man in Frankreich der weiteren Entwicklung der Dinge nicht sehr hoffnungsvoll entgegensteht. Ich habe jedes Vertrauen in die Fähigkeit der französischen Führer, diesen Krieg glücklich zu beenden, verloren,“ und auch French kommt zu dem Schluß,

die englischen Truppen aus der französischen Front zurückzuziehen, die hinter die Seine verlegt werden soll.

Ritchener eilt von London nach Paris, um French das Rückgrat zu stärken. So stehen die Dinge im Westen — vor dem Marnevorder!

Nr.:

Der Sieg der Deutschen in Belgien war nicht nur militärisch, sondern auch propagandistisch ein Pyrrhusieg. Die belgische Bevölkerung eröffnete einen Guerillakrieg, die Folge waren deutsche Retorjionen, die von der journalistisch viel freizügiger und geschickter geleiteten Entente-Presse gegen die Mittelmächte ausgenützt wurden.

Schon bei der Einnahme Lüttichs war von der Zivilbevölkerung aus dem Hinterhalt auf die deutschen Truppen geschossen worden, und als deutsche Soldaten in die Stadt Löwen einzogen, empfing sie dichter Kugelregen. Der deutsche Heeresbericht stellte diesen Fall besonders fest und fügte hinzu, daß sich

das Militär befehlsgemäß mit der Zivilbevölkerung in ein Handgemenge eingelassen und dann die Stadt noch durch Bombardement völlig zerstört

habe.

Welches Echo diese deutschen Repressalien im feindlichen, aber auch im neutralen Ausland fanden, geht aus einer Stelle hervor, die sich in Erzbergers Memoiren befindet.

„Papa, Papa, faccia la guerra!“

Erzberger schreibt: „Als ich zu Beginn des Jahres 1915, also noch vor der Kriegserklärung Italiens, in Rom war, hörte ich,

daß die englische Erzieherin der Kinder des Königs von Italien diesen solche Schaudermären von den Greuelthaten der „Sunnen“ in Belgien erzählt hatte, die den armen Babys Hände und Füße abschneiden, daß die Kinder eines Tages ihren Vater Victor Emmanuel weinend bestürmten: „Papa, Papa, faccia la guerra!“ (Papa, Papa, mach' Krieg!) Denk' an die armen belgischen Babys ohne Hände und Füße!“

Die „geschändeten“ belgischen Nonnen.

Im Februar 1915 war Erzberger auch bei Papst Benedikt XV. in Audienz gewesen, dessen Vorgänger Pius X. in den ersten Kriegstagen gestorben war. Zur Bestürzung Erzbergers erklärte der Papst, er habe von authentischer Seite erfahren,

daß besonders die protestantischen deutschen Soldaten aus Pommern und Mecklenburg gegen die belgischen Katholiken grausam vorgegangen seien. Hundertfünfzig belgische Nonnen seien nach seiner Information in Kirchen und Klöstern von deutschen Soldaten geschändet worden.

Am 30. März 1915 erhielt Erzberger eine Depesche des deutschen Gesandten in Washington, in der dieser mitteilte, die Entente verbreite in Amerika eine Propagandaschrift, in der behauptet wird,

daß die protestantischen deutschen Soldaten systematisch belgische Nonnen schänden. In Belgien seien zweitausend Nonnen während der deutschen Besetzung schwanger geworden.

Erzberger hatte in der Audienz den Papst gebeten, ihm die nötigen Daten mitzuteilen. Falls die Gerüchte sich bewahrheiten sollten, würde gegen die Betroffenen rücksichtslos vorgegangen werden.

Über Veranlassung Erzbergers forderte die deutsche Militärbehörde in Brüssel alle belgischen Bischöfe auf, sofort jeden Fall bekanntzugeben, in dem sich ein deutscher Soldat gegen eine belgische Nonne auch nur ungebührlich benommen habe. Sämtliche Bischöfe antworteten einmütig, ihnen seien solche Fälle überhaupt nicht bekannt; ja, der Erzbischof von Brüssel, Mercier, richtete am 1. April 1915 sogar einen Brief an den deutschen Militärgouverneur von Belgien, in dem er dagegen protestierte, daß leichtfertig und ohne jeden Beweis

solche Verleumdungen ausgestreut würden. Ihm als Erzbischof sei es unmöglich, in einer so peinlichen Angelegenheit Verhöre anzustellen. Er fordere daher den Militärgouverneur auf, gegen jeden, der solche Gerüchte verbreite, gerichtlich vorzugehen.

Was Stürgkh im besetzten Belgien sah.

Daß die deutschen Repressalien viele belgische Städte in einen Trümmerhaufen verwandelt hatten, davon legt auch eine Schilderung des Feldmarschalleutnants Josef Graf Stürgkh Zeugnis ab, der Bevollmächtigter des A. D. K. im deutschen Großen Hauptquartier war.

Stürgkh erzählt, daß im Schloß von Koblenz mit Eintritt der Dunkelheit die Jalousien geschlossen wurden, damit kein Lichtschimmer herausdringe. Kaiser Wilhelm sah mit seinem Gefolge im tiefdunklen Schloßgarten, nur die Zigaretten und Zigarren leuchteten wie Glühwürmchen. Man fürchtete einen Fliegerangriff. Von Koblenz aus machte Stürgkh mit Oberstleutnant Bienerth einen Autoausflug nach Belgien.

„Als wir belgisches Gebiet erreichten, war die Gegend plötzlich wie ausgestorben. Die Herden weideten ohne Hirt auf den üppigen Wiesen. Die Ortschaften fast alle niedergebrannt, deutsche Repressalien für Angriffe der Zivilbevölkerung.“

In der Festung Lüttich liegt auf dem Tisch des belgischen Kommandanten noch das offene Befehlsbuch mit der letzten Eintragung: „Ausführung von Drahthindernissen angeordnet.“

Stürgkh schreibt auch über die heikle Situation, in der sich die deutsche Besatzung Brüssels, besonders ins solange befand, als Antwerpen noch nicht gefallen war. Die eine Million Einwohner Brüssels trug ihre Antipathie gegen die deutschen Eroberer mehr oder minder offen zur Schau und wartete jeden Tag, von Antwerpen her entsetzt zu werden. Der deutsche Militärgouverneur von der Goltz mußte in diesen Tagen öfters ein Auge zudrücken,

wenn auf irgend ein Gerücht von einem belgischen Vorstoß hin die Brüsseler Mädchen mit Blumensträußen und Schleifen in den Nationalfarben der

Peripherie zustrebten, um die siegreiche belgische Armee zu begrüßen. Die deutsche Besatzung Brüssels war zu schwach, um eine eventuelle Revolte unterdrücken zu können, und so waren peinliche Zwischenfälle an der Tagesordnung.

„Auch ich hatte“, schreibt Stürgkh, „ein unangenehmes Erlebnis in Brüssel. Ein Brüsseler Straßenjunge pflanzte sich auf dem Trottoir mir gegenüber auf und wollte um keinen Preis ausweichen, bis ich ihn etwas unsanft beiseite stieß.“

Warum Österreich Belgien den Krieg erklärte.

Am deutschen Siegeszug in Belgien hatten auch unsere 305-cm-Mörserbatterien bedeutenden Anteil. Besonders hatten sie zum Fall Namurs beigetragen, aber auch bei Givet und Maubeuge hatten sie sich bewährt. In der deutschen Armee waren sie vor allem wegen ihrer Beweglichkeit und Schnelligkeit bevorzugt. So hatte eine dieser „Motorbatterien“, wie die Deutschen sie nannten, den 150 Kilometer langen Weg von Givet nach Vothringen in e i n e m Tag zurückgelegt. Auch Kaiser Wilhelm hatte sich über diese Hilfe des sonst als nicht ganz gleichrangig geachteten Waffenbruders lobend geäußert.

Auch Molitte hatte in einem Brief vom 9. August an Höhenlofer geschrieben: „Tausend Dank für die schwere Artillerie, könnte ich Ihnen doch gleiches mit gleichem vergelten.“

Diese Tüchtigkeit des österreichisch-ungarischen Waffenbruders wurde auch in deutschen Zeitungen lobend besprochen, und ein deutsches Blatt fügte als redaktionelle Bemerkung hinzu:

„Da die österreichisch-ungarischen Mörser geholfen hätten, die belgischen Festungen zu zerstören, werde die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Belgien kaum lange auf sich warten lassen.“

Aus diesem Scherz sollte Ernst werden. Die Botioret-Niederlage in Serbien stand in krassem Gegensatz zu den deutschen Siegesmeldungen aus dem Westen und man überlegte sich in Österreich, was man dem Publikum vorsehen könne, damit es nicht durch den Mangel österreichisch-ungarischer Siegesmeldungen verstimmt werde.

Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin telegraphierte am 27. August 1914 an Berchtold:

„Es ist gewiß auch bedauerlich, daß der Erfolg von Namur hier ausschließlich als Heldentat der deutschen Artillerie gepriesen wird, während hierbei doch unsere Batterien in hervorragender Weise beteiligt waren, wovon das große Publikum nichts ahnt.“

Berchtold, dem die prophetische redaktionelle Bemerkung der deutschen Zeitung unbekannt ist, antwortet dem Botschafter:

„Was die Mitwirkung unserer Batterien bei Namur anlangt, so hat uns der Umstand, daß wir uns bisher mit Belgien nicht im Kriegszustand befanden, gehindert, diese Mitwirkung öffentlich zuzugeben; da wir uns aber hauptsächlich mit Rücksicht auf die unmenschliche Behandlung, die unseren Staatsangehörigen in Belgien zuteil wurde, voraussichtlich entschließen werden, den Kriegszustand eintreten zu lassen und dem hiesigen belgischen Gesandten seine Pässe zuzustellen, könnten E. E. mit Herrn Zimmermann die Frage erörtern, wie die Tatsache, daß unsere Batterien in Belgien erfolgreich zur Verwendung kamen, der Öffentlichkeit mitgeteilt werden könnte.“

Conrad von Höhendorf wird der Sachverhalt mitgeteilt und er kann am 27. August in sein Tagebuch eintragen: „Unter Nr. 74, vertraulich, erhielt ich am 27. August durch den Vertreter des Ministeriums des Äußern beim A. O. K. die Mitteilung, daß mit Rücksicht auf die Teilnahme unserer Mörser an den Operationen in Belgien und im Hinblick auf die in die Millionen gehenden, unseren Staatsangehörigen in Belgien grundlos zugefügten Schäden die Kriegserklärung an Belgien erfolgt.“

Unsere unterbliebene Flottenaktion.

Noch ein kleiner Zwischenfall trug zu Anfang des Krieges dazu bei, das Einvernehmen zwischen Deutschland und der Monarchie zu trüben. Die beiden deutschen Kreuzer „Göben“ und „Breslau“ waren im Hafen von Messina in die englische Blockade geraten und die deutsche Heeresleitung hatte den österreichischen Generalstab gebeten, die Kriegsflotte der Monarchie möge einen Vorstoß in die Adria unternehmen, um den beiden deutschen Kreuzern einen Durchbruch zu ermöglichen.

Der zweite Plan bestand darin, daß die gesamte Flotte der Monarchie durch den Bosphorus ins Schwarze Meer fahren solle, um dort einerseits Rußland zu bekämpfen, andererseits auf Rumänien einen moralischen Druck auszuüben. Diese Aktion mußte unterbleiben. Über die Ursache gibt Höhendorf folgenden Aufschluß:

„Am 4. August 1914 meldete sich Konteradmiral Raiss bei mir. Er legte dar, daß nach dem Ausbrechen Italiens unsere Flotte der zehnfach überlegenen französisch-englischen gegenüber Gefahr laufe, in der Adria vernichtet zu werden, während sie für eine Unternehmung im Schwarzen Meer nutz-

bringend verwertet werden könnte. Der maritime Schuß, den unsere Flotte unserer Küste gewähre, sei nur fiktiv.

Abends erkundigte sich Graf Hohos persönlich bei mir, wann die Kriegserklärung an Frankreich erfolgen solle.

Ich erwiderte, daß dies vom Zeitpunkt abhängen würde, zu dem die Flotte den Pontus erreicht — sie brauche dazu drei Tage.“

Über den Ausbruch der „Göben“ und „Breslau“ aus der englischen Blockade schreibt Höhendorf:

„Aus Deutschland kam am 7. August die telegraphische Mitteilung, daß der Kreuzer „Göben“ am 6. August um 5 Uhr 30 nachmittags Messina in südlicher Richtung verlassen hatte; daran war das Ersuchen geknüpft, österreichisch-ungarische Streitkräfte wenigstens bis Brindisi, zur Aufnahme „Göbens“ zu entsenden.“

Am 9 Uhr 15 vormittags kam aus Pola die telegraphische Meldung, daß der Kreuzer „Göben“ ausgebrochen sei, von englischen Schiffen gegen die Adria verfolgt werde und Admiral Haus mit der ersten Division und der Kreuzerflottille ihm entgegenfahre, um ihn in den eigenen Territorialgewässern zu schlagen.

Noch am 7. August traf eine Dankdepesche des deutschen Admiralstabes ein, und die Mitteilung, daß „Göben“ am 7. August um 1 Uhr nachmittags Kap Matapan auf dem Wege nach den Dardanellen passierte. Der deutsche Admiralstab hielt es politisch und militärisch von größtem Wert, wenn die Austroflotte nach den Dardanellen ginge.“

Aber der deutsche Admiralstab denkt und Admiral Haus lenkt. Höhendorf schreibt:

„Auch am 8. August hatte mich Graf Hohos aufgesucht, um sich wegen der vom Ministerium des Äußern so sehr gewünschten Flottenunter-

nehmung in das Schwarze Meer zu erkundigen. Er wies auf die Gefahr hin, daß Rumänien in das feindliche Lager gehen könnte; es verhandle mit Rußland und sei an dieses mit der Bitte heranzutreten, durch die russische Flotte Bulgarien im Zaume zu halten. Käme die I. u. I. Flotte in das Schwarze Meer, so könnte dies einen Umschwung zu unseren Gunsten herbeiführen.“

Ich erwiderte:

„Haus ist nicht fertig. Was habe ich von der Marine, wenn sie nicht fertig ist!“

Auch Graf Stürgkh berichtet von einer Unterredung, die er im deutschen Hauptquartier mit Kaiser Wilhelm hatte, und in der Wilhelm dem schlappen Waffenbruder Befehle erteilte, ohne dessen Einwände auch nur anzuhören.

„Kaiser Wilhelm“ so berichtet Stürgkh an Höhendorf, „kam auf die Panikexpedition zu sprechen und meinte: Die österreichisch-ungarische Flotte, ob fertig ausgerüstet oder nicht, müßte sich sofort nach Konstantinopel und durch den Bosphorus ins Schwarze Meer begeben und die dortige russische Flotte aufsuchen und vernichten, und zwar im Verein mit den deutschen Kriegsschiffen. Dessen Befehl, eine Panik in Südrußland hervorzurufen und die Landung türkischer Truppen auf diese Weise ermöglichen. Unseren Seebefestigungen in der Adria könne man ja nichts tun und momentan sei die Zeit für ein solches Unternehmen sehr günstig.“

Stürgkh wollte die Bedenken des I. u. I. Marineattachés gegen die Pontusunternehmung vorbringen, aber, so schreibt Stürgkh im Bericht an Höhendorf, „Seine Maje-

Nr.:

TAG:

stät ließ mir zu einer Erwiderung gar keine Zeit und ging sofort auf die Notwendigkeit über, Polen zu revolutionieren."

Am 12. August überbrachte Konteradmiral Raiss mit einem Vertreter des deutschen Admiralstabes Höhendorf die erneute Anregung der deutschen leitenden

Kreise, die Flottenunternehmung in das Schwarze Meer durchzuführen; man versprache sich davon nicht nur maritime, sondern auch politische Vorteile.

Höhendorf antwortete: „Admiral Haus lehnt ab. Ich kann als Nichtfachmann in Marinefragen nichts anderes sagen als Haus.“

Es wurde nun das Komproiß vorgeschlagen, nur einen Teil der k. u. k. Flotte in den Kontus zu entsenden.

Höhendorf erwiderte: „Zum Teilen der ohnehin schwachen Flotte wird sich der Flottenkommandant nicht hergeben. Ich bin übrigens überzeugt, daß eine geringe Seemacht genügen würde, um die russische Flotte lahmzulegen.“

Der Vertreter des deutschen Admiralstabes bemerkte, daß gegen die russische Flotte „Göben“ und ein paar gute österreichisch-ungarische Kreuzer genügen würden, aber man sei deutscherseits der Ansicht, daß das Erscheinen der k. u. k. Schiffe im Schwarzen Meer auf Rumänien und Bulgarien für uns günstig einwirken würde.

Schließlich fiel Höhendorf ein Stein vom Herzen, als vom k. u. k. Militärattaché in Athen Bericht einlangte, daß die deutschen Schiffe „Göben“ und „Breslau“ im Marmarameer eingelaufen und angeblich von der Türkei gekauft worden seien.

Auch die deutsche Flotte wird kaltgestellt.

Übrigens hatte zu Beginn des Krieges auch die deutsche Flotte nicht viel zu reden, obgleich die etwas theatralische Mobilmachung Deutschlands durch Kaiser Wilhelm „maritimen“ Charakter trug. Kaiser Wilhelm unterschrieb den Mobilmachungsbefehl auf einem kleinen Tischchen, das aus dem Holz des Admiralschiffes Nelsons „Victory“ geschneht war. Nach der Unterzeichnung flehte Großadmiral Tirpitz mit Tränen in den Augen den Segen Gottes auf Kaiser und Vaterland herab.

Weniger bewegt war Kaiser Wilhelm einige Zeit vorher, als die gefürchtete Kriegserklärung Englands wirklich eingetroffen war. Reichskanzler Bethmann-Sollweg, der vergebens versucht hatte, den Konflikt mit England zu vermeiden, bot Kaiser Wilhelm seine Demission an.

Der Kaiser aber, dessen Haltung eigentlich die englische Kriegserklärung verursacht hatte, lehnte die Demission ab und schnauzte den Reichskanzler an:

„Sie haben mir die Geschichte eingebracht, dann müssen Sie sie auch ausfressen!“

Die Kriegserklärung Englands rief in deutschen führenden Kreisen eine lebhafteste Debatte darüber hervor, was mit der deutschen Flotte zu geschehen habe. Tirpitz forderte, daß die deutsche Flotte sofort in Aktion trete, und bat den Kaiser um den Oberbefehl. Aber Kaiser Wilhelm lehnte beide Vorschläge schroff ab und Tirpitz zog sich grollend zurück. Moltke aber schrieb an Höhendorf:

„Der Krieg wird uns unsere Flotte kosten, aber die Entscheidung fällt auf dem Festland.“

So waren die beiden Flotten zu Anfang des Krieges untätig, und wenn Conrad von Höhendorf am 13. August an Moltke schreibt: „Wird Deutschland die sechs englischen Divisionen ohne Flottentkampf auf den Kontinent kommen lassen? Herrlich wäre es, die Transportflotte zu erwischen und zu versenken“, so bleibt das ein, wenn auch nicht gerade frommer Wunsch.

Das persönliche Verhältnis Kaiser Wilhelms II. zu König Eduard VII. Nach Memoiren des englischen Außenministers Lord Lansdowne

Das Scheitern der Versuche des deutschen Kaisers um die Jahrhundertwende, ein Bündnis zwischen England und den Staaten des Dreiecks zustande zu bringen, war nach den Aufzeichnungen des damaligen Leiters des Foreign-Office, Lord Lansdowne, eine Folge der allgemeinen Volksstimmung in England wie in Deutschland. Nicht zuletzt war es jedoch ein Ausfluß des persönlichen Antagonismus zwischen Eduard VII. und Wilhelm II. Lord Newton bespricht im „Daily Telegraph“ an Hand Lansdownes Memoiren dieses verhängnisvolle Verhältnis zwischen Dunkel und Kesse.

Im Jahre 1905 war dieses bereits so gespannt, daß dem Kaiser nahegelegt wurde, sein in England geplanter Besuch würde nicht gerne gesehen werden. Ueber die Gründe geben die Klagen des Kaisers Wilhelm gegenüber Sir Frank Lascelles Aufschluß, dem die peinliche Aufgabe zufiel, ihm von dem beabsichtigten Besuche in London abzuraten. Kaiser Wilhelm hielt dem Botschafter vor, sein Onkel hätte es verabsäumt, gelegentlich der Rückkehr von Marienbad ihn in Berlin zu besuchen; er hätte von dem festlichen Empfang der britischen Flotte in deutschen Häfen keine Notiz genommen; der Kaiser betrachtete weiter die Einladung des Kronprinzen nach London, ohne vorherige Einwilligung des Vaters, als eine persönliche Verletzung, um so mehr als beim letzten Besuch des Kronprinzen in einem Landhause sich recht ungeziemende Szenen abgepielt haben sollen.

Lansdowne gesteht zu, daß die Schuld an diesem Verhältnis zwischen den beiden Herrschern durchaus nicht auf einer Seite lag; er muß zugeben, daß sein königlicher Herr über seinen kaiserlichen Neffen in Ausdrücken spricht und schreibt, „die einen schandern machen“ (creep one's flesh) und daß die amtlichen Zeitungen, so oft sie von ihrer kaiserlichen Majestät sprechen, immer wieder Andeutungen über seinen „aufwieglertischen“ (incendiary) Charakter machen.

Angeichts dieser gegenseitigen Antipathie erschien es aussichtslos, durch Verleihen weiterer Besuche eine Besserung erreichen zu wollen. Der Gegensatz hatte übrigens auch schon weitere Bevölkerungstriebe, in erster Linie Armee und Flotte, ergriffen. Lord Lansdowne beschreibt eine bezeichnende Szene anlässlich eines Besuches Eduards VII. in Deutschland. Nach einem Empfang bei Hofe wurden die Gäste in geschlossenen Wagen nach Hause geführt. Ein verspäteter Engländer stieg in einen Wagen, in dem deutsche Offiziere saßen, die ihn in der Dunkelheit nicht erkannten. Das Gespräch wurde mit den Worten eröffnet: „Gott sei Dank, die verdammten Engländer sind weg!“ Am folgenden Tag wurde Eduard VII. gefragt, ob von diesem Zwischenfall Notiz genommen werden soll, worauf der König antwortete: „Gewiß nicht — es ist genau dasselbe, was Ihr gesagt hättet, wenn ich deutsche Gäste in Windsor empfangen hätte.“

Nach dem Besuch des Kaisers in Tanger nahm diese Spannung noch schärfere Formen an, es fiel schon das Wort „Krieg“ und Lord Lansdowne zitiert eine Stelle aus einem Brief des Admirals Fisher an ihn: „Wir könnten die deutsche Flotte, den Kieler Kanal und Schleswig-Holstein binnen 14 Tagen haben“ — eine Anspielung an den englischen Ueberfall auf Dänemark.

Nicht lange nach der Rückkehr von Marokko machte der britische Botschafter in Berlin, Lascelles, vor Austritt einesurlaubes, seinen Abschiedsbesuch bei Kaiser Wilhelm und fragte, ob der Kaiser irgendwelche Wünsche für London habe. „Wünsche für London!“ rief der Kaiser aus „Nein!, ich werde keine haben, so lange Ihr nicht wißt, wie Ihr Euch zu benehmen habt!“ Auf die Frage des besitzten Diplomaten nach den Gründen kamen die alten Klagen über die Angriffe der englischen Presse gegen sein: Person, die leicht einzustellen wären, wenn man wollte! Nach dem Zwischenfall mit der russischen Flotte in der Nordsee hat die Regierung gegen die heftige Sprache der Presse Einspruch erhoben und hatte hiebei sofort Erfolg. Lascelles bekehrte sich über diese Behandlung im Auswärtigen Amt und kündigte seinen Rücktritt an, da es ihm offenbar nicht gelungen war, trotz ehlichster Bemühungen, ein leidliches

Verhältnis zwischen beiden Staaten herzustellen. Bülow konnte den Botschafter nur versichern, daß der Kaiser für ihn persönlich „Freundschaft und Verehrung“ empfinde. Auf den Einwand, daß der Kaiser schon geraume Zeit kein Wort über Politik mit ihm gewechselt habe, nahm Bülow die Schuld auf sich. Er hätte des Kaisers steigende Erregung gegen England wahrgenommen und hätte in Kenntnis von dessen ungeduldigem Le... a gebeten, die Beziehungen der beiden Länder zu einander mit keinem Engländer zu besprechen. Holstein, der bei diesem Gespräch anwesend war, ergänzte dies durch den Hinweis, daß der Kaiser Kenntnis habe, daß „sehr einflußreiche Persönlichkeiten in England aus ihrer feindseligen Einstellung gegen Deutschland kein Geheimnis machen“. Diesen Satz in des Botschafters schriftlichem Bericht... ht König Eduard VII. und schrieb dazu: „Das ist eine alte Geschichte, sie wird unverändert jedes Jahr erneuert.“

Aus dieser Stimmung entsprang die Idee des Kaisers, ein Bündnis mit dem Zaren zu schließen, das als „kontinentale Verbindung“ zweifellos eine Spitze gegen England hatte. Im Juli 1905 wurde eine Zusammenkunft bei Bjorkö vereinbart. Am 24. Juli spielte sich an Bord der Yacht Nikolaus II. jene denkwürdige Szene ab, da Wilhelm II. seinen Traum nahezu verwirklicht sah, das alte Verhältnis zu Rußland wieder herzustellen. Als der Zar, nach den Gründen befragt, weshalb der Vorschlag im Herbst des Vorjahres durchgefallen sei, erwiderte, „Frankreich hätte sich geweigert, an der Seite Deutschlands mitzuwirken“, antwortete der Kaiser: „Dieses Hindernis besteht nicht mehr. Seit dem Marokko-Abkommen handeln wir im Einklang mit Frankreich.“ Im Verlaufe des Gespräches zog der Kaiser eine Kopie des Vertragsentwurfes aus der Tasche, worauf sich die beiden Herrscher allein zurückzogen. Nach mehrfacher Lesen erklärte der Zar, er stimme dem Inhalte vollinhaltlich bei. Der Kaiser, der „mit einem Gebet auf den Lippen“ jede Bewegung seines Betters verfolgt hatte, schlug vor, den Vertrag sofort zu unterschreiben. Der Zar hatte kein Bedenken, er unterschrieb. Als Zeugen unterfertigten der deutsche Diplomat Tschirschky und ein Admiral der Suite des Zaren. Der Kaiser atmete auf, er hatte in einer Stunde „Geschichte gemacht“, den Kontinent gegen das perside Albion zusammengeschlossen.

Das Abkommen von Bjorkö wurde geheimgehalten. Der englische Gesandte in München, Mr. Lower, erfuhr als Erster von Prinz Wittgenstein einiges darüber. Der Prinz war bei dem Frühstück an Bord der Zarenjacht neben Nikolaus II. gewesen, der, gegen seine Gewohnheit, sehr auf-

geraunt war, was den Gästen auffiel, während Kaiser Wilhelm, erfüllt von der Tragweite seines Erfolges, sehr nachdenklich und in sich gekehrt war. Auf Minister Lowers Bericht an das Foreign Office antwortete Lord Lansdowne, daß ihn des Kaisers Gehaben mit „Unruhe erfülle“. „Was kann ein Mann in einer solchen Verfassung als Nächstes tun?“ Beide Herrscher kehrten von Bjorkö höchst befriedigt heim. Auf ein Telegramm hatte Bülow dem Kaiser sofort seine „tiefe Ergriffenheit und herzlichsten Glückwünsch“ gesandt. Witte, der russische Friedensunterhändler nach dem russisch-japanischen Kriege, wurde anlässlich seiner Rückkehr aus Amerika ins Vertrauen gezogen. Mit Tränen in den Augen sagte er: „Gott sei gepriesen, ich hätte das nie zu hoffen gewagt. Jetzt muß Frankreich gewonnen werden, bis dahin soll der Vertrag geheim bleiben.“ Lange dauerte der Traum nicht an. Frankreich bekam Wind von den Absichten des Zaren; bald mußte er die Beschränkung machen, daß der Vertrag im Falle eines Krieges Deutschlands gegen Frankreich hinfällig sei, was den Kaiser zu Vorwürfen veranlaßte. Der Vertrag, der dem Namen nach am 14. Oktober 1905 in Wirksamkeit trat, war in der Praxis schon lange vorher tot.

So endete der Plan des Kaisers, Rußland für einen kontinentalen Bund zu gewinnen. Lord Lansdowne hatte schon zu Beginn 1905 seine Fühler ausgestreckt, um eine Annäherung zwischen England und Rußland zustande zu bringen, nachdem ihm seitens Frankreichs dieser Wunsch nahegelegt worden war. Die Verhandlungen der Diplomaten erwiesen sich stärker als das persönliche Abkommen der Herrscher. Fürst Bülow erhob bei näherem Studium Bedenken gegen die Verpflichtungen, die Deutschland auf sich nahm, und der russische Außenminister zwang den Zaren zu immer größeren Einschränkungen seiner Zusagen. Ende 1905 waren die anglo-französischen Beziehungen wesentlich gebessert, eine anglo-russische Annäherung war angebahnt. Deutschlands Isolierung hatte zugenommen.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 23. 6. 1930

Das nicht in der Hand

Der Kampf um das europäische Gleichgewicht im Weltkrieg.
Wie Rumänien und Italien in die Entente gedrängt wurden.
König Carol, der „einsame Fels.“ — Deutschland will die
Monarchie zu Gebietsabtretungen an Italien zwingen. — Der
„erpresserische“ Bundesgenosse Italien soll nach Friedens-
schluß geprellt werden.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

Während die Deutschen in Belgien siegreich vorgehen, unser Heer in Serbien die erste Niederlage erleidet, im Osten das Herannahen der „russischen Dampfwalze“ abgewartet wird, spielt sich hinter den diplomatischen und bereits auch militärischen Kulissen ein verzweifelter Kampf um die Herstellung des europäischen Gleichgewichts im Weltkrieg ab.

„Wenn wir auch mit Italien rechnen müssen, mobilisieren wir lieber nicht“, sagt Conrad von Hötzendorf noch vor Stellung des Ultimatus an Serbien und in dem entscheidenden Ministerrat legt er dar, daß wir militärisch einem Krieg an drei Fronten — gegen Rußland, Serbien und Italien — nicht gewachsen sind.

Da aber, seiner Ansicht nach, ein Krieg mit Italien unvermeidlich ist — andere Quellen zeigen, daß die fixe Idee Hötzendorfs, ein Krieg mit Italien sei unaufhaltsam, hätte sich nicht bewahrheiten müssen, wenn man sich rechtzeitig zu aufrichtigen Gebietsabtretungen herbeigelassen hätte — so will er wenigstens Rumänien auf der Seite der Mittelmächte wissen, nicht nur aus politischen, sondern hauptsächlich aus strategischen Erwägungen.

Wird Italien unser Gegner, kalkuliert der österreichisch-ungarische Generalstabschef, so muß ich meinen ursprünglichen Aufmarschplan gegen Rußland ändern und bedeutende Kräfte im Süden zurückbehalten. Für diese Aenderung aber ist es von größter Wichtigkeit, daß die Monarchie nicht auf dem südlichen Flügel der russischen Front, also von dem Winkel her, in dem Rußland, Rumänien und die Monarchie zusammenstoßen, auch noch von den Rumänen bedroht werde. Der Diplomatie muß also gelingen, Rumänien entweder zu einem bewaffneten Eintreten auf Seite der Mittelmächte zu bewegen, oder es wenigstens zur Einzahlung einer wohlwollenden Neutralität zu bewegen.“

„Wäre es gelungen, Rumänien neutral zu erhalten, dann wäre auch Italien eher geneigt gewesen, gegen entsprechende territoriale Zugeständnisse seitens der Monarchie neutral zu bleiben und dann — hätte der ganze Weltkrieg einen anderen Verlauf genommen.“

Aber die Dinge entwickeln sich anders. Der rumänische König Carol, der Deutschenfreund, ist der monarchiefeindlichen Strömung in seinem Lande gegenüber machtlos, vor allem deshalb, weil der ungekrönte Herrscher Ungarns, Tizza, erst, als es zu spät ist, der rumänischen Weindereitschaft in Siebenbürgen Konzessionen macht, und Carol stirbt im Oktober 1914, worauf sich das Land endgültig der Entente verschreibt.

Die deutschen Politiker bestürmen Österreich-Ungarn, den Italienern territoriale Zugeständnisse zu machen, aber Hötzendorf, der bereits allmächtig ist und sich seit Jahren auf einen Krieg mit Italien vorbereitet hat, und auch der Kaiser sind für Gebietsabtretungen „aus dem lebendigen Fleisch der Monarchie“ nicht zu haben, und die Italiener sind ebenfalls klug genug, um zu wissen, daß Österreich-Ungarn im Falle eines Sieges auch vollzogene Gebietsabtretungen wieder rückgängig machen würde.

Die Pontusaktion unserer Flotte, die vor allem darauf berechnet war, auf Rumänien einschüchternd einzuwirken, muß unterbleiben, weil unsere Flotte nicht fertig ist und die abwartende Politik Rumäniens, das zusieht, auf welche Seite sich das Kriegsglück neigt, ist für die Mittelmächte ungünstig. Man sieht genau, die Nachrichten über den deutschen Siegeszug im Westen stärken in Rumänien wie in Italien den Friedensfreunden den Rücken, aber das österreichisch-ungarische Debakel in Serbien, insbesondere aber die Marne Schlacht schlagen dem Fuß den Boden aus: in dem Augenblick, da die genial geleitete und finanziell verschwenderisch bedachte Entente-Pressen im feindlichen und neutralen Ausland das „Marnewunder“ in die Welt posaunte, war die Haltung Rumäniens wie Italiens entschieden.

Um Rumänien nicht zu verlexen, hatte man lange gezögert, Bulgarien als Bundesgenossen zu gewinnen, dessen rechtzeitiges Eingreifen vielleicht die militärische Niederwerfung Serbiens hätte beschleunigen können. Dieser Zeitverlust brachte mit sich, daß Bulgarien den Zusammenbruch der Potiorek-Offensive noch als Neutraler mitansah und dann erklärte, wenn es überhaupt an Seite der Mittelmächte in den Kampf eintrete, so nur unter deutschem Oberkommando.

Besteht man heute die wechselnden Berichte über die Stimmung in Rumänien und Italien, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich hier um einen *circulus vitiosus* handelt.

„Gott sei dank, daß es kein Italiener war!“

Über der Monarchie leuchtete kein glücklicher Stern, als die Schüsse von Sarajevo knallten. Zur selben Zeit stirbt der bisherige Generalstabschef der italienischen Armee, General Pollio, der als loyaler Freund der Monarchie gilt. Dieser Umstand und die Mentalität der Bevölkerung geht aus dem Bericht des k. u. k. Militärattachés in Rom, Oberst Szeptycki hervor:

„Rom, am 2. Juli 1914.

Euer Erzellenz!

Laut erhaltener telegraphischer Erlaubnis war ich gerade im Begriffe, nach Wien zu fahren, um an dem Leichenbegängnisse der Opfer der furchtbaren Tragödie in Sarajevo teilzunehmen, als sich in Rom die Nachricht verbreitete vom Tode des Generals Pollio. Der Arme ist einem Schlaganfall in Turin erlegen...

Über die Wirkung, die die Nachricht des tragischen Hinscheidens Seiner kaiserlichen Hoheit und der Herzogin von Hohenberg hier hervorgerufen hat, ist folgendes zu konstatieren gewesen:

Sowohl die Presse als die öffentliche Meinung aller Kreise war über das Attentat im höchsten Grade empört; man hörte jedoch immer aus allen Kondolenzen heraus, daß die Person Seiner kaiserlichen Hoheit in Italien nicht als Freund der Italiener galt, und daß seine Thronbesteigung ernste Gefahren für Italien gebracht hätte, denen das Land momentan absolut nicht gewachsen war.

Italien ist finanziell, und militärisch schwach. Die revolutionären Erzele in Ancona, Ravenna usw. haben neuartige Schwächemomente gezeigt, daher fühlt es sich, wenn man es sagen darf, erleichtert,

daß die Tragödie in Sarajevo einem Manne das Leben nahm, der als ihr Feind galt.

„Gott sei Dank, daß es kein Italiener war, der das Attentat vollbrachte!“

sagen die meisten...“

Der Thronfolgermord und die Haltung Rumäniens.

Auch in Rumänien hatte der Thronfolgermord starkes Echo gefunden. Aber während man in Italien dem Feind Italiens keine Träne nachweinte, sah man in Rumänien gerade mit Erzherzog Ferdinand eine Hoffnung zur Besserung der Verhältnisse der rumänischen Bevölkerung der Monarchie ins Grab sinken.

Graf Ottokar Czernin, der damalige Bukarester Gesandte, schreibt darüber: „Die Ermordung Erzherzog Ferdinands vernichtete zahlreiche Hoffnungen in Rumänien, denn man hatte dort seinen Plan gekannt,

durch Überlassung Siebenbürgens an Rumänien das so neugeschaffene Großrumänien enger an das Habsburgerreich anzuziehen. Der rumänische Politiker Take Jonescu vergoß auf die Nachricht vom Attentat hin im Salon meiner Frau heiße Tränen

und es rief in Bukarest helle Empörung hervor, als sich der Bukarester russische Gesandte Poklewski über das Attentat äußerte: „es sei kein Grund vorhanden, wegen eines solchen Zwischenfalles ein derartiges Aufsehen zu machen.“

Schärfer sieht allerdings unser Bukarester Militärattache Major R a n d a die Lage. Er berichtet am 6. Juli 1914 aus Bukarest:

„... Wohl aber zeigen einige Nachrufe gleich die perfide Ausnützung der Situation, indem sie betonen, daß mit Seiner kaiserlichen Hoheit der letzte Hoffnungsschimmer für die „Enttnechtung der bedrängten Brüder jenseits der Grenze“ entschwunden ist. Nunmehr seien die transilvanischen Rumänen der schrankenlosen Willkür des Magyarentums völlig ausgeliefert.

Auf die „Gnade“ gutnachbarlicher Beziehungen können wir nur dann hoffen, wenn unsere Monarchie den bulgarischen Forderungen gegenüber ein taubes Ohr hat.

Trotz allgemeiner, schärfster Beurteilung des Attentats von Sarajevo traue ich der hiesigen Volksstimmung nicht! Wenn nichts Besonderes vorfällt, wird meines Erachtens nach Rumänien die Politik der zwei Stühle solange als möglich forsetzen.

Trotz des freundlichen Entgegenkommens einzelner Offiziere vermag ich mich auch nicht zu der Ansicht durchzurufen, daß wir in der rumänischen Armee viel Sympathien besitzen.

Beweis hiefür ist es, wenn man mir — wie ich kürzlich E. E. berichtete — zur Anbringung unseres hier bestellten Kranzes für das Sutarovo-Denkmal keine Einladung zukommen ließ.

Das scheinbar unmotiviert Fehlen einiger hoher Generale bei dem vergangenen Samstag hier abgehaltenen Requiem für unseren Thronfolger und Generalinspektor muß mich in meiner Auffassung bestärken. Dieser Umstand fiel sogar dem Ministerpräsidenten und Kriegsminister Bratianu auf, der scheinbar infolge Erscheinens des Hofes peinlich berührt — an mich die Frage richtete, ob Generale eingeladen wurden. Ich bejahte mit dem Zusatz, daß ich die Liste der Einzuladenden mit dem Kabinettschef im Kriegsministerium zusammenstellte.

Als Quelle der Differenzen zwischen uns und Rumänien bezeichnet man in Abgeordnetenkreisen Seine Exzellenz den Grafen Berchtold. Der rumänische Gesandte in Wien, Prinz Mabrocordato, äußerte sich kürzlich zu einem Verwandten: Graf Berchtold ist gegen mich außerordentlich liebenswürdig. Er spricht mit mir über alles, aber nicht über Politik!“

Die Magnatenpolitik Tiszas.

Zugunsten Tiszas ist später ins Treffen geführt worden, daß er im entscheidenden Ministerrat gegen den Krieg gestimmt habe. Söyendörff scheint recht zu haben, wenn er diese Kriegsgegnerschaft Tiszas nicht für eine unbedingte hielt. Abgesehen von den Erwägungen Tiszas, daß ein siegreicher Krieg gegen Serbien das Schwergewicht in der Monarchie zugunsten der Slawen verschieben würde, hatte er auch Angst vor einem Eingreifen Rumäniens und vor einer Devastierung der in Siebenbürgen liegenden Besitzungen des ungarischen Hochadels.

Daß diese Angst alle seine Ausführungen beherrschte, zeigen folgende Stellen aus Conrads Memoiren:

„Am 6. Juli 1914 sagte Graf Berchtold in einem Gespräch zu mir: Tisza ist gegen den Krieg; er hat Angst vor einem rumänischen Einmarsch in Siebenbürgen.“

Diesen Erwägungen galten auch die Argumente Tiszas im entscheidenden Ministerrat vom 7. Juli 1914:

„Er persönlich sei der Ansicht, daß ein Krieg im jetzigen Augenblicke nicht unbedingt geführt werden müsse. Gegenwärtig müsse man damit rechnen, daß die Agitation gegen uns in Rumänien eine sehr starke sei, daß wir, angesichts der aufgeregten öffentlichen Meinung, mit einem rumänischen Angriff würden rechnen müssen und auf jeden Fall eine beträchtliche Macht in Siebenbürgen würden halten müssen, um die Rumänen einzuschüchtern.“

Graf Berchtold versuchte diese Bedenken Tiszas sofort zu zerstreuen:

„Eine feindselige Haltung Rumäniens sei derzeit weniger zu befürchten als für die Zukunft... König Carol habe allerdings gelegentlich Zweifel in der Richtung ausgesprochen, gegebenenfalls seiner Bundespflicht gegenüber der Monarchie durch aktive Hilfeleistung nachkommen zu können. Dagegen sei es kaum anzunehmen, daß er sich zu einer kriegerischen Operation gegen die Monarchie hinreißen lassen, beziehungsweise einer darauf hinausgehenden Stimmung der öffentlichen Meinung nicht Widerstand leisten könnte.“

Aber Tisza ist noch immer nicht beschwichtigt und auf Wunsch des Kriegsministers muß Conrad von Söyendörff

auf die ausdrückliche Frage antworten, ob man zur Einschüchterung Rumäniens größere Truppenmengen in Siebenbürgen zurückhalten könnte.

Söyendörff bemerkt dazu in seinen Memoiren: „Nach einer längeren, durch die Angst vor einem rumänischen Einbruch diktierten Debatte bemerkte ich, daß ich nur noch die Mobilisierung des 12. Korps (Germannstadt) und des 4. Korps (Budapest) beantragen könnte, aber zu bedenken gebe, ob dies nicht von Rumänien als Provokation aufgefaßt werden würde, die wir ja doch vermeiden wollten.“

Über die Haltung Tiszas im Ministerrat resümiert Söyendörff:

„Graf Tiszas Stellungnahme erklärt sich daraus, daß er vor allem stets den ungarischen Standpunkt vor Augen hatte und daß er von einer großen Sorge beherrscht war: dem sofortigen Einmarsch der Rumänen in ungarisches Gebiet (Siebenbürgen).“

Auch stand Graf Tisza unter dem Eindruck seiner mißglückten Verhandlungen mit den ungarländischen Rumänen.“

Aber auch Berchtold referierte in seinem Vortrag an den Kaiser vom 8. Juli 1914:

„... Ich muß trotz allem Optimismus die Neutralität Rumäniens für wenigstens sehr fraglich halten. Die dortige öffentliche Meinung würde den Krieg gegen uns leidenschaftlich fordern und diesem Druck würde die jetzige rumänische Regierung gar nicht, und auch König Carol sehr schwer widerstehen können.“

Auch gelegentlich der Stillisierung der Note an Serbien am 11. Juli 1914 kommen zwei Noten des Grafen Czernin zur Berlesung, die ersehen lassen, daß König Carol die Mittelmächte im Stiche lassen würde, den Andeutungen über die Bundespflicht ostentativ ausweichend, mit dem Zerfall Österreich-Ungarns rechnet und geäußert hätte: die Situation gäbe zu den pessimistischsten Vorhersagen Anlaß.

Carol reißt sich weinend den „Pour le mérite“ vom Hals.

War die Stimmung in Rumänien nach dem Ultimatum von Sarajevo nicht ganz ungünstig für uns, so schlug sie nach dem Bekanntwerden des Textes unserer Note, wie Czernin berichtete, mit einemmal in „glühenden Haß“ um.

„In diesem Meer von Haß stand König Carol, schreibt Czernin, mit seinem deutschen Herzen wie ein einsamer Fels. Unvergleichlich bleibt mir der Eindruck, den das Ultimatum an Serbien auf ihn machte, als ich ihm den Text der Note zur selben Stunde vorlas, als er in Belgrad bekannt geworden war. Der alte, weise Politiker erkannte sofort die Tragweite der Demarche und rief, bevor ich noch zu Ende lesen konnte, totenbleich: „Das ist der Weltkrieg!“ Lange konnte er kein Wort hervorbringen. Mit einem Male sah er in voller Deutlichkeit das Dilemma vor sich, vor das ihn die Situation stellte, die ihn zwang, gegen seine persönliche Auffassung von Ehre und Pflicht im Interesse seines Volkes zu handeln... Die Tage, die bis zu seinem Tod am 12. Oktober 1914 noch verstrichen, waren für ihn qualvoll. Wie Beischämungen trafen ihn die Berichte und Noten, die ich ihm auftragsgemäß übergeben mußte, um Rumäniens Teilnahme am Krieg auf unserer Seite zu erwirken.

Einmal sagte ich ihm offen, das gegebene Wort dürfe man nicht verdrehen, Vertrag sei Vertrag und seine persönliche Ehre gebiete es, zu den Waffen zu greifen.

Da ließ sich der greise König weinend auf den Schreibtisch fallen und versuchte mit zitternder Hand den „Pour le mérite“ vom Band abzureißen, den er immer trug.“

Man versuchte es aber auch mit materielleren Mitteln als mit einem Appell an die persönliche Ehre des Königs.

Kaiser Wilhelm schrieb an König Carol und sagte ihm Bessarabien und den serbischen Megotiner Kreis zu.

Die Rumänen verlangten eine grundlegende Änderung der Behandlung der siebenbürgischen Rumänen, aber Tisza gab nicht nach und so nützte auch die versprochenen Abtretungen von Gebieten, die vorläufig noch gar nicht erobert waren, nichts.

Rumänischerseits war man vorsichtig. Der Berliner rumänische Gesandte, Veldiman, erklärte, die Zusicherungen würden „zündend“ auf ganz Rumänien wirken, und dem Grafen Czernin versicherte Bratianu in feierlicher Weise, die strengste Neutralität Rumäniens stehe unbedingt sicher. „Wenn Rußland die Neutralität Rumäniens verletzte, werde Rumänien ihm sofort den Krieg erklären. Wenn irgend möglich, werde Rumänien aber mit zwei Armeekorps gegen Rußland eingreifen.“

Höhere Rücksichten.

Tisza hat nur eine Sorge: die Sicherheit Siebenbürgens und er schickt seinen Wiener Vertrauensmann, Baron Burian, zu Conrad von Höhendorf.

Er fragte wegen Siebenbürgens, fürchtete einen Einfall der Rumänen, sobald das XII. Korps von Siebenbürgen weggezogen werden würde, er sah die großen Güter der ungarischen Magnaten in Gefahr.

„Ich erwiderte“, schreibt Conrad von Höhendorf, „daß, wenn das XII. Korps Siebenbürgen verlassen sollte, eine Sicherheitsbesatzung bleiben würde, übrigens geht höhere Rücksichten im Spiele stünden.“

Dennoch gibt man die Hoffnung nicht auf und Kaiser Franz Josef bestimmt in der Abschiedsaudienz Höhendorfs, für den Fall, daß Rumänien aktiv auf Seiten der Mittelmächte einreife, den rumänischen Militärattaché Stircea

dem Hauptquartier zuzuteilen (dies könne Stircea angeordnet werden), für den italienischen Militärattaché Grafen Albricci sei dies aber angesichts der Haltung Italiens ausgeschlossen.

Die nächsten Tage bringen Meldungen von der Mobilisierung Rumäniens, Truppenkonzentrationen in der Moldau, die Entscheidung des rumänischen Kronrates für die Mittelmächte so ungünstig, daß Höhendorf am 5. August 1914 an Berchtold schreibt:

„Ich erhalte soeben die Note des Grafen Czernin über das Resultat des rumänischen Kronrates. Ich bitte, nun alles aufzubieten, damit Bulgarien gegen Serbien losschlägt. Von beiden Verbündeten (Italien und Rumänien) im Stich gelassen, verlangt unsere Lage dringend diese bulgarische Aktion.“

Aber Bulgarien wartet ebenso wie Rumänien ab, ob sich das Kriegsglück auf die Seite der Mittelmächte wendet. Wenn Botosans Offensive und die

Marneeschlacht siegreich für uns ausgegangen wären, hätte sich vielleicht auch die Haltung Rumäniens geändert.

Einer traut dem andern nicht.

Jedenfalls läßt eine telegraphische Meldung des Major Randa aus Bukarest darauf schließen, in der es heißt:

„... Ich habe den Eindruck gewonnen, daß König Carol auf den ersten Sieg warte oder auf einen Grenzkonflikt mit Rußland. Endlich fragte der König, wo der österreichisch-ungarische rechte Flügel vorgehe.“

Am 9. August ließ sogar der rumänische Generalstabschef bei Höhendorf anfragen, ob der rumänische Aufmarsch mit dem rechten Flügel bei Jassy, der linken bei Botosani genehm wäre!

Höhendorf bemerkt zu dieser Anfrage: „So schien es also am 9. August, als ob Rumänien die bundestreue aktive Mitwirkung wieder in Betracht zöge, ohne sich aber schon stritte zu entscheiden. War es Unentschlossenheit? War es beabsichtigte Täuschung? Letzteres ist bei König Carol wohl nicht anzunehmen — ob bei Herrn Bratianu?“

Start wurde auch die Haltung Rumäniens durch Italien beeinflusst und nicht die letzte Rolle spielte die geschickte Entente propaganda. In einem Schreiben an Berchtold vom 11. August 1914 sagt Höhendorf:

„Durch verschiedene Nachrichten bin ich zur Kenntnis gelangt, daß die Tripleentente mit munifizierten Mitteln in Bulgarien, Rumänien und in der Türkei sowie in Italien für ihre Zwecke arbeitet, insbesondere auch in der Presse; ich erachte es dringend notwendig, daß auch wir keine Mittel sparen, um in gleicher Weise auch unsere Interessen zu vertreten!“

Die Deutschen bestürmen die Monarchie gleicherweise, den Italienern wie den Rumänen Zugeständnisse zu machen.

Moltke schreibt am 9. August 1914 an Höhendorf:

„... In Rumänien scheint die Stimmung besser geworden zu sein. Österreich sollte alles, aber auch alles tun, um sich diesen wertvollen Bundesgenossen zu sichern. Vor allem Zusage über die mildere Behandlung der Rumänen in Ungarn. Das ist ein Punkt erster Ordnung! In solchen Zeiten, wie diejenigen, die wir jetzt durchmachen, muß man nicht doktrinär sein und jedes Mittel benötigen, um sich Bundesgenossen zu sichern!“

Nr.:

TAG:

Natürlich wird Lissa angewiesen, alles zu tun, um die ungarländischen Rumänen mit möglichst sparsamen Zugeständnissen möglichst freundlich zu stimmen. Lissa beklagt sich, daß die Spionagerieherei der Militärbehörden in Siebenbürgen ihm diese Arbeit sehr erschwert und beinahe unmöglich macht.

Lissas Sorge für Siebenbürgen.

Der Schein ist vorläufig für die Mittelmächte günstig. Denn die Rumänen konzentrieren ihre mobilisierten Truppen an der russischen Grenze. In Ungarn traut man dem Sandfrieden nicht, denn Lissa bestürmt Erzherzog Friedrich und Höhendorf mit telegraphischen Bitten, nach Abtransport des XII. Korps Landsturmformationen nach Siebenbürgen zu schicken und bat, ihm deren Stärke und Verteilung bekanntzugeben.

Höhendorf bemerkt hiezu, daß diese Formation zwar in Aussicht genommen, aber dann ebenfalls auf den russischen Kriegsschauplatz dirigiert wurden.

Höhendorf läßt Rumänien mitteilen, daß es von den Russen nichts zu befürchten hätten, weil das russische VII. und VIII. Korps (Simferopol und Odessa) bereits an die österreichisch-ungarische Grenze verschoben worden seien. Die Mitwirkung rumänischer Kräfte im Raum Fassy-Botosani sei ganz gefahrlos, aber für den Erfolg entscheidend. Der rumänische Generalstabschef antwortet auf diese dringende Einladung höflich, aber unbestimmt.

General Abarescu läßt vor dem österreichisch-ungarischen Konsul in Orjowa die Bemerkung fallen, er habe gehört, daß die Monarchie gegen Rumänien rüste, unser Ministerium des Auswärtigen beistcht sich zu dementieren und Höhendorf schreibt:

„Sorgfältig wurde das Verhältnis zu Rumänien gewahrt. Eine Mitteilung des Grafen Berchtold über angebliche militärische Grenzüberschreitungen gegenüber Rumänien wurde unter Op. Nr. 132 dahin beantwortet, daß solche Behauptung böswillige Erfindungen seien, ausgestreut, um Differenzen herbeizuführen. Sie wären kategorisch zu dementieren.“

Gleichzeitig wurden im Wege des Kriegsministeriums das Militärkommando Temesvar und das Grenzabschnittskommando Orjowa angewiesen, Grenzkonflikte zu vermeiden und an der Grenze nur Gendarmerte und Finanzorgane zu verwenden.

Trotz der gegenseitigen Zurückhaltung wird es immer klarer, daß mit einer aktiven Teilnahme Rumäniens auf Seite der Monarchie nicht zu rechnen ist. Das macht durch die strategische Rechnung Höhendorfs einen dicken Strich und er schreibt:

„Noch empfindlicher als der (von ihm erwartete) Abfall Italiens griff der Abfall Rumäniens ein. War bisher damit gerechnet, daß die in der Moldau versammelte rumänische Armee (fünf Korps, gleich zehn Infanteriedivisionen, dazu Reserveformationen), die Rußland in Bessarabien und Bolidien versammelte (russische 7. und 8. Armee), mindestens binden würde, so drohte nun dem Ostflügel der in Galizien aufmarschierenden I. u. I. Armeen ein Angriff dieser russischen Kräfte von Osten her.“

Könnte man im Falle des Mitgehens Rumäniens einen erfolgreichen großen Schlag mit vieler Chance zum Ziele nehmen, so war ein solcher nunmehr an das Eintreten besonders günstiger Umstände gebunden.“

Statt besonders günstiger Umstände trafen besonders ungünstige Umstände ein, die deutsche Hilfe im Osten bleibt aus und die Wunder, wie der Durchbruch von Gorlice, verlangsamten nur das Ende, vermögen es aber nicht zu verhindern!

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 30. 6. 1930

Das nicht in der Hand

Die Geschichte des italienischen Abfalls vom Dreibund. —
Italien verlangt Valona für neutrales Verhalten, das Trentino
für aktives Eingreifen auf Seite der Mittelmächte. — Deutsch-
land fordert von der Monarchie weitgehende Gebietsab-
tretungen zugunsten Italiens. — Hötzendorf verhindert ernst-
zu nehmende diplomatische Aktionen. — Der Abfall Italiens
und der geänderte Aufmarschplan gegen Rußland.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

1870/71 wollte Eugenie „ihr kleines Kriegchen“, das Schicksal des Weltkrieges wurde vielleicht schon 1914 dadurch beeinflusst, daß an der Spitze des österreichisch-ungarischen Generalstabes ein Mann stand, der sich sein ganzes Leben darauf vorbereitet hatte, mit Italien „abzurechnen“, mit einem Staat, dessen Generalstabschef mit ihm geheime militärische Abmachungen getroffen hatte, dessen geheimer Nachrichtendienst jedoch ganz genau darüber informiert war, daß die Südgrenze der Monarchie gegen den Bundesgenossen stärker gerüstet war als gegen den Feind Rußland.

Wie stark das Mißtrauen gegen den Bundesgenossen Italien seitens der Monarchie war, geht daraus hervor, daß man ihn von den Schritten gegen Serbien immer nur im allerletzten Moment verständigte. Nichtsdestoweniger war die Haltung Italiens schon in den ersten Kriegstagen geklärt. Wohlwollende Neutralität, wenn Italien der Besitz Valonas zugesichert wird, tatkräftigere Unterstützung, wenn das Trentino an Italien fällt.

Högendorf sieht ein, daß es für den Weltkrieg von entscheidender Bedeutung ist, ob Italien neutral bleibt oder an unserer oder an der Seite unserer Gegner am Kampf teilnimmt. „Italien ist das Jünglein an der Waage“, erklärt er, bevor noch das Ultimatum an Serbien abgesandt wird, dennoch kann er sich nicht zu territorialen Zugeständnissen an den wartenden Bundesgenossen entschließen. Auf dem Balkan aus den zu erwartenden Eroberungen den Italienern etwas versprechen und nichts halten, ist kein Axiom, das aber den Italienern nicht unbekannt bleibt, von Gebietsabtretungen aus „dem Fleisch der Monarchie“ selbst darf nicht einmal geredet werden. Die Deutschen sind anderer Meinung, die deutsche Diplomatie, aber auch Kaiser Wilhelm selbst, fordern von der Monarchie Zugeständnisse an Italien, der österreichisch-ungarische Generalstabschef zerstört alle diesbezüglichen Versuche im Keim, indem er diesen Zugeständnissen ganz laut seinen Gedanken hinzufügt, nach siegreichem Kriegsende müsse man ja diese erprekten Zugeständnisse nicht einhalten.

Dabei sieht er ganz genau, daß die Entente den Italienern greifbare Zugeständnisse macht, er weiß, daß Italiens Haltung jene Rumäniens und Griechenlands energisch beeinflusst, er ist sich im klaren darüber, daß der Ausfall Italiens und Rumäniens aus dem Aufmarschplan gegen Rußland das Heer der Monarchie einer erdrückenden russischen Übermacht gegenüberstellt und daß der deutsche Waffenbruder nur dann helfen kann, wenn er Frankreich in einem kurzen Siegeslauf überrennt, dennoch bringt er es nicht übers Herz, den Italienern ernst zu nehmende Zugeständnisse zu machen.

So entscheidet sich das Kräfteverhältnis in diesem Beltrigen schon vor Beginn der ersten Kämpfe. Tragikomisch ist es zu lesen, daß 1914 die Abtretung des Trentino indiskutabel war, während man 1915 den Italienern verzweifelt alles anbot, was ihnen die Entente versprochen hatte, allerdings zu spät, denn Italien hatte inzwischen das Londoner Abkommen unterzeichnet.

Italien und der große Krieg.

Schon am 26. Juli 1914 erklärt der deutsche Botschafter in Wien, Herr von Tschirschky, San Giuliano sei sehr nervös und hätte geäußert, daß, wenn durch Österreich-Ungarns Vorgehen der große Krieg entstände, Italien nicht verpflichtet wäre, der Dreibundabmachung nachzukommen.

Högendorf schiebt diese Äußerung auf „den frankophilen Einfluß Cadornas“, Berchtold meint prophetisch, Italien „wolle ein Geschäft machen und Gebietsvererbungen erzielen“ und Tschirschky rät schon, „die Frage dilatatorisch zu behandeln und Italien zu sagen, daß seinerzeit über Kompensationen gesprochen werden würde.“

Italien wahr jedenfalls den Schein, denn am 29. Juli 1914 wird dem österreichisch-ungarischen Militärattaché in Rom, Graf Szeptycky, im italienischen Marineministerium versichert, daß die Flotte kriegsbereit die Befehle erwarte, und zwar mit der 1. Eskader in Brindisi, mit der 2. Eskader in Gaeta und Spezia. Die 1. Eskader sei bestimmt, mit uns in der Adria zu operieren, die 2. Eskader, einen französischen Angriff abzuwehren.

„Man könnte selbst Valona opfern!“

Roms Haltung ist nach Überreichung des Ultimatus an Serbien geklärt. „Für diesen Kriegsfall zählt unsere Bündnispflicht nicht“, verlautbart Rom offiziell. Aber auf dem Umweg über Deutschland werden schon Kompensationswünsche geäußert — und Högendorf sagt am 31. Juli 1914 ganz ernst zu Berchtold:

„Wenn Italien aktiv mitwirkt, könnte man ja Kompensationen versprechen, selbst Valona könnte man dafür opfern.“

Baron Burian, der Vertrauensmann Tszas, ist nicht so „freigebig“. Er warf ein, man sollte Valona nicht nennen. Italien sei in einer Zwangslage; bliebe es neutral, so würde es schlecht fahren.

Kaiser Wilhelm greift ein.

Die deutsche Diplomatie merkt zu ihrem Schrecken, daß der österreichisch-ungarische Waffenbruder auf dem italienischen Ohr taub ist. Folglich wird Kaiser Wilhelm mobilisiert, der seinem Waffengefährten Kaiser Franz Josef am 31. Juli die Mobilmachung Deutschlands telegraphisch mitteilt und hinzufügt:

„... Ich bitte Dich ferner, alles zu tun, um Italien durch möglichstes Entgegenkommen zur Teilnahme zu bewegen. Alles andere muß zurücktreten, damit der Dreibund gemeinsam in den Krieg eintritt.“

Wilhelm.“

Högendorf erbittet von Cadorna Truppenhilfe.

Um den „unsicheren“ Kantonten Italiens festzunageln, schreibt Högendorf an den Nachfolger des in Mailand einem Schlaganfall erlegenen Generalstabschef der italienischen Armee, General Pollio, den General Cadorna am 1. August 1914 einen Brief, in dem es unter anderem heißt:

„Die plötzlich eingetretene ernste Lage nötigt mich, E. E. zu bitten, mit denjenigen mündlich angebahnten Verhandlungen fortzusetzen, welche ich mit weiland Erzherzog Pollio in streng diskreter Weise persönlich gepflogen habe.“

Diese gehen dahin, daß Italien außer jenen Kräften, welche es nach den bereits figierten Vereinbarungen zur direkten Unterstützung Deutschlands entsendet, auch noch weitere Kräfte für den Dreibundkrieg verfügbar und diese zur direkten Unterstützung Österreich-Ungarns bereitstellt...“

Die erste Antwort Cadornas besteht in folgendem Telegramm:

„Konferenzen gegenstandslos, da Ministerrat Neutralität Italiens beschlossen. Leichte Mobilisierung angeordnet. Wenn Österreich-Ungarn Sobcen nicht besetzt und Gleichgewicht in der Adria nicht stört, wird Italien niemals gegen Österreich-Ungarn vorgehen.“

Nr.

Man muß sagen, daß eine solche Antwort auf erbetene Hilfe eigentlich auch eine Antwort ist. Inzwischen ließ Italien durch Mittelsmänner deutlich sagen, welchen Preis es für eine „wohlwollende Neutralität“ verlange.

Am 4. August 1914 schlägt Höhendorf Berchtold vor, „man möge Italien für jede eigene Erwerbung auf dem Balkan gleichfalls eine Erwerbung auf dem Balkan zugehen.“ Berchtold wirft ein, daß die Abtretung des Trentino eine *conditio sine qua non* sein dürfte. Berchtold nennt auch den Mittelsmann, der die italienische Forderung verdolmetscht, den deutschen Botschafter Tschirschky. Höhendorf bemerkt dazu, wie er selbst sagt, mit bitterer Ironie:

„Da können wir also Italien mit dem Gut in der Hand erwarten!“

und fügte in seinen Memoiren hinzu: „Ich hebe diese Äußerung Herrn von Tschirschkys hervor, weil sich in der Folge die Forderungen Deutschlands einstellten und steigerten, Südtirol an Italien abzutreten.“

Deutschland fordert die Abtretung des Trentino an Italien.

Die Aufforderung Deutschlands an Österreich-Ungarn, wenigstens die Neutralität Italiens durch die Abtretung des Trentino an Italien zu sichern, lassen schon im Sommer 1914 an Deutschland nichts zu wünschen übrig.

Der österreichisch-ungarische Bevollmächtigte im deutschen Hauptquartier, Graf Stürgkh, berichtet, daß der deutsche Kaiser schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihm diese Forderung lautwerden ließ.

„Ich wollte mich bei Seiner Majestät melden“, erzählt Stürgkh in einem Bericht an Höhendorf. „In der Militärkanzlei gab man mir den Rat, auf gut Glück ins kaiserliche Schloß zu gehen und anzufragen, wann mich Seine Majestät empfangen wolle. — Es gebe jetzt keine bestimmten Stunden für Audienzen. Ich möge also versuchen, zu ihm vorzukommen, wie es eben gehe. Im Schloß sagte man mir, der Kaiser sei ausgeritten, werde aber in den Mittagsstunden zurückkommen. Unschlüssig stand ich mit meinem Kameraden Wienerh vor dem Tor, als das kaiserliche Auto vorfuhr. Der Kaiser erkannte mich sofort und nahm im Tor meine Meldung entgegen. Energie und Entschlossenheit strahlten aus seinen Augen. Er war zwar in den zwölf Jahren, die ich ihn nicht gesehen hatte ein bißchen grau geworden, war aber im Vollbesitz seiner Kräfte, denn er hielt mir aus dem Stegreif einen kleinen militärischen Vortrag, welche Aufgabe unserer Flotte harre, und daß wir durch Überlassung Südtirols an Italien dieses auf unsere Seite bringen, oder wenigstens dessen Neutralität sichern müßten.“

Inzwischen ist Italien deutlicher geworden. Nicht für ein aktives Eingreifen auf Seite der Mittelmächte, sondern bloß für „wohlwollende Neutralität“ verlangt es das Trentino!

Höhendorf berichtet darüber am 6. August 1914:

„Graf Berchtold suchte mich im Bureau auf, um mir mitzuteilen, daß Italien das Trentino verlange, und zwar, ohne dafür seiner Mitwirkung auf unserer Seite nachzukommen.“

Ich: „Lehnen Sie alles ab; das ist ja unmöglich!“

Graf Berchtold: „Die Deutschen reden uns zu, wir sollen es tun!“

Ich: „Ich fürchte nur, wenn man ihnen das Zugeständnis macht, werden sie bald noch weitere Forderungen stellen. Für das Trentino müßte man doch mindestens das Mitgehen Italiens an unserer Seite verlangen!“

An dieses Zitat knüpft Höhendorf in seinen Memoiren die gegen die deutsche Politik gerichtete Anklage:

„Seider wiederholte sich die Forderung nach Abtretung Südtirols bei den leitenden Kreisen Deutschlands auch in der Folge ständig. Die Folgen der Vertrauenslosigkeit der deutschen Politik gegenüber Italien sollten nun auf Österreich-Ungarn wettgemacht werden!“

Es wird gegenseitig verhandelt und — gerüstet.

Wie wenig man einander über den Weg traute, geht daraus hervor, daß, während auf Drängen Deutschlands zwischen Italien und der Monarchie vermittelt wurde, beide Staaten fieberhaft gegeneinander rüsteten.

Am 7. August bespricht Höhendorf mit seinen militärischen Mitarbeitern die Frage der Abtretung des Trentino und meint, „daß man, wenn diese durchaus unvermeidlich wäre, dafür jedenfalls das aktive Mitgehen Italiens verlangen müsse,

nach einem glücklichen Krieg aber eine Verschiebung mit der anderen vergelten, und das Trentino dem Expremier wieder abnehmen könnte.“

Jedenfalls wußten auch die Italiener um die „Ausrüstigkeit“ unseres diplomatischen Zugeständnisse. Die Italiener hatten aber auch in Rumänien ihre Führer angestreckt und König Carol ließ Österreich-Ungarn ebenfalls wissen, daß sich in Italien alles zugunsten Österreichs wenden würde, wenn Österreich das Trentino abtrete und der rumänische Attache fügte bedeutungsvoll hinzu, daß das Mitgehen Italiens umso wertvoller wäre, weil Graf Czernin dann mit Rumänien besser sprechen könne.

„Indiskutabel“.

Die militärischen Nachrichten lauteten für die Monarchie auf keinen Fall günstig. Der l. u. l. Botschafter in Rom berichtete, daß in Italien die Aufstellung eines Freiwilligenkorps erfolge, die Vermutung läge nahe, daß es nicht gegen Frankreich, sondern eher gegen uns bestimmt sei, und den Einbruch im Trentino zum Zwecke habe. Der l. u. l. Attache in Bern meldete, daß in Italien die allgemeine Mobilisierung nahe bevorstehe.

Höhendorf zieht daraus folgenden Schluß: „Ich begab mich zum Grafen Berchtold, erklärte die Gebietsabtretung für nicht diskutabel und meinte, es käme darauf an, Italien hinauszuziehen. Graf Berchtold fragte, ob es des Preises (Abtretung des Trentinos) wert wäre, wenn wir damit das Mitwirken Italiens erreichen könnten. Ich erwiderte, davon könne keine Rede sein!“

Ein Blickbild für ihn ist die lokale Haltung des italienischen Botschafters am Wiener Hof, des Herzogs von Avarna, der, als er den Abfall Italiens für unvermeidlich hält, seine Demission gibt.

Die Entente bietet Tunis, Trient, Triest und Dalmatien.

Während die österreichisch-ungarischen Diplomaten Balona „nicht nennen“, das Trentino versprechen und dann „dem Expremier wieder abknöpfen“ wollen, und Italien „hineinziehen“, arbeitet die Entente mit ganz anderen Mitteln.

Am 8. August 1914 telegraphiert Graf Sokoł an Höhendorf:

„...Es liegt eine Meldung vor, wonach Frankreich Italien die Hälfte von Tunis, Trient, Triest und Dalmatien angeboten hat, wenn es mit der Tripleentente kooperiert...“

Nun laufen auch die Meldungen über die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Mobilisierung Italiens ein.

b) „Nr. 5529 Herr Kirchknopf, Bari, 7. August 1914

Eingelangt 8. August, 9 Uhr vormittags.

Chiffre.

Hiesiges Korpskommando erhielt gestern Befehl bezüglich Einberufung dreier weiterer Reservejahrgänge von 88, 87 und 86 für den 12. I. M.

Gleichlautend Rom.“

Die Stimmung gegen Österreich ist laut Konsulatsmeldungen aus Italien „unfreundlich und höhnisch“. Truppenbewegungen nach Mailand und die Armierung der Forts von Venedig sänden statt, die Ausrüstung Venezijs als Kriegshafen sei beendet, Truppenverschiebungen von der französischen Grenze gegen jene Tirols oder der Schweiz wurden gemeldet; das Brigadekommando Triest meldet, daß der dortige italienische Konsul die Stadt von Reichsitalianern zu evakuieren beginne, auch hieß es, daß die Italiener Radiotelegramme mit der englischen Mittelmeerflotte wechseln.

Auch die Monarchie rückt.

Wenngleich bei Höhendorf die pessimistische Grundstimmung stets durchleuchtet, kann man aus allen seinen Äußerungen die Genugtuung herauslesen, daß er sich seit Jahren nicht umsonst auf den Kampf mit Italien vorbereitet hat.

Am Graf Berchtold schreibt er am 8. August 1914:

„Ich danke E. E. für die mir durch Graf Hohps übermittelten Nachrichten bezüglich Italiens.“

Man muß also mit der unerlösten Perfidie dieses Staates, dessen Niederwerfung ich schon vor sieben Jahren erstrebt hatte (leider aber vergeblich), rechnen.

Ich habe Anordnungen getroffen, daß ein etwaiger Einbruch Italiens sich nicht ganz widerstandslos vollziehen könne.“

Am 9. August bespricht Höhendorf mit dem k. k. Landesverteidigungsminister Georgi Maßnahmen für die Landesverteidigung gegen Italien. Am 10. August schreibt er an General Mollke:

„Seitens Italiens sind wir auf alle Gemeinheiten gefaßt, lassen uns aber nicht verleiten, dadurch Kräfte zu binden, welche nach Norden bestimmt sind.“

Ich habe E. E. ein diesbezügliches Schreiben dienlich zukommen lassen, in welchem ich um Unterstützung durch deutsche Truppen (2. Linie) bitte, die uns helfen würden, Tirol und Innerösterreich gegen einen italienischen Einmarsch zu verteidigen.“

Zur gleichen Zeit will die Diplomatie, die bekanntlich den Auftrag hat, Italien „hinzuziehen“, alle militärischen Aktionen vermieden wissen. Charakteristisch dafür ist das Gespräch, das Höhendorf am 12. August 1914 mit dem neuernannten Votschafter Baron Macchio hat.

Danach wollte Macchio alles vermieden sehen, was Italien provozieren könnte, und äußerte sich zu Höhendorf:

„Sie werden doch keine militärischen Maßnahmen treffen!“

Höhendorf zitiert: „Wir werden sie treffen, weil wir unsere Grenzen doch nicht schutzlos lassen können!“

Baron Macchio: „Kann ich sagen, daß wir alle Kräfte aus Tirol wegnehmen!“

Ich: „Nein, sagen Sie das nicht. Warten Sie ab, bis bei den Deutschen eine Entscheidung gefallen ist — dann werden sich die Italiener überlegen, gegen Deutschland Front zu machen.“

Und resigniert fügt Höhendorf zu seinen Memoiren hinzu: „Ich rechnete mit Sicherheit auf eine siegreiche Entscheidung — die deutsche Niederlage an der Marne hatte diese Hoffnung zunichte gemacht, und war wohl auch für Italiens Haltung mitbestimmend.“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 14. 7. 1930

Das nicht in Köfer Hand

Es wird lustig gehängt! — Den Deutschen
Monarchie. — Den Deutschen ist Ostpreußen wichtiger als
Galizien. — Deutsche Generäle, die auf eigene Faust operie-
ren. — Entlassene Armeeführer. — Die Vorwürfe Conrads an
den deutschen Generalstab.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten.)

Volfraß schüttet Conrad sein Herz aus.

Wie damals die Dinge standen, geht aus einem sehr intimen Brief des Chefs der Militärkanzlei des Kaisers, Volfraß, an Höhendorf hervor:

„Hochgeschätzter Freund!

Gestatte, daß ich mir erlaube, Deinen nach Rußland gerichteten Blick ein wenig hinter die Front und hieher zu lenken, wo so viel Schweres auf uns einströmt.

Von allerhand administrativer Misere will ich absehen und nur hervorheben,

daß mit den drakonischen Verfolgungsmaßregeln gegen verdächtige Personen im Inland viel Unfug getrieben, das Kind mit dem Bad ausgeschüttet, kurz, viel beklagenswerte Mißstimmung hervorgerufen wird. Wir dürfen die Bevölkerung, die sich über alles Erwarten loyal und opferfreudig gezeigt hat, nicht unnütz schikanieren, was vielfach in geradezu lächerlicher Weise geschieht.

Ich verschone Dich mit Aufzählung bekannter Details und möchte nur ganz besonders Deine einflußreiche Beachtung für die Vorgänge im Militärkommandobereich in Temesvar und die bezügliche Vorstellung des Kriegsministers erbitten...

Inzwischen bejubeln wir die deutschen Siege, sie müssen auch uns. Um unsere Inländer bei gutem Humor zu erhalten, sollte man ihnen unsere russischen Trophäen, insbesondere Kriegsgefangene, zeigen.

Die sogenannten serbischen Gefangenen — Bauern, Weiber und Kinder — sind auf dem Exerzierplatz bei Ehtergom mindestens lächerlich und sollten abgeschoben werden.

Ich wehre mich da nach allen Seiten. Ansonsten will ich Dir nur noch sagen, daß alle 25 Jahre, die ich hier ausgehalten habe, leicht wiegen gegen die letzten acht Wochen und die Gegenwart hinter der Front.

Herzlich Dein getreuer

Volfraß, G. d. J.“

Die deutschen Erfolge auf unsere Kosten.

Die Antwort Höhendorfs ist charakteristisch. Während die Schlacht von Kraşnik noch unentschieden ist, macht er für einen eventuellen ungünstigen Ausgang bereits zwei Faktoren verantwortlich: die Diplomatie, die die Armee in eine unmögliche Lage gebracht hat, und die Deutschen, die ihn an der Ostfront, wie er immer wieder behauptet, militärisch im Stiche lassen. Er sagt in seinem Antwortschreiben unter anderem:

„27. August 1914.

„Guer Erzellenz!

Im schwersten Momente meines Lebens erhalte ich E. E. hochgeschätzte Zeilen vom 24. und 25. d. M. Ich beile mich, sie zu beantworten, will aber nur beifügen, daß, während ich dies schreibe,

die allgemeine Schlacht im Gange ist, welche über das Schicksal der Monarchie entscheidet.

Was die drakonischen Maßnahmen in Temesvar anlangt, so ist von hier aus telegraphischer, direkter Befehl ergangen, alle derartigen Dinge zu vermeiden und in voller Harmonie mit den staatlichen Behörden zu arbeiten. Für die Übergriffe einzelner Wunden wir hier nichts.

Daß über unsere Erfolge im Gegensatz zu den deutschen nicht viel zu sagen ist, liegt größtenteils darin,

daß die deutschen Erfolge auf unsere Kosten errungen werden, denn Deutschland hat von den hundert Divisionen, die es formiert, nur neun Heeres- und drei Land-

wehrcorps auf den östlichen Kriegsschauplatz gegeben, während es alle anderen im Westen verwendet. Damit ist uns die enorme Last des russischen Heeres aufgeladen...

Für die Politik, welche zu diesem Resultate führte, kann ich nichts. Ich habe in Voraussicht der nun eingetretenen Ereignisse im Jahre 1909 und auch noch 1912 zum Handeln geraten, aber vergebens.

Es ist eine malitiose Laune des Schicksals, daß gerade ich jetzt die Konsequenzen dieser Unterlassung zu tragen habe.

Was den Mißerfolg in Serbien anlangt, so gibt beiliegende Abschrift eines Berichtes Potioreks authentischen Aufschluß. Daß eine komplette J.-D. einfach auseinanderlaufen und Geschütze und Material im Stiche lassen würde, damit konnte um so weniger gerechnet werden, als unsere Truppen ansehnlicher überall mindestens ebenso tapfer kämpften wie die Deutschen, welche nicht gegen Rußen, sondern bloß gegen Franzosen im Kampfe stehen.“

Der Vergleich Höhendorfs, den das Versagen der 29. J.-D. in Serbien natürlich irritiert, hinkt etwas, er beißt sich auch nachträglich in seinen Memoiren hinzuzufügen:

„Die unausgesetzten deutschen Siegesnachrichten führten damals zu dieser Ansicht über die französischen Truppen; der Verlauf des Krieges hat später diese Ansicht richtiggestellt.“

In dem Brief an Volfraß fährt Höhendorf fort:

„Feldzeugmeister Potiorek hat vollkommen recht, wenn er anführt, daß ein siegreicher Ausgang in Serbien bei den getroffenen operativen Maßnahmen möglich war; das wird einmal die Geschichte beweisen.

Gerne glaube ich, daß unseren Diplomaten dies recht unbequem ist,

aber eine Diplomatie, welche die Armee in derartige Situationen bringt, soll sich nur selbst an die Brust schlagen...“

Wer Bauernweiber und Kinder als Kriegsgefangene gefendet hat, weiß ich nicht, von hier aus ist es nicht geschehen...

Seine kaiserliche Hoheit, die mit vornehmster Ruhe und Befäßtheit den Ereignissen gegenübersteht, hat mir eben das Telegramm gezeigt, in welchem ihm die an den deutschen Kaiser und Wolke verliehenen A. h. Auszeichnungen mitgeteilt werden. Wir gönnen ihnen diese Triumphe!

Und nun spreche ich nur noch aus tiefstem Herzen den Wunsch aus, daß unsere Kinder glücklich heimkehren mögen. Was mich selbst anlangt, so habe ich in meinem Innern abgeschlossen!“

Auch auf die verfehlte Politik der Vorkriegsjahre führt Höhendorf es zurück, daß Österreich-Ungarn einer mehr als doppelten Übermacht Rußlands gegenüberstand. Höhendorf sagt über die strategische Situation:

„Daß es bei dem angegebenen Mißverhältnis der Kräfte nicht möglich war, einen Invasionskrieg tief nach Rußland hineinzuführen, liegt auf der Hand, aber es hätte auch besonderer Glücksumstände bedurft, um mit den österreichisch-ungarischen Kräften allein einen durchschlagenden entscheidenden Erfolg gegen Rußland zu erreichen.“

Es kam zunächst nur darauf an, das Vordringen der russischen Übermacht solange in Grenzen zu halten,

bis in Frankreich die erhoffte und deutscherseits als sicher vorausgesetzte Entscheidung gefallen und damit die Möglichkeit geboten war, namhafte deutsche Kräfte nach Osten zu führen, um im Verein mit diesen den Kampf im großen Stile gegen Rußland aufzunehmen.“

Das Grembel des Großen Irtz.

Seinen Offensivplan gegen Rußland begründet Höhendorf mit folgender historischer Parallele:

Kritiker warfen Friedrich dem Großen sein offensives Vorgehen vor, darunter auch der zu seinem Freundeskreis zählende Marquis d'Argens:

Diesem antwortete der König aus Kottbus am 17. September 1759:

„Es ist sehr leicht, mein lieber Marquis, zu sagen: man muß den Krieg defensiv führen; aber ich habe eine so große Zahl von Feinden, so daß ich notwendig die Offensive ergreifen muß. Ich bin hier in einem Dreieck, wo ich die Russen zur Linken, Dänen zur Rechten und die Schweden im Rücken habe. Führen Sie den Krieg defensiv, ich beschwöre Sie!“

die Sache liegt gerade umgekehrt; ich halte mich bis jetzt nur dadurch, daß ich alles angreife, was ich kann, und indem ich mir kleine Vorteile verschaffe, welche ich soviel wie möglich zu vervielfältigen suche...“

Nun zieht Höhendorf folgenden Vergleich:

„Wir hatten 1914 eine starke russische Macht zur Linken in Rußisch-Polen, eine andere vor uns in Wolhynien, eine dritte zur Rechten in Podolien und die Serben, Montenegriner und Italiener im Rücken!“

Höhendorf bedauert es, daß das Oberkommando über die deutschen Streitkräfte in Ostpreußen nicht ebenfalls ihm übertragen worden sei. Sein Plan bestand darin,

die 1. und 4. österreichisch-ungarische Armee zwischen Bug und Weichsel offensiv vorgehen

zu lassen.

„Von den deutschen Kräften in Ostpreußen“, schreibt Höhendorf, „erwartete ich die Mitwirkung durch einen in der Richtung auf Siedlce geführten Stoß.“

Höhendorf weist darauf hin, daß man mit 13 Kavallerie- und 60 Infanteriedivisionen, also einer zweifachen Übermacht, auf der russischen Seite rechnen mußte.

Moltke verspricht tatkräftige Unterstützung.

Am 2. August verspricht Moltke dem österreichischen Kollegen tatkräftige Unterstützung im Osten:

„... Das eine Ziel, den Todfeind Österreich-Ungarns, Rußland, niederzuwerfen, wird bei allen Maßnahmen vor Augen stehen. Alle verfügbaren Kräfte gegen diesen vorzuführen, gebietet die Stunde.“

Wie verabredet, werden unsere Truppen aus Oberschlesien in engem Anschluß an die linke Flügelgruppe des I. u. I. Heeres antreten.

Vom deutschen Heer marschieren gegen Rußland auf bei und nordöstlich Thorn eine Armee, rund 218.000 Mann, 636 Geschütze, darunter 48 schwere.

Der deutsche Oberbefehlshaber ist angewiesen, der österreichischen obersten Heeresleitung seine näheren Absichten mitzuteilen, und sein Handeln mit dem des österreichischen Heeres in Einklang zu bringen.

Dem kommandierenden General des gegenüber Galizien-Gzentschau aufmarschierenden deutschen Armeekorps ist befohlen, unaufhaltsam nach Rußland vorzudringen, und sich dem Vormarsch der österreichischen linken Armeegruppe an deren linken Flügel anzuschließen.

Das österreichische Heer kann somit auf eine tatkräftige Unterstützung seiner Offensive nach Rußland durch alle im Osten Deutschlands aufmarschierenden deutschen Streitkräfte mit Bestimmtheit rechnen. Der gemeinsame Erfolg wird um so größer sein, je früher und je unaufhaltsamer der Vormarsch nach Rußland hinein erfolgt...“

Höhendorf bespricht mit Moltke eine gemeinsame Offensive — Generaloberst Brittwitz führt sie nicht aus.

Befehlshaber der viereinhalb deutschen Armeekorps in Ostpreußen ist Generaloberst von Brittwitz. Höhendorf bindet Moltke in seiner Antwort noch einmal auf die Seele, daß sich die viereinhalb Armeekorps unter Generaloberst von Brittwitz durch ein Vorgehen in der Richtung Siedlce der Bewegung des österreichisch-ungarischen Heeres anschließen müßten.

„Kommt unser Aufmarsch ungestört zustande“, schreibt Höhendorf an Moltke, „dann beginnt schon am 20. August die Offensive.“

Für diese Offensive ist unter allen Umständen die Offensive der deutschen Gruppe bei Thorn in der Richtung auf Siedlce notwendig, was dem Generaloberst von Brittwitz mitzuteilen gebeten wird.

Am 17. August steht bei Kralau unter Kommando des Generals der Infanterie von Kummer eine Gruppe von

zirka 45 Bataillonen und die 7. R.-D. bereit zur Offensive nördlich der Weichsel in die Linie Annopol-Zwangorod.

Dem General der Infanterie von Kummer wird befohlen, Schulter an Schulter mit den deutschen Kräften vorzudringen und für den taktischen Schlag auf das Zusammenwirken aller seiner Kräfte mit den deutschen Kräften hinzuwirken.“

Conrad von Höhendorf teilt dem Kommando des deutschen Ostheeres in Marienburg am 14. August in einer chiffrierten Depesche den Beginn einer Offensive für den 20. August mit, und fügt gleichsam beschwörend hinzu:

„Nach Gesamtlage ist Offensive deutschen Ostheeres in Richtung Siedlce von entscheidender Bedeutung, und raschestes Erreichen von Siedlce dringend geboten.“

Den Deutschen ist Ostpreußen wichtiger.

Aus verschiedenen Meldungen entnimmt Höhendorf, daß das deutsche Oberkommando der Ostarmee gar nicht im Sinne hat, die Offensive in der Richtung Siedlce aufzunehmen, sondern vor allem Ostpreußen gegen den russischen Vorstoß schützen will;

eigentlich geht es, wie jemand malitios bemerkt, den Deutschen nur um den Schutz der ostpreussischen Hirschenjagden Seiner Majestät Kaiser Wilhelms,

und Höhendorf bemerkt bitter, er habe ohne Bedenken Galizien und die Bukowina der russischen Invasion preisgegeben, nur um die höheren strategischen Ziele im Auge zu behalten.

Durch verschiedene Zeichen unruhig gemacht, legt Höhendorf in einem Schreiben vom 15. August 1914 dem Generaloberst von Brittwitz eingehend die Gründe für die geforderte Offensive in Richtung Siedlce dar:

„Schlägt sich unsere Hauptkraft in Galizien mit der russischen Ostarmee und gleichzeitig das deutsche Ostheer in Ostpreußen mit der dort einbrechenden Armee des Feindes, so wäre es nicht gewährleistet, daß die gegenüber der Armee von Brest verwendeten Teile unseres Heeres ihre Aufgabe sicher erfüllen.“

Die Aufgabe, ein Vordringen der russischen Kräfte in der Richtung auf Berlin abzuwehren und so den Rücken der gegen Frankreich kämpfenden deutschen Hauptkräfte zu decken, gleichzeitig aber auch im Verein mit den österreichisch-ungarischen Heeren an der Niederwerfung des gemeinsamen Feindes mitzuwirken, erscheint mir sonach

nur in der Weise verlässlich erfüllbar, daß die Abwehr des russischen Einbruchs nach Ostpreußen den zum deutschen Ostheer hinzutretenden Reserve divisionen und Landwehrruppen — gestützt auf die Befestigungen — übertragen wird, während die Hauptkraft des unter dem Befehle Curer Excellenz stehenden Heeres sogleich die Offensive in der allgemeinen Richtung über Siedlce beginnt."

Brittwick lehnt die Offensive ab.

Die Antwort des deutschen Generalobersten gleicht denen seines obersten Chefs auf ein Haar, nämlich theoretische Versicherung vollster Übereinstimmung mit dem österreichischen Waffenbruder, in der Praxis aber scharfe Ablehnung seiner Vorschläge; beachtenswert ist noch die äußere Form dieses Schriftstückes:

Oberbefehlshaber der Armee im Osten,

N. Nr. 14. Geheim.

Geheim!

Durch Offizier geschrieben.

Bartenstein, 18. August 1914.

An Seine Excellenz den Herrn k. u. k. wirklichen Geheimen Rat und General der Infanterie

Franz Freiherrn Conrad von Höhendorf
Großkreuz des Leopoldordens

Chef des Generalstabes der gesamten bewaffneten Macht.
Curer Excellenz!

Auf diese mit deutscher Gründlichkeit abgefaßte Adresse kommt eine etwas kürzere, aber präzisere Ablehnung der geforderten Offensive.

"Es ist mein dauerndes Streben, sobald als möglich zu einem näheren Zusammenwirken mit dem verbündeten Heere zu gelangen.

Einstweilen ist mir aber durch Vorgehen stark überlegenen Gegners gegen Ostpreußen der Weg gewiesen, mit diesem abzurechnen.

Ohnedies ist eine Operation über den Narew unausführbar mit den hiereinhalb Korps, welche ich in Ost- und Westpreußen zur Verfügung habe. Ich konnte um so weniger schon jetzt die Bewegung gegen den Narew einleiten, als mir die ursprünglich zugeordneten Reserveformationen, aus Gründen, die ich nicht übersehe, bisher nicht überwiesen worden sind."

Der österreichische Beobachter beim deutschen Ostheer, Hauptmann von Fleischmann, teilt Höhendorf in einem geheimen Schreiben mit,

daß das Oberkommando des deutschen Ostheeres eine die österreichisch-ungarischen Truppen unterstützende Offensive vor einem entscheidenden Erfolg gegen Frankreich überhaupt nicht ernstlich in Erwägung gezogen hätte.

"Man meinte", schreibt er, "zunächst gerade nur über die genügenden Kräfte zu verfügen, um Ostpreußen verlässlich gegen den Einbruch der Russen zu schützen.

Die Idee, mit den Hauptkräften über den unteren Narew vorzustößen, um im Räume östlich von Warschau tunlichst bald im innigeren Kontakt mit der österreichischen Armee wirksam werden zu können, wurde gar nicht mehr in Betracht gezogen, da man es nicht übers Herz brachte, die Verteidigung Ostpreußens — ge-

stützt auf die Festung Königsberg und die stark besetzte Sceuplatte — geringeren Kräften anzuvertrauen."

Höhendorf bedauert in seiner Antwort an Fleischmann, "daß man deutscherseits diese exzentrische Operation gemacht habe", und urgiert in Briefen an Moltke und Brittwick die fünf versprochenen Reserve divisionen, die aber wegen der inzwischen schon angelegten deutschen Operationen im Westen nicht nach dem Osten abgehen können.

Aus diesem ganzen Briefwechsel stellt Höhendorf mit Bestreben fest, daß die Offensive in der Richtung auf Siedlce unterbleibt und das deutsche Ostheer nicht mit jenen Kräften rechnen kann, die ursprünglich von Moltke zugesichert wurden, und die Höhendorf bei Ausarbeitung seines Offensivplanes bereits ins Kalkül gezogen hat.

Um so schwerer trifft es ihn, daß Generaloberst von Brittwick im entscheidenden Moment den Kopf verliert und die Russen tief nach Ostpreußen eindringen läßt!

Die deutsche Niederlage in Ostpreußen und ihre Ursachen.

Das Oberkommando der deutschen Ost-Armee traf am 8. August 1914 in Marienburg ein. Neben Generaloberst von Brittwick war der später berühmt gewordene General Max Hoffmann als erster Generalstabsoffizier eingeteilt. Ein Landwehrkorps unter General Wohrsch sollte die österreichisch-ungarische Offensive unterstützen.

"Dieses Korps", sagte General Hoffmann, "war für seine Zwecke höchst mangelhaft ausgerüstet. Über schwere Artillerie verfügte es überhaupt nicht und es hatte, was geradezu ein Verbrechen war, keinerlei Sanitätsformationen. Die Verbindung des Korps Wohrsch mit dem deutschen Armeekommando Ost war sehr spärlich, die Telephonverbindung ganz schlecht und unbrauchbar.

Generaloberst Brittwick war ein kluger, etwas kurz angebundener Militär, sein Generalstabsoffizier Graf Walderssee, ein ausgezeichnete Stabsoffizier, der aber kurz nach einer schweren Operation in den Krieg zog, so daß seine Nerven nicht ganz in Ordnung waren.

Die deutsche Ost-Armee rechnete auf die russische Wilna-Armee unter General Rennenkampf zu stoßen.

Große Bestürzung rief es hervor, daß plötzlich auch russische Streitkräfte der Warschauer Armee unter General Samsonow an der ostpreussischen Grenze auftraten. Die Russen hatten diese Truppen nur nachts marschieren lassen und tagsüber unter Deckung gehalten."

Die Felbbefestigung in der Kriegsgeschichte¹⁾.

1. Einleitung. Die Felbbefestigung ist eine Sphäre, die löst den, der ihr Rätsel nicht löst. Ich möchte beifügen, sie ist eine Spinne, in deren Netz sich der Verteidiger öfter und tiefer verstrickt hat als der Angreifer. Es sei mir erlaubt, darauf hinzuweisen, daß der damalige k. u. k. Major Ritter von Brunner schon 1883 schrieb: „Derjenige Felbbefestiger, welcher, weil er auf dem Schlachtfelde einige Schanzen hat, derjenige Truppenkommandant, der, weil seine Schwarmlinie in Schützengräben liegt, den Moment zur Offensive verpaßt, der hätte auch ohne Schanzen und Schützengräben keine Schlacht gewonnen!“

*) An anderer Stelle näher behandelt. (Siehe „Wehrpolitik und Wehrmacht Italiens“, Juli-August-Heft 1930 der „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen“.)

1) Linnebach, Karl: „Felbbefestigung“. Dargestellt an Beispielen der Kriegsgeschichte. Im Auftrage des Reichswehrministeriums. Mit 44 Skizzen, 108 Seiten. 6.50 Mk., gebunden 7.50 Mk. G. S. Mittler & Sohn, Berlin.

2. Die „Linien“ des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. 1701 bis 1707. (Spanischer Erbfolgekrieg.) Wer alles bedenkt, denkt nichts.

3. Schletta und Strehla. August 1760. (Siebenjähriger Krieg.) Der preussische General Hülsen zieht zwei Drittel seiner Truppen aus der verschanzten Linie und ersieht dadurch einen ansehnlichen Erfolg.

4. Torres Vedras. 1809 bis 1811. (Spanischer Befreiungskampf.) Massena scheitert in seiner Operation ohne einen Angriff, trotzdem spielen „verschanzte Lager“ in den späteren militärischen Ansichten eine übermäßige Rolle.

5. Gravelotte-St. Privat. 18. August 1870. Bazain versteht es nicht, durch die Befestigung ersparte Kräfte etwa in Form einer Angriffsklasse an seinem rechten Flügel auszunützen. Der Angriff auf die befestigten Teile der französischen Stellungen kostet dreimal mehr Verluste als jener auf die übrigen Teile.

6. Die befestigte Stellung an der Visaine. Jänner 1871. Werder befreit sich vom Schema. Vorgehobene Stellungen sollen den Gegner zu vorzeitigem Entweichen zwingen und den nötigen Zeitgewinn verschaffen. Die feindlichen Hauptbeschreibungen werden durch mehrere Reihen von Befestigungen hindereinander aufgesaugt, da die Stellung unbedingt zu halten ist. Der Gegenangriff obliegt der anmarschierenden Armee Manteuffel.

7. Plewna. 20. Juli bis 10. Dezember 1877. (Russisch-türkischer Krieg.) Osman Pascha löst seine offensive Aufgabe rein defensiv, geht nach abgesehenem Angriff nicht feindwärts zum Gegenstoß vor. Die türkischen Befestigungen erweisen sich, obgleich ihnen das wichtige Element des Hindernisses fehlt, als widerstandsfähig, da die russische Artillerie unzureichend wirkt. Osman Pascha verdankt seinen operativen Erfolg den russischen Fehlern, muß jedoch schließlich kapitulieren, da er

stich von seinen Befestigungen nicht freigemacht kam.

8. Liaohan. 24. August bis 2. September 1904. (Russisch-japanischer Krieg.) Kuropatkin schießt stets nach rückwärtigen, angeblich besseren Stellungen und versäumt dadurch alle Gelegenheiten, mit Uebermacht über Teile der Japaner herzufallen.

9. Die Felbbefestigung im Operationsplan des Grafen Schlieffen vom Dezember 1905. Den Stützpunkt für die Dedung der linken Flanke des großen Angriffsflügels sollte Metz bilden, „aber nicht das Metz von heute... sondern ein größtenteils felbmäßig befestigtes Metz, dessen Umfang im allgemeinen durch den Lauf der Mosel, Saar und Nied gegeben ist“.

10. Die Felbbefestigung im Dienste der Operationen des deutschen linken Heeresflügels. August 1914. Der Gedanke, die Franzosen in Lothringen in einen engen Sack lausen zu lassen, wird nicht durchgeführt. Die 6. Armee kehrt vorzeitig um, kann ihren frontal erlängsten Erfolg nicht ausnützen. Bei Durchführung des von General Groener gemachten Vorschlages, die 20 Kilometer lange Linie, Saarlouis-Saarbrücken-Saargemünd-Wingen-Obermodern, mit 9 Inf. und 2 Kav. Div. zu halten, im Schutze der Festung Metz und der Niederstellung 14 Inf. und 1 Kav. Div. als Angriffsmasse bereitzustellen, hätte die Felbbefestigung eine bedeutende Rolle gespielt.

11. Die Felbbefestigung im Dienste der Operationen des französischen rechten Heeresflügels. 20. August bis 5. September 1914. Der Kommandant der französischen 2. Armee de Castelnau faßt den richtigen Entschluß, aus seiner befestigten Felbbefestigung vorzubrechen, setzt jedoch seine Truppen nur tropfenweise ein und kehrt gedanklich noch immer an der Stellung. „Der General de Castelnau will, daß dieser Angriff methodisch ausgeführt wird und daß vor allem die Unverletzbarkeit der Abwehrfront gesichert bleibt“.

12. Die Felbbefestigung im Dienste der Operationen der Mitte und des linken Flügels des französischen Heeres. 24. August bis 5. September 1914. Joffre unterscheidet eine Abwehr- und eine Offensivfront und versteht es; diese auf Posten der anderen zu verstärken. Während Moltke dem Nordflügel 96 Bat. wegnimmt und dem Südflügel 85 Bat. zuführt, schwächt Joffre den Südflügel um 8 1/2 Inf. und 2 Kav. Div. und verstärkt den Nordflügel um 19 Inf. und 2 Kav. Div., was ihm durch zweckmäßiges Verwenden der Felbbefestigung ermöglicht wird.

13. Die Schlacht an der Durcq. 5. bis 9. September 1914. Schwache Kräfte wehren in breiter Front die Angriffe der feindlichen Hauptkräfte durch fast vier Tage lang in felbmäßig befestigter Stellung ab, „so daß die Masse der heranzumarschierenden Verstärkungen für den entscheidenden umfassenden Angriff auf dem rechten Flügel freibleibt“.

Der Befehl ist mustergültig knapp, klar und faßlich geschrieben, die Skizzen äußerst sorgfältig entworfen und scharf herausgebracht. Sie hätten vielleicht besser als im Text als gesonderte Beilagen entprochen. Eine Angabe der Quellenwerke fehlt. Das Heft reißt sich den im Auftrage des Reichswehrministeriums verfaßten Lehr- und Lernbefehlen vollwertig ein.

Fmt. G e r g e l.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 21. 7. 1930

Was nicht in der Hand

Geslegt - gegen den Befehl! - Enthobene Generale. - Was
alles "verraten" hat. - Seitens der Bevölkerung geschossen. - Was
auf

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten.)

General Francois operiert auf eigene Faust, Madensen wird geschlagen.

Der Kommandant des ostpreussischen Armeekorps hatte die Aufgabe, zu verhindern, daß auch nur ein russischer Soldat ostpreussischen Boden betrete. General Francois versuchte diese Aufgabe durch eine Offensive zu lösen und griff die Russen mit seiner Hauptkraft bei Stallupönen an, ohne das Armeeoberkommando vorher von seiner Absicht verständigt zu haben. Am 17. August wird Francois telephonisch und telegraphisch angewiesen, das Gefecht zu unterbrechen, ja man schickt sogar den Generalquartiermeister General Grünert per Auto zu Francois, um ihm den Befehl mündlich zu wiederholen.

Zu spät! Francois hat die Russen bereits siegreich geschlagen, dabei aber soviel Soldaten und Kriegsmaterial verloren, daß seine Gruppe bei der großen Entscheidungsschlacht nichts mehr mitzubringen hat.

Überdies war es gar nicht im Plan der deutschen Ost-Armee gelegen, den Vormarsch der russischen Wilna-Armee aufzuhalten, je weiter man sie vorbringen ließ, desto eher hätte man sie schlagen können, bevor die russische Warschau-Armee aufmarschiert war. Auch der rechte Flügel der deutschen Ost-Armee unter General Otto Below rückte siegreich vor,

während das Zentrum der deutschen Armee unter General Madensen am 20. August 1914 vernichtend geschlagen wurde. Madensen schickte seine Truppen ohne genügende Artillerievorbereitung gegen besetzte Stellungen, so daß sie verbluteten und nicht vorwärts kamen.

Am 20. August um 3 Uhr nachmittags mußte man beim deutschen Oberkommando Ost schon feststellen, daß die Lage kritisch war. Dennoch wäre eine Niederlage zu vermeiden gewesen, wenn nicht die unerwartet auftauchende russische Warschau-Armee das Konzept des deutschen Kommandos so sehr gestört hätte, daß Prittwitz einen übereilten Rückzug anordnete, der die Niederlage der Deutschen in Ostpreußen, aber auch die sofortige Abkommandierung des Generalobersten Prittwitz und seines Generalstabschefs Waldersee zur Folge hatte.

Wenn dem Kommandanten die Nerven verfliegen.

General Hoffmann berichtet:

„Am 20. August gegen halb 7 Uhr abends stand ich mit General Grünert vor der Generalstabskanzlei. Wir erwogen gerade die Chancen des am nächsten Tag zu erwartenden Gefechtes, als wir vom General der Artillerie Scholz die Meldung erhielten, die russische Warschau-Armee, bestehend aus vier oder fünf Armeekorps, habe eben die deutsche Grenze überschritten.“

Ich bemerkte zu Grünert:

„Ich fürchte, daß Prittwitz und Waldersee diese Meldung nicht ruhig ertragen werden. Am liebsten möchte ich sie ihnen unterschlagen. Erledigen wir morgen unser Gefecht und wenden wir uns dann gegen den neuen Warschauer Feind.“

Grünert antwortete mir: „So eine wichtige Meldung kann man doch dem Generalstabschef nicht verschweigen...“

In diesem Augenblick kamen Prittwitz und Waldersee aus ihren Zimmern, riefen uns hinein und Prittwitz sagte: „Meine Herren, wie ich sehe, haben Sie die Meldung auch schon erhalten. Wenn wir das Gefecht fortsetzen, kommt uns die Warschauer Armee in den Rücken und schneidet uns von der Weichsel ab. Das Gefecht ist zu unterbrechen und die Armee hat sich hinter die Weichsel zurückzuziehen.“

General Grünert wollte seine Gegenargumente vorbringen, aber Prittwitz unterbrach ihn: „Ich habe den Rückzug hinter die Weichsel beschlossen. Für die taktischen Entschlüsse tragen ich und mein Generalstabschef die Verantwortung, nicht aber mein erster Offizier und der Generalquartiermeister.“

Prittwitz und Waldersee werden auf der Stelle enthoben.

General Hoffmann schildert die nachfolgende Debatte, in der Prittwitz sich von den Gegenargumenten Hoffmanns und Grünerts so weit überlegen läßt, daß er den Rückzug hinter die Weichsel widerruft, jedoch den Abbruch des Gefechtes mit der Gruppe Rennenkampf und einen Offensivangriff gegen den linken Flügel der Warschau-Armee anordnet.

Prittwitz hatte aber schon vorher Moltke telephonisch seine Absicht mitgeteilt, den allgemeinen Rückzug hinter die Weichsel anzuordnen. Moltke, der diesen Plan nicht billigte, beantwortete diese Mitteilung damit, daß er Prittwitz und Waldersee einfach ihres Kommandos enthob und sie zurückberief.

Dabei geschah diese Enthebung in der denkbar schroffsten Weise. Die einzelnen Truppenkommandanten der Ost-Armee wurden von dieser Enthebung verständigt, ehe noch Prittwitz und Waldersee selbst davon erfuhren. Prittwitz und Waldersee wurde ihre Abkommandierung gleichzeitig mit den Namen ihrer Nachfolger mitgeteilt. Die hießen: Hindenburg und Ludendorff.

Dem österreichischen Waffenbruder wird alles verschwiegen.

Das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando erfährt von der deutschen Niederlage erst mittelbar am 23. August durch ein Telegramm des Hauptmanns Fleischmann:

23. august

über befehl von koblenz generaloberst prittwitz und general waldersee enthoben. neuer oberbefehlshaber generaloberst hindenburgstabschef general ludendorff. hauptsächlich weil schlacht am 20. august nicht unter einatz aller kräfte zu ende geführt wurde.

**a. o. k. heute nach marienburg.
hauptmann fleischmann"**

Nr.

Zu der gleichen Zeit posaunten die Zeitungen der Mittelmächte die deutschen Siege im Westen aus. Zur selben Stunde aber sind die Blätter der Neutralen voll von Nachrichten über die russischen Siege in Ostpreußen und die Niederlage der Potiorek-Armee in Serbien.

Wer ist schuld? — natürlich Österreich!

Bezeichnenderweise, so geht es wenigstens aus den Aufzeichnungen Hözendorfs und Stürgkhs hervor, ist man in leitenden deutschen Kreisen der Ansicht,

die Niederlage in Ostpreußen sei darauf zurückzuführen, daß sich die österreichisch-ungarische Offensive in Galizien verzögert habe.

Obgleich Hözendorf als Termin für die Offensive den 23. August telegraphisch den Deutschen gemeldet hat, erklärt Ritterwiz, seine Niederlage, die er am 20. August erlitten hat, sei auf das Zuspätkommen der österreichischen Offensive zurückzuführen.

Graf Stürgkh berichtet über diese unangenehme Episode, die noch dadurch verschärft wurde, daß in Deutschland das Gerücht verbreitet war, der vor Tschingtau vor Anker liegende österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ habe nach der Kriegserklärung Deutschlands an Japan den Befehl

erhalten, nach Hause zu fahren. Dieser Umstand und die ostpreussische Niederlage, so berichtet Stürgkh, riefen in Kaiser Wilhelm und seinem Gefolge eine gereizte Stimmung — gegen Österreich hervor.

„Kaiser Wilhelm“, schreibt Stürgkh, „wurde durch die bedrängte Lage Ostpreußens besonders schmerzlich berührt und faßte die Schlappseiner Armee als schwere Kränkung seines persönlichen Ehrgefühles auf.“

Ungeduldig und schlecht gelaunt, forderte er von mir wiederholt, wir sollten endlich mit unserer Offensive beginnen.

Überdies erhielt ich vom deutschen Generalstab plötzlich die Verständigung, das österreichische Armeekommando hätte den Beginn der Offensive um vier Tage verschoben.

„Na, mir scheint, bei uns Klapp's wieder mal nicht“, bemerkte Generalquartiermeister von Stein in seiner taktlosen Art zu mir“, berichtet Stürgkh.

Willem liest uns Schlappschwänzen die Leviten.

„Wenn ich nur heute und in den nächsten Tagen nicht dem Kaiser in die Nähe kommen müßte“, seufzt Stürgkh in seinen Tagebuchaufzeichnungen vom 23. August 1914.

„Zu meinem Pech finde ich, als ich mit Dienerrh ins Hotel komme, die Einladung Kaiser Wilhelms zum Abendessen ins Koblenzer Schloß. Mir war es zumute wie einem schlecht vorbereiteten Schüler, und wirklich, an der kaiserlichen Tafel spielte sich alles so ab, wie ich es vorausgesehen hatte.“

Ich sah neben dem Kaiser, der mir sofort wegen der Kaiserin Elisabeth' Vorwürfe machte.

„Mein einziger Bundesgenosse läßt mich also bei Tschingtau auch im Stich. Was wird das bei den gelben Hassen für einen Eindruck machen?“

„Frühe soll marschieren!“

„Im weiteren Verlauf des Gespräches kam der Kaiser auch darauf zu sprechen, wie unangenehm ihn die Nachricht berührte, daß wir unsere Offensive wiederum verschieben. Seine Ungeduld zeigte sich noch schärfer als sonst. Nach Beendigung der Tafel erwähnte er noch einmal ‚das traurige Schicksal seiner ostpreussischen Untertanen‘ und ließ seine Vorwürfe in den Worten gipfeln:

„**„Nun macht aber endlich mal vorwärts, Kinder, Frühe soll marschieren, die Schweinehundse ruinierten mir ja mein armes Land in Grund und Boden!“**

Dieses Gespräch“, bemerkt Stürgkh, „wurde im tiefsten Dunkel geführt, weil man sich vor Fliegenangriffen fürchtete.“

Um übrigens den Ausspruch Kaiser Wilhelms richtig zu würdigen, muß man sich daran erinnern, daß böse Zungen behaupteten, Ostpreußen sei nur deswegen so gründlich beschützt worden, weil dort die Vieblingsjagdreviere Kaiser Wilhelms lagen.

Dem armen Stürgkh, der wenig erfuhr, dafür aber um so häufiger angechnauzt wurde, fiel ein Stein vom Herzen, als er tags darauf auf seine telegraphischen Anfragen hin die Mitteilung erhielt, daß die „Kaiserin Elisabeth“ Befehl erhalten habe, an der Verteidigung Tschingtaus mitzuwirken, und daß die österreichisch-ungarische Offensive in Galizien unverändert am 23. August beginnen werde.

Conrad macht Moltke Vorwürfe.

Nach der mißglückten Aktion in Ostpreußen und dem Rückzug des deutschen Ostheeres erscheint am 23. August um 5 Uhr nachmittags der deutsche Bevollmächtigte Generalleutnant von Freitag-Bohringhoben bei Hözendorf

„und äußerte den deutscherseits bestehenden Wunsch nach baldiger Offensive der I. u. I. Streitkräfte. Das deutsche Ostheer sollte dadurch entlastet werden.“

„Ich konnte darauf hinweisen“, referierte Hözendorf über seine Parade, „daß die Absicht zur Offensive bei uns längst bestünde, alle Vorbereitungen hiezu getroffen würden, und das Vorgehen der I. Armee bereits begonnen habe...“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 28. 7. 1930

Was nicht in Löffel stand

Die Reiterschlacht
spbrechungen. —

von Jaroslawice. —
„Lemberg zu halten.“ — Die deutschen Ver-
Krasnik geschlagen. — Die Russen bei

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten.)

„Im Westen nichts Neues“ heißt das Buch, das für den Laien den Stellungskrieg im Westen beschreibt, wie er sich nach dem „Marnewunder“ ausgebildet hat. Daß zu Beginn des Weltkrieges die Kriegsförmern noch ganz andere waren und sich damals noch kein Mensch träumen ließ, daß frischfröhliche Reiterattachen am Ende des Krieges zu vorsintflutlichen Angelegenheiten gehören würden, das beweist die Schilderung der Reiter Schlacht von Jaroslawice, die als solche in die Kriegsgeschichte eingetragen ist, und in der die 4. österreichisch-ungarische Kavalleriedivision einen entscheidenden Sieg über die Russen davontrug.

Nicht nur weil es fast die einzige Kavallerie Schlacht größeren Stils war, die in diesem vierjährigen Ringen ausgetragen wurde, sondern auch deshalb, weil sein drittlängster Sohn Herbert, der bald darauf, am 4. September 1914, fiel, dabei war, gibt Conrad von Högendorf eine ausführliche Schilderung dieser Reiter Schlacht, an der auch die „weißen Dragoner“ teilnahmen, von denen der Feldmarschall nach Kriegsende wehmütig sagt:

„Das reindeutsche (niederösterreichische) Dragonerregiment Nr. 15 wurde im Jahre 1891 errichtet. Seine Ersatzkaserne war Wiener-Neustadt. Es war das einzige Dragonerregiment mit weißem Aufschlag und hieß daher auch kurzweg ‚die weißen Dragoner‘.

Kurz war die Dauer seines Bestehens, aber hellleuchtend der Ruhmesstern, mit dem es aus dem Weltkrieg heimzog.

In strammer Ordnung, tadellos gefaltet und gepackt, rückten unter den gewohnten Klängen des Generalmarsches die Schwadronen aus dem Kriege in Wiener-Neustadt ein. Der neue Zeitgeist riß sie auseinander. Vielleicht werden sich auch in der Heimat des in vierjähriger Kriegsdauer heldenmütig bewährten Regiments spätere Generationen stolz und dankbar der ‚weißen Dragoner‘ erinnern und sich wieder Männer wünschen, wie es diese waren.“

Über den Reiterkampf von Jaroslawice schreibt der Kommandant der „weißen Dragoner“, Oberst Alfred Brosch, auszugsweise:

„21. August. Nach 7 Uhr vormittags langt Meldung vom Zuge Oberleutnant Resseguiers ein, daß er feindliche Gruppen aller Waffen mit starker Artillerie westlich Zalosce konstatiert habe.

... Es hatte den Anschein, daß das gestern bei Podkamien gestandene, über Balkow-Bopuzany dirigierte Landsturm-Infanterie-Baon. II/35 nun ins Gefecht getreten sei.

Bald darauf wurde feindliche Artilleriefener von der Jamny-Höhe auf die K.D. gerichtet, das Zurückgehen des Infanteriebaons. mit der beigegebenen reitenden Batterie unter starkem Verfolgungsfener beobachtet, und nunmehr auch aus der eigenen Flanke lebhaftes Artilleriefener auf die K.D. gerichtet...

... Im nunmehr ostwärts erfolgenden Anstiege des Regiments wurde eine Kolonne nach rechts (mit Kolonne rechts) angeordnet, als G.M. von Ruiz das Aviso ‚Säbel ergreifen‘ und kurz darauf ‚Aufschwelen‘ erteilte. Der steile Muldenhang ließ bei Durchführung dieses Befehles lediglich drei Eskadronen (von Baumruder, Baron Kellersperg und Graf Kielmannsegg) in die Front gelangen. Eskadron Malburg blieb vorerst rechts gestaffelt, Eskadron Baron Bohneburg links rückwärts durch Sumpf verzögert — in welcher Formation das Regiment zur Höhe eilte. Es erfolgte nun das Kommando ‚Attaque — Galopp!‘ Von der Wellenhöhe alsbald ‚Marsch — Marsch‘

und mit endlosem Hurrah ging es dröhnend auf die ganz überraschten feindlichen Eskadronen der neunten Husaren und neunten Ulanen. Hierbei stürzte sich die eigene rechte Flügel Eskadron (v. Baumruder mit Lt. Baron Conrad vor seinem

Zuge) sowie die rechts gestaffelte Eskadron Malburg auf zwei von rechts auftauchende Sotnien — der Rest von drei Eskadronen auf den vorne befindlichen Gegner, der, drei bis vier Eskadronen stark, eben aufschwelend, auf wenige hundert Schritte von den beiden Fronteskadronen Kellersperg und Kielmannsegg angefallen wurde.

... Es bildete sich ein wuchtiges Handgemenge, bei dem die Russen zu Pferde und zu Fuß sehr fleißig mit dem Karabiner und Lanze wirkten, dabei aber in beträchtlicher Anzahl die Opfer unserer Säbelarbeit am Boden liegend aufwiesen; ganz nennens-

werten Erfolg erzielte hierbei auch unsere Maschinengewehr-Abteilung und speziell auf den bald flüchtenden Teil der feindlichen Reiter, denen unsere heißgewordenen Dragoner mit Elan nachsetzten.

... Große Lücken wies beim ersten Rapport die Front dennoch auf, denn schwerer Verlust war durch die Attaque und das feindliche Artilleriefener dem Regiment beschieden.

Rittmeister Graf Trautmannsdorf und 53 Mann tot, Rittmeister Malburg, Oblt. Baron Pillersdorf, Lt. i. R. Brüll, Rittmeister Schwiedel und Graf Resseguiers schwer verwundet, Rittmeister v. Baumruder, Oblt. Gürtler und Fähnrich i. R. v. Seutter schwer verwundet und kriegsgefangen, bei 60 Mann verwundet und teilweise vermißt.

Im Divisionsstabe war Generalstabshauptmann Serzysce gefallen, Oberleutnant v. Mazon schwer verwundet, von der reitenden Artilleriedivision gingen acht Geschütze verloren, die im Sumpfe steckengeblieben waren.

Die Kavalleriedivision rückte um etwa zwei Uhr nachmittags nach Saffow ab.

Während des Marsches bot die seltene Naturerscheinung einer nahezu völligen Sonnenfinsternis einen allgemein gefühlten düsteren Akkord zu den eben bewirkten Forschungen nach manchen der fehlenden Reiter, deren Anzahl anfänglich sehr umfangreich genannt war.“

Die Panik von Satanow.

Die Reiter Schlacht von Jaroslawice hat ein Gegenstück, den Überfall von Satanow. Hoegendorf bemerkt am 18. August 1914:

„Die 7. Kavalleriedivision im Vorgehen gegen die Weichsel... Der östlich Rawa ruska eingeschobene Feind soll die Stärke einer Kavalleriedivision mit 30 Geschützen nebst Infanterie haben. Es bestätigte sich, daß bei Gorodok die eigene 5. (Honded-) Kavalleriedivision nachts überfallen wurde.“

General Rövek berichtet über die Panik bei Satanow an Hoegendorf am 19. August 1914 aus Stanislaw:

„Am 17. rückte die 5. Kavalleriedivision, 7 Uhr 30 vormittags gegen Gorodok vor.

Die beiden Baone blieben im Brüdertopf zurück, der Train war am westlichen (österreichischen) Zbrucz-Ufer; zirka 11 Uhr vormittags wurden die Fahrfüchsen der Division nachgezogen.

Nr.:

Bei ihrem Abmarsch fielen aus Satanowka einzelne Schüsse auf sie (wahrscheinlich von Kosaken, die sich im Orte versteckt hatten). Vom Jägerbataillon Nr. 32 wurden ein bis zwei Züge nach Satanowka gesendet, die den Ort durchstreiften, worauf das Feuer verstummte.

... Circa 2 Uhr 30 stieß die 5. Kavalleriedivision bei Gorodok auf eingegrabene Infanterie mit Maschinengewehren, Artillerie und Kavallerie.

Die Vorhut ging initiativ zum Angriff vor. Bei der Division große Kampflust. Die Kommandanten wollen angreifen.

Der Divisionär, statt zu befehlen, stellt ihnen die Art des Angriffs, ob zu Fuß oder zu Pferd, frei!

Die Honvedhusaren setzten die Attade auf 4000 Schritte vom Gegner mit großer Bravour an und werden von der eigenen reitenden Artillerie gut unterstützt.

Der Angriff ist verlustreich, gelingt aber teilweise.

Der Gegner geht zurück; der Divisionär bestimmt einen Sammelraum, wo sich die Regimenter unter dem Schutz der Artillerie vergattern.

Der Sammelraum wurde aber auch von feindlicher Artillerie beschossen.

Gegen 6 Uhr nachmittags sagte der Divisionär den Entschluß, mit der Division in einem Zuge bis an den Brucz zurückzugehen.

Oberstleutnant v. Lhan behauptet, wiederholt dem Divisionär Vorstellungen gemacht zu haben, der aber bei seinem Entschluß blieb.

War schon die Attade an eingegrabene Infanterie unbegründet, aber doch wenigstens ein Zeichen großer Kampflust, so war der Entschluß zum Rückzug bis an den Brucz nach dem Erfolg nicht ganz erklärlich.

Der Feind verfolgte nicht.

Circa 9 Uhr 30 nachmittags, also in tiefer Finsternis, kam die Division bei Satanow an.

Statt die Division in das besetzte Lager bei Kozina zu führen oder unter dessen Schutz zu lagern, wollte der Divisionär sie in Satanow einquartieren!

Ohne Vorsichtsmaßregeln wurde in den Ort hineingeritten. Bald war er mit Reitern gefüllt. Einige Schüsse fielen, es entstand Unordnung, die Ausgänge waren verbarrikadiert, die Panik war fertig.

Der Train der 5. Kavalleriedivision, der nicht angegriffen wurde, fuhr nach dem Schießen bei Satanow wie toll davon.

Ich betone, daß die 5. Kavalleriedivision beim Rückzug von Gorodok nicht verfolgt wurde, sondern bis Satanow unbelästigt vom Gegner marschiert ist.

Die Panik entstand erst im Orte.

Strafexpedition.

Für die in Satanow zurückgebliebene Bevölkerung hatte diese Affäre böse Folgen, die in nachstehender Meldung lakonisch ausgedrückt sind:

„Durch Schießen der Bevölkerung auf die dort (Raum Satanow) nächstliegende 5. Kavalleriedivision Panik verursacht... Strafexpedition im Zuge...“

Solche Strafexpeditionen häuften sich und nicht selten mußten Unschuldige für die Schuldigen büßen, die sich rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Die Photographien gehängter Popen und ruthenischer Bauern wurden bald das wirksamste Propagandamaterial der Entente gegen uns.

Die deutschen Versprechungen.

Der deutsche Vorstoß in der Richtung auf Siedlee unterblieb zwar und Hoehendorf verzeichnet am 24. August den Bericht, den ihm Stürgkh aus dem Großen Hauptquartier sendet und in dem es u. a. heißt:

„Es war unterwegs auf der Fahrt Berlin—Koblenz, daß Generaloberst von Moltke spontan auf die deutsche Hilfsbereitschaft gegen Italien zu sprechen kam, und zwar in so warmen Worten und mit einer solchen Bestimmtheit und das Einverständnis seines Allerhöchsten Herrn so positiv aussprechend,

daß ich nicht zögerte, die bewußte chiffrierte Depesche hierüber an Eure Excellenz, die mit meinem Bericht vom 14. d. M. in direktem Zusammenhange steht, unterwegs abzusenden.

... Generaloberst von Moltke sagte ungefähr folgendes:

„Sagen Sie Excellenz von Conrad, ich werde zusammenziehen, was ich kann, viel wird es ja nicht sein können, jedenfalls nur Formationen zweiter und dritter Linie; aber wenn es auch nur

tausend Mann sind, ich werde ihn unbedingt unterstützen, damit alle Welt es sehe,

und in diesem Falle werde ich mich auch nicht scheuen, meine Korrespondenz mit General Pollio und unsere Flottenkonvention zu veröffentlichen, um Italien an den Pranger zu stellen.

... Gelegentlich meiner gestrigen Unterredung teilte mir Generalquartiermeister von Stein auch mit, daß die Dittarmee an eine Offensive in südöstlicher Richtung auf Siedlee nicht denken könne.“

Die Versprechungen Moltkes, betreffend die Waffenhilfe gegen Italien wurden in keiner Weise eingelöst. Ja, zu einer Zeit, da Italien schon unmittelbar vor der Kriegserklärung gegen die Monarchie stand, schloß Deutschland mit Italien noch einen Handelsvertrag.

Und wenn Hoehendorf am 26. August erneut verzeichnet:

„Eine erfreuliche Nachricht kam vom deutschen Ostheer:

Hauptmann Fleischmann meldete:

„Der Korps des Ostheeres beginnen heute den Angriff mit starkem Westflügel aus Linie Lautenburg—Gilsenburg—Hohenstein—Wartenburg und hoffen, die in Verschiebung begriffene zweite russische Armee von der linken Flanke aufzurollen. Russische erste Armee (5 Korps) westlich Jasterburg. Ihr gegenüber ein deutsches Korps. Hauptreserve und eine Kavalleriedivision. Königsberg an der Alle.“

und dazu bemerkt: „Es war der Stoß, wie er mir von Haus aus vorschwebte“, hatte doch Fleischmanns Meldung folgenden Nachsatz:

„Auch jegiger Oberkommandant läßt sich schwer gewinnen, gegen Siedlee vorzugehen. Nur Absicht einer direkten Verteidigung Ostpreußens.“

Am 25. August traf überdies eine Meldung des Militärattachés Wienerth bei Hoehendorf ein, daß deutscherseits der Abtransport weiterer Divisionen auf den russischen Kriegsschauplatz verfügt wurde, aber Hoehendorf erfährt erst später, daß diese Divisionen nur zum Schutz Ostpreußens bestimmt sind.

Resigniert konstatiert er wieder einmal, daß Stürgkh im Großen Hauptquartier meist mit Phrasen abgesselt wird.

„Was den in diesem Bericht charakterisierten Modus der gegenseitigen Information anlangt“, erklärt Hoehendorf, „so möchte ich erwähnen, daß unsererseits der deutsche Bevollmächtigte beim Armeekommando über die Er-

eignisse stets vollorientiert und daher in die Lage gesetzt wurde, der deutschen Obersten Heeresleitung ausreichende Meldungen zu erstatten.

Daß dieses deutscherseits dem L. u. L. Bevollmächtigten gegenüber nicht in gleicher Weise geübt wurde, geht aus dem Bericht des Grafen Stürgkh hervor, dem sichtlich nicht jene Position eingeräumt war, die ich dem deutschen Vertreter beim L. u. L. Armeeoberkommando als unter Verbündeten selbstverständlich zuerkannte."

Resumierend fügt Hoehendorf hinzu:

„Bedauerlich war mir die aus dem Bericht zu entnehmende Ansicht Kaiser Wilhelms und des Generals von Moltke, daß man an eine Offensive in südöstlicher Richtung auf Siedlce nicht denken könne“.

Die Vorbereitungen zur Schlacht von Krasnik.

Hoehendorf bereitet nun alles allein zum großen Schlage vor. Im Laufe des 24. August hatte er sich beim Etappenoberkommandanten Feldmarschalleutnant Kanik über die Verpflegslage und die Munitionsversorgung informiert.

„Die Verpflegslage“, schreibt Hoehendorf, „erwies sich als günstig, nur wären die Truppen noch etwas unbeholfen im Heranziehen der Zuschübe und der Ausnützung der Landesmittel. Pro Gewehr hatte man ungefähr 300 Patronen, weitere 40 Patronen pro Gewehr waren im Anrollen, außerdem war ein täglicher Nachschub von zwei Millionen Patronen in Aussicht gestellt.“

„Lemberg zu halten.“

Inzwischen hat bereits am 8. August 1914 der Kommandant des 11. Korps, das zwischen San und Dnjestr aufmarschierte, angefragt, ob Lemberg zu halten wäre. Die Zuschrift, die infolge des später zum geflügelten Wort gewordenen „Lemberg noch in unserem Besitz“ von historischem Interesse ist, lautet:

„L. u. L. 11. Korpskommando
Op. Nr. 76

Lemberg wird gehalten.

An das Armeeoberkommando

iii
Wien.

Lemberg, am 8. August 1914.

In Anbetracht der allgemeinen Lage hat sich das Korpskommando entschlossen, Lemberg zu halten.

... Das Korpskommando hofft zuversichtlich, derart den Raum um Lemberg nicht nur bis zur Beendigung des Aufmarsches am Dnjestr, sondern auch bis zum Vortragen der Operationen der eigenen Armee bis in die Gegend von Lemberg zu halten.

Die in Lemberg befindlichen vier Batterien Zwölftentimeter-Kanonen werden zur Armerung der Werke herangezogen; sie können von den in Lemberg stehenden Zweigkompanien des Festungsartillerie-Baon Nr. 9 und den Landsturm-Artillerieabteilungen bedient werden. Die notwendige in Przemyśl deponierte Munition wurde nach Lemberg herangezogen.

Kolosvark, m. p.
G. d. R.“

Hoehendorf bemerkt, wohl mit Rücksicht darauf, daß Lemberg bald darauf preisgegeben werden mußte: „Dazu wäre zu bemerken, daß Lemberg keine Festung war. Lediglich um die Stadt gegen den stets befürchteten Überfall durch russische Kavalleriemassen zu schützen, wurden ihr schon im Frieden auf den wichtigsten Zugangsstraßen einige feldmäßige Werke vorgelagert, deren Intervalle bei Kriegseintritt notdürftig ausgestattet wurden.“

1. Aug. 1930

Unsere Generale an der Front.

Auch jetzt noch, da nach vielen Jahren des Hasses doch vielfach die bessere Einsicht vor den Leistungen unserer alten Armee und ihrer Führer Raum gewonnen hat, kann man es erleben, wie selbst unschuldige Zeitungsnachrichten dazu benötigt werden, um den alten Soldaten einen Hieb zu versetzen.

Im „Neuen Wiener Tagblatt“, einer von tausenden alten Offizieren gelesenen und auch abonnierten Zeitung, kritisiert ein — er — in der Ausgabe vom 16. Juli die neue „Operette ohne Musik“, „Das Konto X“ und sagt zum Schluß:

„Manches ist aber weder modern noch unmodern, sondern gehört ins holde Reich der Fabel, daß nämlich ein aktiver General mitten im Schlachtengetümmel gefallen ist . . . So behaupten die Herren Oesterreicher und Bernauer indivisibiler ac inseparabiliter.“

Dieses Urteil, das einer ganzen Gruppe verdienstlicher Männer einfach die Ehre abschneidet, ist entweder in böswilliger Absicht, um billigen Beifall von Gesinnungsgenossen zu ernten, abgegeben, oder es beruht auf voller Unkenntnis der Tatsachen infolge mangelnder Frontenerfahrung. Letzteres wäre gerade kein Wunder; ist es doch leider einer ziemlich zahlreichen Klasse von ganz gesunden Menschen gelungen, den Krieg in rauchschwacher Gegend, möglichst weit vom Schusse, zu „überdauern“. Im ersteren Falle aber dürfte sich zur näheren Bezeichnung eines solchen Vorgehens kaum ein akademischer Ausdruck finden.

Wer den Weltkrieg in der Front mitgemacht hat, muß wohl wissen, daß sich der moderne Krieg, das „Schlachtengetümmel“, ganz anders abspielt als zur Zeit eines Arnolds Winkelried, als etwa in der Schlacht von Turin, ja auch anders als bei Aspern und Königgrätz.

Vor der 8. Jönzschlacht beispielsweise haben die Italiener die ihnen wohlbekanntesten Standorte unserer höheren Kommandos (Brigade, Division, Korps) durch mehrere Tage und Nächte mit schwerster weittragender Artillerie bombardiert, auch wiederholt mit Bombengeschwadern heimgesucht. Die vorne in den Schützenbedeckungen, teilweise auch in Kavernen liegenden Truppen erkannten die Absicht des Feindes, die Führung lahmzulegen, mit Schrecken und atmen auf, als sie durch die weiter eintreffenden Befehle, Orientierungen und Vorjagen erfuhr, daß dies dem Feinde zumeist misslungen war. Auch während der Schlachten im modernen Kriege stand eine breite Zone hinter der ersten Linie, meist über die Standpunkte der Divisionäre hinaus, unter heftigstem Sperr- und Störungsfeuer der feindlichen Artillerie.

Im modernen Gefechte spielt die durch Ereignisse in der vordersten Linie nicht unmittelbar beeinflusste ruhige Führung eine große Rolle. Ohne sie, die rechtzeitig Verstärkungen, Feuerunterstützung, eventuell auch das Räumen verlorenen Posten veranlaßt, war die Truppe hilflos. Der tapferste Soldat in der Schwarmlinie, auch beim Angriffe, mußte verzweifeln, wenn er das Vertrauen zur Führung verlor. Deshalb mußte er auch, daß der Platz seines Generals, seines Brigadiers, Divisionärs, nicht neben ihm ist und nicht dort sein kann.

Ein Großteil unserer Generale stand bei Kriegsausbruch in einem Alter, in dem ein anderer Staatsbürger nicht einmal zum Landsturmdienste verpflichtet war. Trotzdem haben sie die großen Strapazen der ersten Kriegsmonate in Galizien und Serbien mit der Truppe ertragen und sehr, sehr oft, nicht nur, wenn es die Lage erforderte,

sondern als überzeugte tapferere Soldaten sich, auch während des Kampfes, in der vordersten Linie aufgehalten.

Dieser an sich lobenswerten und von der Truppe stets anerkannten Betätigung höherer Kommandanten sind aber durch die Pflichten der Führung enge Grenzen gezogen. Der Kommandant muß dort sein, wo er das ganze Gefecht seines Heereskörpers möglichst überblicken, jedenfalls aber leiten kann. Man stelle sich vor: 8. Jönzschlacht. Einbruch der Italiener am rechten Flügel einer ö.-u. Division auf dem Plateau von Comen. Der Divisionär liegt mit einer Ordnungszahl hinter einem Steinriegel in der ersten Linie des vom Trommelfeuer total niedergehaltenen linken Flügels, ist außerstande, jetzt zurückzugehen, kann weder durch Boten noch durch das Telephon erreicht werden, da alle Leitungen zerschossen sind. Kritische Lage beim Divisionskommando, das selbst in schwerem Feuer liegt. Minimale Reserven, die Aussicht für einen Gegenstoß äußerst gering. Soll der Generalstabchef den schwerwiegenden Entschluß fassen, auch den linken Flügel zurückzunehmen, um dessen Aufrollen zu verhüten, oder soll er die Ereignisse auslaufen lassen, auf die Initiative der vorne im Gefecht stehenden Führer vertrauend? Einen solchen entscheidenden Entschluß kann nur der fassen, der die volle Verantwortung trägt, er muß daher in so wichtigem Momente zur Stelle sein.

Daß die Truppe es ansonsten gerne sah, wenn höhere Kommandanten sich auch vorne zeigten, um Wünsche und Schmerzen und insbesondere den Zustand der Kämpfer an Ort und Stelle kennenzulernen, ist bekannt. Solchen Kommandanten ist die Anhänglichkeit auch weit über den Krieg hinaus bewahrt geblieben. Und es gab ihrer viele, die keine Gefahr und Mühe scheuten. Wenn ich nur als Beispiele einige Namen nenne, bei welchen ich mich selbst oder Kameraden als Zeugen anführen kann, so bin ich allgemeiner Zustimmung sicher:

GD. G. Joseph als Kommandant des VII. Korps am Jönzo, GD. Fürst Schönburg als Divisionär an der italienischen Front, 1918 als Armeekommandant verwundet, FML. Prinz zu Schwarzenberg als Brigadier am Jönzo; GD. v. Martiny als Kommandant der 14. ID., GM. Lieb als Brigadier bei der 33. ID., FML. Br. Willerding als Brigadier bei der 14. ID. an der russischen Front; GM. Laza als Brigadier am Mt. S. Gabriele 1917, GM. Eugen v. Straub als Brigadier der 28. ID. bei Jamiano 1917, FML. Br. Rowal-Arienti als Brigadier (zweimal verwundet), G. d. J. Lukas als Divisionär (verwundet), FML. Br. Dr. Bardolff als Brigadier in der 15. ID. bei Komarow.

Auf der Ehrentafel der vor dem Feinde gefallenen Offiziere leuchten die Namen so mancher höherer Führer, die ihre Soldatenpflicht mit ihrem Blute besiegelt haben, unter ihnen die FML's. Br. Froreich und v. Meckenfessl, die Generale Hausmann, Herzberg, Janiczek, Br. Klingspor, Rutschera, Pacak, die Oberstbrigadiere von Rahl, Rehwald, Rath und Staufer. Ihr Heldentod allein straft das eingangs angeführte, leichtfertige Urteil Lügen.

GM. d. R. Rudolf Handel-Mazetti,
im Weltkrieg Kommandant des I. u. I. I. 33. Nr. 11,
später des I. u. I. 33. Nr. 111.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 4.8.1930

Das Nacht in der Hand

Die Lage in Galizien günstig. — Conrad gegen Berchtold
und umgekehrt. — Demissionsandrohung Berchtolds.
Hindenburg ist da. — Und mit ihm Ludendorff.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten)

Am 15. August 1914 ist die Lage in Galizien noch günstig. Der Aufmarsch der vier Armeen wird vom Feinde kaum gestört, nur hier und da gibt es Zusammenstöße. Bei einem solchen Kampf fällt der Kommandant der Deutschmeister, Oberst Holzhausen. General Ruffenberg berichtet darüber:

„15. August, 11 Uhr 45. Kampf des heutigen Tages sehr heftig gewesen. Alle betroffenen Kommandanten und Truppen haben außerordentlich tapfer gekämpft und sind von ihrer moralischen Überlegenheit voll und ganz überzeugt. Verluste groß.“

Außer bereits gemeldetem Tod des Obersten Holzhausen noch bei Infanterie und Kavallerie mindestens je fünf Offiziere tot.

Russisches Artilleriefeuer aus verbesserter und sichtlich vorbereiteter Stellung sehr gut geleitet und wirkungsvoll.“

Vorgehen in die Tanew-Waldzone.

Am 21. August verzeichnet Höhendorf:

„Keine Anzeichen sprachen für ein Vorgehen der Russen. Unsere Divisionen konnten daher ohne weiteres vorgehoben werden.“

Der Vormarsch verläuft ohne Störung und der Tagesbericht vom 22. August meldet:

„Bei gestern gemeldetem Kampf nächst Kamionka Strumilowa und Turhinka wurde eine russische Kavalleriebrigade vollkommen aufgerieben, eine zweite schwer habariert; beide Brigadiere, darunter Generalleutnant Wannowski, gefallen.“

Am 23. August tritt die Armee Dank einer energischen Aktion. In der betreffenden Tagesmeldung heißt es:

„Vorrückung des eigenen Westflügels führte 23. August, mittags, zu Kampf gegen etwa drei bis vier im Raume Krasnik vorgerückte russische Divisionen, zum Teil in besetzter Aufstellung. Eigene Truppen angriffen mit großer Bravour; acht russische Offiziere, über tausend Mann unverwundet gefangen, Fahnen, Maschinengewehre, Geschütz erbeutet.“

Eine russische Gegenaktion bei Kiew vorbereitet.

Ein Zufall bringt Höhendorf zu Ohren, daß die Russen bei Kiew eine großangelegte Offensive vorbereiten.

„Außer der Mitteilung des gefangenen Offiziers polnischer Nationalität“, schreibt Höhendorf „über den Antransport der sibirischen Korps und der Bildung einer Armee bei Zitomir, lag auch die Meldung vor,

daß ein gefangener russischer General sich zu einem Begleiter, als er sich unbeschadet glaubte, geäußert hätte, es sei gut, daß Österreich-Ungarn nicht ahne, welche starke Kräfte die Russen bei Kiew konzentrieren.“

Am 25. August kann Höhendorf verzeichnen:

„Die erste Armee hatte auf den Höhen nördlich der Tanew-Region, nach siegreichem Kampfe, festen Fuß gefaßt; der Feind wich vor ihr zurück, die vierte Armee stand mit ihren vordersten Kräften vor-marschbereit.“

Die Russen bei Krasnik geschlagen.

Diesmal laßt den Österreichern zum erstenmal das Kriegsglück. Im Tagesbericht vom 25. August heißt es:

„Eigener Westflügel hat Verfolgung des geworfenen Gegners über Krasnik und Urzedow in der Richtung Lublin aufgenommen. Im Kampf am 24. August Generalmajor Rutschera, Kommandant der 10. Infanteriebrigade, gefallen.“

Daß der Sieg bei Krasnik vollständig war, aber auch viel Blut gekostet hatte, geht aus der Meldung vom 24. August hervor, in der es heißt:

„Von der ersten Armee waren Mitteilungen eingelangt, daß sie bei Krasnik kämpfte, das 5. Korps sich glänzend geschlagen habe, der Feind zurückginge und viele Gefangene gemacht seien.“

Um 8 Uhr abends meldete das 1. Armeekorps, daß die russischen Divisionen zurückgeworfen seien, die l. u. t. Truppen heldenmütig gekämpft hätten.

Das Infanterieregiment Nr. 76 (Ebenburg) habe dreimal gestürmt und 40 bis 50 Prozent Verluste erlitten.

Das 10. Korps habe viele Gefangene eingebracht, sieben Geschütze und zwei Fahnen erbeutet. Auch am linken Armeeflügel hätte die 12. Infanteriedivision einen durchschlagenden Erfolg erreicht. Die Russen seien über Krasnik zurückgegangen...“

„Das war ein erfreulicher und willkommener Anfang!“ resümiert Höhendorf und setzt, pessimistisch wie immer, hinzu: „Aber ich wußte nur zu gut, daß es eben nur ein Anfang sei und die schwerwiegenden Entscheidungen erst bevorstünden.“

Im „Höfer“ allerdings las man am 26. August 1914 weniger bescheiden:

„Wien, 25. August (Korr.-Bur.). Aus dem Kriegspressequartier wird amtlich gemeldet:

Nach den letzten Nachrichten sind von uns in den Kämpfen bei Krasnik über 3000 Gefangene gemacht, 3 Fahnen, 20 Geschütze und 7 bespannte Maschinengewehre erbeutet worden.“

Am nächsten Tag aber waren Wien und Budapest besetzt und im amtlichen Kriegsbericht hieß es:

„Wien, 26. August (Korr.-Bur.). Aus dem Kriegspressequartier wird amtlich gemeldet:

Die dreitägige Schlacht bei Krasnik endete gestern mit einem völligen Sieg unserer Truppen.

Die Russen wurden aus der ganzen etwa siebenzig Kilometer breiten Front geworfen und haben fluchtartig den Rückzug gegen Lublin angetreten.“

Moltke gratuliert.

Der erste Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen wurde auch in Deutschland gebührend gefeiert und Moltke beeilte sich, Höhendorf folgendes Glückwunschtelegramm zu senden:

„Meine herzlichsten Glückwünsche zum grossen Erfolge gegen Russland
Moltke“

Debeschenschlacht zwischen Conrad und Berchtold während der Schlacht von Krasnik.

Weniger herzlich ist die Gratulation, die unser damaliger Außenminister Graf Berchtold dem Generalstabsschef zukommen läßt. Während der ersten feierlichen

Nr.:

Schlacht entwickelte sich nämlich zwischen Feldherr und Diplomat ein bissiger Depeschenwechsel, in der einer dem andern Vorwürfe für vorausgeahnte endgültige Niederlagen in die Schuhe zu schieben sucht. Gegen Rußland soll Rumänien gewonnen werden und auch Bulgarien. Die Diplomaten mögen sich in Bewegung setzen, meint Höhendorf und schreibt:

„Streng geheim!

Seiner Excellenz

Grafen Berchtold,
Minister des Außern

Wien.

Przemysl, 24. August 1914.

Ihr Excellenz!

Die Situation im Großen beginnt jetzt in eine entscheidende Phase zu treten, bei welcher es nötig, ja dringend ist, auch mit der diplomatischen Aktion energisch einzusetzen...

Es ist für uns von allergrößter Bedeutung, daß nunmehr Rumänien aktiv an unsere Seite tritt...

Die neue Aktion Rußlands macht es uns aber auch zur gebieterischen Pflicht, jene Kräfte, welche gewissermaßen nur leihweise am Balkan verblieben, von Haus aber nach Galizien bestimmt waren, nunmehr auch dorthin heranzuziehen, da es ein großer, unverantwortlicher Verstoß wäre, sie bei der schließlichen Hauptentscheidung deshalb nicht zu haben, weil man sie an sekundärer Stelle festhalten ließ.

Um nun aber unseren Balkan-Streitkräften dafür eine Entlastung zukommen zu lassen, muß alles aufgewendet werden, endlich auch Bulgarien zum aktiven Eingreifen gegen Serbien zu bringen.

Auch Bulgarien entscheidet damit über sein eigenes Schicksal, denn es möge bedenken, was ihm bevorsteht, wenn es ein großes, mächtiges Serbien entstehen läßt.

Es ist Höhendorfs alte Leier: die zweite Armee muß aus Serbien nach Rußland dirigiert werden und er schmiedet das Berchtold umso deutlicher unter die Nase, als er weiß, daß gerade Berchtold es ist, der die Belassung der zweiten Armee in Serbien und die Selbständigmachung Potioreks energisch unterstützt hat.

Berchtold bleibt die Antwort nicht schuldig. Gerade die Niederlage Potioreks in Serbien, die er, Berchtold, auf das Nichteingreifen der zweiten Armee zurückführt, machen es der Diplomatie unmöglich, Rumänien und Bulgarien zu einem aktiven Einschreiten gegen Rußland zu bewegen.

Berchtold schreibt in einem chiffrierten Telegramm an Höhendorf vom 25. August u. a.:

„Chiffriertes Telegramm,

aufgegeben von Graf Berchtold in Wien, 25. August 1914, 7 Uhr 15 vormittags, an das Armeekommando.

Sowohl unsererseits sowie von Berlin ist bekanntlich in Rumänien sowohl bei König Karl als bei der Regierung alles geschehen, um Rumänien zu verhalten, an Seite Österreich-Ungarns und Deutschlands am Kampfe teilzunehmen. Trotz persönlichen Eingriffes König Karls hatte Kronrat für Neutralität entschieden. Wir sind in fortlaufendem Kontakt mit rumänischer Regierung ebenso wie die deutschen Diplomaten, können aber bei der in Rumänien herrschenden Furcht vor Rußland keine positiven Zusicherungen erhalten als die Versicherung des Königs, die Neutralität Rumäniens gegebenenfalls gegen Rußland zu verteidigen.

Ebenso verhält es sich mit Bulgarien, wo russische Einschüchterungsversuche nicht wirkungslos geblieben sind.

Nach dem bedauerlichen Mißerfolge unserer Offensive in Serbien erschiene jetzt ein nachdrücklicheres Herantreten an Rumänien und Bulgarien als eine Einbekenennung unserer Ohnmacht und würde den gegenteiligen von dem gewünschten Erfolg haben.

Wir müssen trachten, den Eindruck, den unsere militärische Aktion in den Balkanstaaten leider bereits hervorgerufen hat, einigermaßen zu verwischen und nicht denselben noch steigern, was Bulgarien zu einem Ausgleich mit Serbien und gemeinsamer Aktion des letzteren mit Rumänien gegen uns führen müßte.

Aus diesem Grunde ist es auch tief zu beklagen, daß unsere angesichts starker serbischer Streitkräfte ohnehin kaum adäquaten Südruppen noch weiter herabgemindert werden, wodurch jede Aussicht auf eine wirksame Offensive auf absehbare Zeit hinaus ausgeschlossen und die Gefahr eines serbischen Vorstoßes nach Bosnien oder Ungarn nähergerückt wird, was die gedachte politische Konsequenz — im weiteren Verlaufe auch militärische Katastrophen — nach sich ziehen kann.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß an eine offene Stellungnahme Rumäniens und Bulgariens an unserer Seite insoweit nicht gedacht werden kann, als wir nicht — sei es in Serbien, sei es gegen Rußland, einen entscheidenden Schlag geführt haben werden.

Berchtold.“

Conrad: „Die bedauerlichen diplomatischen Mißerfolge...“

Höhendorf bleibt die Antwort nicht schuldig, dem Sieb folgt der Gegenhieb und das Antworttelegramm Höhendorfs an Berchtold lautet:

„R. Nr. 326:

Graf Berchtold.

Die bedauerlichen diplomatischen Mißerfolge, welche zwei Verbündete, Italien und Rumänien, zum Abfall kommen ließen, ohne Bulgarien an die Seite der Monarchie zu bringen, haben eine militärische Lage geschaffen, welche dazu zwingt, möglichst viele Kräfte auf den Hauptkriegsschauplatz zu bringen, um so mehr, als der deu-

tsche Mißerfolg in Ostpreußen unsere Lage erschwert und die Stellungnahme Japans dazu geführt hat, das Rußland seine ostasiatischen Truppen heranzieht.“

Berchtold droht mit der Demission.

Dieser Telegrammwechsel vollzieht sich während der Schlacht bei Krasnitz. Als sie sich zu unseren Gunsten entschieden hat, ist unser Minister des Außern gezwungen, Höhendorf zu gratulieren. Seine Glückwunschsdepesche hat Höhendorf nur zum Teil der Nachwelt übergeben. Er verzeichnet in seinem Tagesbericht vom 26. August 1914 eine Depesche Berchtolds, die mit einem Glückwunsch zum Siege bei Krasnitz beginnt, dann aber auf ein anderes Thema zu sprechen kommt.

Höhendorf will nämlich Riva und Trient für den Kriegsfall mit Italien kriegsmäßig ausrüsten und stößt dabei auf den Widerstand Berchtolds, der mit allem Rüstzeug auffährt und mit seiner Demission sowie mit der der Wiener und Budapestiner Regierung droht. Fürwahr eine aufmerksame Form für eine Glückwunschsdepesche!

„In einer telegraphischen Verständigung“, zitiert Höpendorf, „trat Graf Berchtold der von mir beantragten Kriegsausrüstung der festen Plätze Trient und Aiba entgegen und bemerkte:

Demgegenüber muß ich mit allem Ernst und in vollem Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit Euer Exzellenz darauf aufmerksam machen, daß nach allen mir gerade in den letzten Tagen zugekommenen offiziellen und geheimen Nachrichten Italien nicht die Absicht hat, aus seiner neutralen Stellung hervorzutreten, und daß Maßnahmen, wie die angeblich von Euer Exzellenz Augenblicklich gefaßte und die sich hierbei notwendigerweise ergebenden Zwischenfälle in Verbindung mit der unter der italienischen Bevölkerung Südtirols unvermeidlichen Aufregung und Erbitterung Konflikte mit Italien unbedingt herbeiführen würden. Falls sonach Euer Exzellenz sich nicht bestimmt finden sollten, von der angeblich beabsichtigten Verhängung des Kriegszustandes über die festen Plätze Südtirols und von einer fortifikatorischen Erweiterung, so weit sie mit aufsehenerregenden Demolierungen und und Niederlegungen verbunden ist, Abstand zu nehmen, müßte ich bei Seiner Majestät vorstellig werden und meinen Posten zur Verfügung stellen. Ich habe allen Grund anzunehmen, daß auch die Regierungen in Wien und Budapest sich mir anschließen werden.

Berchtold.“

Höpendorf allerdings geht über diese seltsame Glückwunschdepesche resigniert hinweg und schreibt, getreu dem Grundsatz: „Bangemachen gilt nicht!“ auf das Margo dieser Depesche:

„Man vergegentwärtige sich nun meine Lage! Auf der einen Seite drohte der treubruchige Bundesgenosse, auf der andern drohte der Rücktritt des Ministers des Außern und möglicherweise beider Ministerpräsidenten.

Ich vertraute meinen konfidentiellen Nachrichten und

meinen Überzeugungen mehr als den Informationen des Ministeriums des Außern, ließ mich in den Maßnahmen gegen Italien nicht irremachen und vertrat auch weiter deren Notwendigkeit.“

Im Rückblick auf die Marne-Niederlage haben deutsche Fachkritiker diese Niederlage damit erklärt, man habe die Westfront vor der Marneentscheidung schwächen müssen, weil die Niederlage der österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien eine Verstärkung der Ostfront nötig gemacht habe.

Höpendorf wehrt sich in seinen Memoiren gegen diese Begründung, in dem er darauf hinweist,

daß bereits am 25. August 1914 von der deutschen obersten Heeresleitung der Abtransport weiterer Divisionen auf den russischen Kriegsschauplatz verfügt wurde.

So wurde das deutsche XI. Armeekorps bereits am 26. August nach Ostpreußen überführt.

„Die vorstehenden Ausführungen ergeben“, sagt Höpendorf, „daß seitens der deutschen Heeresleitung die Überführung von Kräften vom westlichen auf den östlichen Kriegsschauplatz schon zu einer Zeit in Aussicht genommen und in Durchführung begriffen war, als die Aktionen der l. u. l. Armee in Galizien durchaus günstig standen.

Ich hebe dies hervor, um jene Legenden zu berichtigen, die nach der Niederlage an der Marne bemüht waren, den erlittenen Mißerfolg auf das Unterstützungsbedürfnis der l. u. l. Armeen zurückzuführen.

Eine Legende, die in der deutschen Publizistik zum Nachteil des Verbündeten verbreitet wurde, gehässige Angriffe gegen Österreich-Ungarn zeitigte und sich auch später, selbst in ernst zu nehmenden Werken, erhalten hat.“

Übrigens stellte sich bald heraus, daß die nach dem Osten verschobenen deutschen Kräfte bloß zum Schutz Ostpreußens bestimmt waren, das nach dem Debakel des Generalobersten von Brittowik um jeden Preis vor einer russischen Invasion geschützt werden sollte.

Die Gestalt Hindenburgs taucht auf.

Unter dramatischen Umständen erscheint die markante Gestalt Hindenburgs auf der Bildfläche, um nicht nur im Weltkrieg, sondern auch über ihn hinaus zu einer scharf umrissenen Gestalt der Geschichte Europas im zwanzigsten Jahrhundert zu werden.

Die deutsche Kleinstadt Hannover. Man schreibt den 22. August 1914, Sonnabend, 3 Uhr nachmittags. Da bringt der Postbote einem pensionierten alten General, der sich Hannover zu seinem Pensionopolis erwählt hatte, eine Depesche.

Sie ist vom Großen Hauptquartier und hat folgenden Inhalt:

„Sind Sie geneigt, sofortige Betrauung zu übernehmen?“

Kaiser Wilhelm“.

Das Telegramm ist an den General a. D. Hindenburg gerichtet, der 1911 als kommandierender General des IV. Korps seine vorläufige Pensionierung erbeten hatte. Einige Minuten später brachte der Draht die Antwort des vierundsechzigjährigen Generals:

„Bin bereit. Hindenburg“.

Noch ehe die Antwortdepesche Hindenburgs das deutsche Hauptquartier erreicht hatte, traf schon eine neue Depesche aus dem deutschen Hauptquartier bei Hindenburg ein:

„Sie erhalten Armeeoberkommando. General Ludendorff wird sich bei Ihnen melden“.

Und bald darauf eine dritte Depesche:

„Sie übernehmen Oberkommando Ost, treten Kommando sofort an. Drei Uhr morgens trifft Sonderzug mit General Ludendorff im Bahnhof Hannover ein, von wo Sie zu zweit an den östlichen Kriegsschauplatz abgehen“.

Im Morgengrauen steht Hindenburg auf dem Bahnhof und denkt an seine erste Beförderung zurück, die er im Kampf gegen den jetzigen Waffenbruder Österreich erhalten hat.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 11. 8. 1930

Das nicht in Gefahr stand

Wie Ludendorff das Vaterland rettet. — Seine Berufung an die Ostfront. — Die Präludien der masurischen Katastrophe. — Der Dank Kaiser Wilhelm. — Tannenberglage oder Soldau.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten)

Es war 1866 bei Königgrätz. Zuerst allerdings bestand Hindenburgs Waffentat darin, daß er mit sechzig Grenadieren das Schlachtfeld nach Leichen absuchte und diese begrub. Aber ein paar Tage später stürmt er mit seiner Truppe, eine Kugel durchbohrt seinen Helm, er fällt einige Sekunden ohnmächtig zusammen, erhebt sich aber rasch, stürmt weiter und erobert fünf österreichische Kanonen.

22. September 1866. Große Siegesparade auf dem Flora-Platz in Berlin. Der junge Leutnant erhält den Roten-Adler-Orden IV. Klasse mit den Schwertern, aber er hat keine Nadel, die Dekoration zu befestigen, da heftet eine ältere Dame aus dem Publikum dem achtzehnjährigen Leutnant den Orden an die Brust.

1870. Der junge Offizier zieht mit seiner Truppe in Paris ein und nimmt an der Siegesfeier von Versailles teil, bei der das deutsche Kaiserreich proklamiert wird.

Jetzt ist er fünfzig Jahre Soldat, bereits drei Jahre in Pension, sein Sohn als Generalstabsoffizier bei seiner Truppe und nun harret auch seiner eine neue Aufgabe: An Stelle des Generalobersten von Bittowitz, der infolge seiner Kopflosgigkeit den Rückzug hinter die Weichsel anbefohlen und gleich darauf widerrufen hat, das Oberkommando über die deutsche Armee im Osten zu übernehmen.

Wie Ludendorff an die Ostfront gerufen wird.

Hindenburg weiß schon, daß ihm als Generalstabschef der junge General Ludendorff zugeteilt wird, von dessen Bravourstückchen bei der Eroberung Bittichs er aber noch nichts gehört hat.

Persönlich gekannt hat Hindenburg — wie auch Ludendorff bestätigt — bis zum 23. August, 3 Uhr früh, Ludendorff nicht.

Am 22. August marschirt Ludendorff noch mit seiner Truppe in der Richtung Namur. Plötzlich lauft ein Auto aus dem Koblenzer Hauptquartier mit Generalstabsobersten Kochoff die Front entlang und sucht in den Truppen der 2. Armee General Ludendorff. In der Kuriertasche Kochoffs schlummern zwei an Ludendorff gerichtete Briefe. Der eine vom deutschen Generalstabschef lautet:

„Herrn General Ludendorff!

Wir stellen Sie vor eine neue Aufgabe, die vielleicht noch schwerer ist, als es die Einnahme Bittichs war. Wir haben niemand, in den wir so unbedingtes Vertrauen setzen würden wie in Sie.

Sie können vielleicht noch unsere Situation im Osten retten.

Seien Sie nicht böse, daß ich Sie von einem Posten abberufe, auf dem wir vielleicht gerade jetzt vor einer entscheidenden Aktion stehen, die aber mit Gottes Hilfe wahrscheinlich ohnehin erfolgreich enden wird.

Sie müssen dem Vaterland dieses Opfer bringen.

Auch der Kaiser vertraut auf Sie.

Man kann Sie natürlich nicht dafür verantwortlich machen, was bereits geschehen ist, aber Sie können mit Ihrer Energie vielleicht das Schlimmste verhüten.

Erfüllen Sie daher diese neue Betrauung, die kaum einen würdigeren Soldaten treffen kann. Unser in Sie gesetztes Vertrauen kann nicht enttäuscht werden.

Moltke.“

Der zweite Brief des Generalquartiermeisters von Stein enthält genaue Anweisungen und schließt:

„Sie müssen also nach Osten. Das Staatsinteresse gebietet es. Die Aufgabe ist schwer, aber Sie werden sie erfüllen.“

In dem Brief wird Ludendorff noch mitgeteilt, daß er zum Generalstabschef der 8., der sogenannten Ostarmee, ernannt ist, deren Oberkommando Hindenburg übernimmt.

Am 22. August gegen 9 Uhr morgens trifft Kochoff den General bei seiner Truppe, Ludendorff steigt zu ihm ins Auto. Um 6 Uhr abends sind die beiden in Koblenz, wo sich Ludendorff gleich bei Moltke meldet.

„Eine glückliche Ehe“.

23. August 3 Uhr früh auf dem Bahnhof von Hannover. Auf dem Perron steht die uns allen wohlbekannte Gestalt Hindenburgs. Der Sonderzug fährt in die Halle, aus einem Abteil steigt Ludendorff, geht mit elastischen Schritten auf Hindenburg zu, salutiert und meldet sich. Die beiden steigen ins Coupé, bald darauf fährt der Zug nach Osten weiter.

Ludendorff schildert Hindenburg in knappen Sätzen die Lage der Ostarmee,

wie sie im deutschen Großen Hauptquartier nach den bisherigen Meldungen bekannt ist:

„Die eine Gruppe der deutschen Ostarmee hatte am 17. August bei Stallupönen, am 19. und 20. bei Gumbinnen siegreiche Angriffe gegen die unter dem Kommando des General Rennenkampff von Osten her vorstoßende russische Rjemen-Armee gerichtet. Während des Angriffes kam die Meldung, daß die russische Karew-Armee unter General Samsonow die deutsche Grenze bei Soldau überschritten habe. Bittowitz sah darin die Gefährdung seiner ganzen Armee, unterbrach das Treffen und meldete dem Großen Hauptquartier, er sei nun nicht mehr imstande, die Grenzen Ostpreußens östlich der Weichsel vor einem feindlichen Einbruch zu schützen. Diesen Entschluß billigte Moltke nicht, nach dessen Ansicht man vorher hätte versuchen müssen, die Armee Rennenkampff zu vernichten, ehe man die militärisch, wirtschaftlich und politisch so wichtige Provinz Ostpreußen preisgab. Infolge dieser gegensätzlichen Meinung wurde Bittowitz des Kommandos enthoben und nun warte auf den neuen Kommandanten Hindenburg die Aufgabe, die Pläne der deutschen Obersten Heeresleitung im Osten zu verwirklichen.“

Ludendorff schreibt über diese historische Begegnung in seinen Memoiren:

„Der General wartete auf dem Bahnhof in Hannover. Ich meldete mich bei ihm. Damals sahen wir einander zum ersten Male. Jede andere Darstellung gehört ins Reich der Legende.“

Am 23. August rollte der Sonderzug mit dem neuen Oberkommandanten und dem ihm zugeteilten Generalstabschef in Marienburg ein.

Ludendorff schreibt darüber:

„Am 23. August, 2 Uhr nachmittags, trafen wir in Marienburg ein, wo uns die Offiziere des Kommandos erwarteten. Die Situation hatte sich inzwischen geändert. Man war von dem Entschluß, bis hinter die Weichsel zurückzugehen, abgetommen. General Grünert, der Generalquartiermeister der 8. Armee, und General Hoffmann hatten in diesem Sinne gewirkt.“

Unser Empfang in Marienburg war frostig, als wäre ich aus einer anderen Welt gekommen: Bittich und der rasche Vormarsch im Westen — und hier diese gedrückte Stimmung.“

Auch Hindenburg spricht in seinen Memoiren von dem ersten Zusammentreffen mit Ludendorff. Er nennt diese Bekanntschaft „eine glückliche Ehe“.

„Man wußte immer gleich, woran man war.“

Nr.:

Auch Conrad von Höhendorf scheint sich in diese „glückliche Ehe“, soweit es eben ging, harmonisch als Dritter eingefügt zu haben. Denn er schreibt in seinen Erinnerungen:

„Im Verkehr mit Generalfeldmarschall von Hindenburg und General von Ludendorff wurden gemeinsame Fragen stets sofort entschieden; man wußte immer gleich, woran man war. Der Verkehr war rüchhaltlos und blieb auch bei Meinungsdivergenzen ungetrübt.“

Inzwischen wurde in der Tasche eines gefallenen russischen Offiziers eine wichtige Meldung gefunden, aus der hervorging,

daß die Armee Kennenkampf die Absicht hatte, mit nördlicher Umgehung der Masurischen Seen in der Richtung Reidenburg—Angerburg vorzustoßen, während die Rarew-Armee Samsonows einen Flankenangriff gegen die deutsche Armee in der Richtung Löben—Ortelsburg plante.

Gegen vierfache Übermacht!

„Was war gegen einen solchen konzentrischen Angriffsplan zu tun, dessen Gefahr weniger in seiner Kühnheit, als eher in der gewaltigen Übermacht der russischen Angriffsarmeen lag?“ so erwogen Hindenburg und Ludendorff.

Denn 800.000 Soldaten und 1700 Geschütze standen auf russischer Seite der deutschen Ostarmee gegenüber, die nur 210.000 Mann zählte und über wenig Artillerie verfügte.

„Unser Gegenplan“, sagt Hindenburg in seinen Memoiren, „war einfach. Gegenüber der dicht massierten Armee Samsonows stellten wir eine dünne Front auf, eine dünne, keine Schwache. Denn in dieser Front standen Männer mit stählernem Herz und stählernem Willen, hinter ihnen ihre Heimat, Weib, Kind, Eltern und Geschwister, all ihr Hab und Gut.“

Auf das 20. Armeekorps, auf launere wadere West- und Ostpreußen, fiel diese Aufgabe.

Wenn diese dünne Frontlinie sich unter dem Druck der feindlichen Massen auch biegen sollte, brechen durfte sie nicht!“

Während diese mittlere Gruppe kämpft, sollten zwei vollzählige Armeegruppen in zwei Flankenangriffen vorrücken. Von rechts die Gruppe des 1. Armeekorps, die mit Landwehr verstärkt war und deren Gros aus Söhnen der gefährdeten Provinz bestand. Von links die Truppen des 18. Korps, die sich ebenfalls dessen bewußt waren, daß es das zu schützen galt, was ihr Leben lebenswert machte.

Es handelte sich nicht um einen einfachen Sieg, die Armee Samsonows mußte vernichtend geschlagen werden.

Nur so konnte man freie Hand gegen Kennenkampf gewinnen, der Ostpreußen mit Feuer und Schwert verheerte.“

Schlacht auf 100 Kilometer Front!

Der 26. August war der erste Tag jenes mörderischen Ringens, das von Reidenburg bis Bischofsburg entbrannte. Nicht in eng aneinander grenzenden Frontabschnitten, sondern in Teilgefechten, nicht in geschlossenem Verein, sondern in unregelmäßig aufeinanderfolgenden Gefechtsserien entwickelte sich das Drama,

dessen Schauplatz ein Frontabschnitt von mehr als hundert Kilometer Länge war!

Am rechten Flügel dringt General Francois mit seinen waderen Ostpreußen vor und nimmt die wichtigsten Stellungen im Sturm.

Auch der General der Artillerie Scholtz befreit sich mit seinem prächtigen Armeekorps allmählich aus der Umklammerung des Defensivkrieges und geht zur Offensive über. Schon am ersten Tag, bei Bischofsburg, ist das Ringen erbittert. Bis zum Abend verrichten die Unsern grandiose Arbeit.

Mit wichtigen Schlägen zertrümmern die Truppen Mackensen und Below (das 17. Korps und das 1. Reservekorps) den rechten Flügel der Armee Samsonow, der bis Ortelsburg zurückweicht.

Die Bedeutung dieses Vorstoßes kann augenblicklich nicht übersehen werden. Jedenfalls rechnen die Kommandanten für den nächsten Tag mit erneutem, heftigem Widerstand.

Da zeigt sich plötzlich von Seiten der Armee Kennenkampf unerwartete Gefahr. Es wird gemeldet, daß eines seiner Armeekorps über Angerburg vorgestoßen sei.

Wird uns dieses Armeekorps nicht in den Rücken kommen?

Es treffen auch beunruhigende Meldungen von starken, russischen Kavalleriebewegungen ein.

Es konnte nicht festgestellt werden, ob dieser Kavallerie auch Infanterie folgte.

Die Krise auf dem Höhepunkt.

„Das Gefecht“ setzt Hindenburg seine Schilderung der Schlacht von Tannenberg fort, „war auf dem Höhepunkt der Krisis angelangt. Uns bedrückte die Frage,

was geschieht, wenn sich angesichts der erdrückenden Übermacht des Feindes die Entscheidung noch Tage hinauszieht?

Wäre es nicht besser, unsere Truppen gegen Kennenkampf zu verstärken und gegen Samsonow nur halbe Arbeit zu leisten? Wäre es nicht klüger, den Versuch, die Rarew-Armee zu vernichten, zu unterlassen, um die Vernichtung der eigenen Armee zu verhindern?“

Hindenburg verscheucht die peinigenden Gedanken und

bleibt bei seinem ersten Entschluß, die Entscheidung mit aller Kraft im Angriff zu suchen.

Die Losung für die Schlacht von Tannenberg lautet also deutscherseits:

„Rechter Flügel: unaufhaltsam vorwärts, Richtung Reidenburg! Linker Flügel: um vier Uhr früh mit aller Energie vorwärts!“

Kennenkampf will nichts sehen!

Am zweiten Tag der Schlacht von Tannenberg, am 27. August, stellt sich heraus, daß der Sieg des 17. Armeekorps Mackensen und des 1. Reservekorps Below am Tage vorher bei Bischofsburg ein durchschlagender Erfolg gewesen war. Der Feind zieht sich vom Schlachtfeld nicht zurück, sondern er flüchtet!

Es stellt sich ferner heraus, daß die angeblich im Rücken der deutschen Armee bei Angerburg gesichteten Truppen Kennenkampfs nur in der Phantasie eines deutschen Fliegeroffiziers existierten, in Wirklichkeit rückte Kennenkampf langsam in der Richtung Königsberg vor.

Sah Kennenkampf nicht oder wollte er nicht sehen, daß der rechte Flügel der Armee Samsonow sich in äußerster Gefahr befand und auch die Katastrophe für den linken Flügel dieser Armee unaufhaltsam wurde?

An diesem Tag, am 27. August, nahmen die Generale Francois und Scholz die feindlichen Stellungen bei und nördlich Njau im Sturm und schlugen auch die nach Süden vordringenden russischen Truppen.

Am 29. August ist das Gros der russischen Hauptmacht bei Hohenstein endgültig vernichtet. Um viele tausend russische Soldaten beginnt sich der Ring zu schließen.

„Viel Heidenblut“, zollt Hindenburg dem Gegner in seinen Memoiren Anerkennung, „würde auch in dieser aussichtslosen Lage für den Zar und die Waffenehre vergossen, aber die Schlacht ist schon entschieden!“

Kennenkampf marschirt ruhig weiter in der Richtung Königsberg. Samsonow ist verloren, auch wenn sein Kamerad jetzt die Situation erkennen würde!

„Wir sind schon in der Lage“, setzt Hindenburg fort, Truppen aus der Kampflinie herauszuziehen, um unsere vernichtende Operation: die vollständige Einkreisung des breiten Bedens Reidenburg—Willenberg—Passenberg zu vollenden, jenes Bedens,

in dem sich der verzweifelte Führer der geschlagenen russischen Armee, General Samsonow, eine Kugel durch den Kopf jagte!“

Die wachsende Zahl der Massen russischer Kriegsgefangener rekrutiert sich meist aus diesem eingekreisten Beden.

Am 30. August macht der Feind noch einen letzten verzweifelten Versuch, sich der Umklammerung zu entziehen, aber der 31. August ist für die deutschen Truppen der Erntetag.

Das deutsche Oberkommando Ost überlegt sich bereits,

wie es die Operation weiterführen solle, Kennenkampf will sich auf die Ausgangslinie zurückziehen.

70.000 Gefangene, darunter 300 Offiziere!

Unsere Zeitungen melden am 2. September 1914:

„Berlin, 1. September. (Korr.-Bur.) Das Große Hauptquartier meldet vom 31. August: Im Osten ist der gemeldete Sieg der Armee des Generalobersten von Hindenburg von weitaus größerer Bedeutung als zuerst übersehen werden konnte. Trotdem neue feindliche Kräfte über Reidenburg eingriffen, ist die Niederlage des Feindes eine vollständige geworden. Drei Armeekorps wurden vernichtet, 60.000 Gefangene, darunter zwei kommandierende Generale, viele Geschütze und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen.

Die noch im nördlichen Ostpreußen stehenden russischen Truppen haben den Rückzug angetreten.

b. Stein, Generalquartiermeister.“

Und einem Nachsatz:

„Nach weiteren Mitteilungen des Hauptquartiers ist die Zahl der Gefangenen in der Schlacht von Gilsenburg-Ortelsburg noch größer als bisher bekannt war. Sie beträgt 70.000 Mann, darunter 300 Offiziere. Das gesamte Artilleriematerial der Russen ist vernichtet.“

Der Dank Kaiser Wilhelms.

Ganz anders lauten die Tagesberichte, die Hindenburg dem deutschen Kaiser vorlegen kann als jene, die Hohenbors an Franz Josef zu richten gezwungen ist.

Hohenbors düsteren Berichten über die Potiorek-Niederlage steht trotz der Tagesbericht Hindenburgs vom 31. August 1914 an Kaiser Wilhelm gegenüber:

„E. M. melde ich alleruntertänigst, daß ich am gestrigen Tage den Einkreisungsring um den größten Teil der russischen Armee geschlossen habe. Die Armeekorps 13., 15. und 18. sind vernichtet. Bisher ungefähr 60.000 Gefangene, darunter die kommandierenden Generale des 13. und 15. Korps, die Geschütze stecken noch in den Wäldern, wir suchen sie jetzt zusammen. Die Kriegsbente ist noch nicht zu überblicken, aber außerordentlich groß. Die außerhalb des Ringes stehenden russischen Armeekorps 1 und 6 sind arg mitgenommen und ziehen sich fluchtartig zurück.“

Der Dank Kaiser Wilhelms bleibt nicht aus. Er ernannt General Hindenburg telegraphisch zum Generalobersten, verleiht ihm das Eisenerne Kreuz erster Klasse und schreibt im Telegramm:

„Durch den in dreitägiger Schlacht errungenen vollen Sieg über die russische Übermacht erwarb sich die Armee für immer den Dank des Vaterlandes....“

Wilhelm I. R.“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 18. 8. 1930

Was nach in "Höfer" stand

Wie der russische "Höfer" die Schlacht von Tannenberg meldet. — Zusammenhänge zwischen der Schlacht von Tannenberg und der Feindschaft zwischen der russischen Armee und der deutschen Armee. — Der Grund von Samsonow. — Vom Mukdener Bahnhof ins Massengrab von Willenberg.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten.)

Bis heute wird als eines der stärksten Argumente wider den Krieg und seine Greuel erwähnt, daß gerade in der Schlacht von Tannenberg Tausende von Menschen auf die grausamste Art ums Leben gekommen seien. Hindenburg habe die Russen herdenweise in die Masurischen Sümpfe getrieben, wo sie elendiglich erstickt seien.

Ludendorff berichtigt in seinen Memoiren die historische Lüge von den Masurischen Sümpfen und verzeichnet auch den Selbstmord Samsonow's. „Am 29. August“, schreibt Ludendorff, „erschien ich auf dem Schlachtfeld, das auf mich einen tiefen Eindruck machte. Unsere eigenen Truppen und die Massen der russischen Kriegsgefangenen waren eng aneinander gepreßt. Es kostete große Mühe, Ordnung zu schaffen.“

Die Schlacht neigte sich ihrem Ende zu. Einzelne russische Truppen versuchten zwar noch durchzubrechen, und noch am 30. gab es heftige Schärmzettel, am Sieg konnte nichts geändert werden.

General Samsonow erschöpfte sich. Nicht weit von Willenberg wurde er mit anderen nicht identifizierten Gefallenen in einem Massengrab beerdigt, weil man ihn nicht erkannte. Bloß ein Medaillon wurde ihm abgenommen und auf Grund dieses Medaillons stellte Samsonow's Gattin, die in Kriegsgefangenenangelegenheiten gerade in Deutschland weilte, fest, daß in diesem Grab Samsonow ruhe.“

„Außer einer großen Anzahl an Gefangenen und Kriegsmaterial“, bemerkt Ludendorff, „erlitten die Feinde auch große Verluste an Toten und Verwundeten.“

Dagegen gehört es ins Reich der Phantasie, daß wir die Russen zu Tausenden in die Sümpfe getrieben hätten, wo sie elendiglich umgekommen seien. In der ganzen Gegend gab es überhaupt keine Sümpfe!“

Man geht nicht fehl, wenn man die bereits legendär gewordenen erstickten russischen Massen in den Masurischen Sümpfen auf die Ausschmückung der durch die Zensur ansonsten auf knappe Ration gesetzten Kriegsberichterstatte-Telegramme zurückführt, denn schon am 30. August meldet der Kriegsberichterstatte des „Berliner Tageblatt“:

„Die Russen wurden durch die deutschen Truppen von drei Seiten gefaßt und in die Masurischen Sümpfe und Seen geworfen.“

Die Taufe auf „Schlacht von Tannenberg“.

Ludendorff schlägt vor, diesen Sieg „Die Schlacht von Tannenberg“ zu taufen, gleichsam um eine historische Scharte auszuwehen.

Denn bei Tannenberg, einem kleinen Dorf 35 Kilometer nördlich von Soldau, hatte 1410 der polnische König Ladislaus V. den deutschen Ritterorden vernichtend geschlagen; der erste entscheidende Sieg des Slawen über das Germanentum.

Mit um so größerer Inbrunst sangen Hindenburg und Ludendorff in der protestantischen Kirche von Allentstein „Großer Gott, wir loben dich!“

Diese scheinbar unbedeutende Episode, der Ludendorff in seinen Memoiren keine wesentliche Bedeutung beimißt, wirkt um so charakteristischer, weil man sieht, daß die verschrobener Germanenkult-Ideen, denen Ludendorff jetzt ganz verfallen ist, schon damals in seinem Hirn nisteten.

Übrigens bekam Ludendorff nach dem Sieg bei Tannenberg das Eisenerne Kreuz zweiter Klasse.

Bei den Russen: „Die Schlacht von Soldau“

Die russischen Chroniken verzeichneten die Schlacht von Tannenberg geographisch richtiger als die Schlacht von Soldau.

Wie die Nachricht von dieser vernichtenden Niederlage auf die Russen wirkte, davon legt das Tagebuch des französischen Botschafters in Petersburg Paleologue beredtes Zeugnis ab:

30. August. Wie ich heute morgen in das Arbeitszimmer des russischen Außenministers Sasonow trete, sehe ich bestürzt sein düsteres und verzweifelltes Antlitz.

„Was gibts Neues“, frage ich.

„Nichts Heiteres“, antwortete Sasonow.

„Geh's in Frankreich schief?“

„Die Deutschen nähern sich Paris.“

„Ja, aber unsere Truppen sind intakt und ihre Stimmung ist ausgezeichnet. Ich rechne damit, daß sie lehr machen ... und die Schlacht von Soldau?“

Sasonow preßt die Lippen zusammen und ich weigt mit düsterem Blick.

Ich frage aufs neue: „Schlappe?“

„Eine große Katastrophe“, antwortet Sasonow flüsternd, „aber man darf nicht darüber reden. Großfürst Nikolaus will, daß man die Sache erst in einigen Tagen erfährt. Sie wird sich ohnehin viel zu früh und allzurash verbreiten. Denn unsere Verluste sind grauenhaft.“

Paleologue fährt fort: Ich bitte ihn um Einzelheiten, er antwortet, daß er keine genauen Nachrichten habe.

„Samsonow's Armee ist vernichtet. Das ist alles, was ich weiß!“ sagt Sasonow.

Nach kurzem Stillschweigen fügte er ungewollungen hinzu: „Wir waren Frankreich dieses Opfer schuldig, weil es sich als ein so zuverlässiger Bundesgenosse erwiesen hat!“

Nach dieser plastischen Schilderung heißt es im Tagebuch Paleologues weiter:

31. August. Bei Soldau verloren die Russen 110.000 Mann, 20.000 Tote oder Verwundete und 90.000 Gefangene. Die Armeekorps XIII und XIV, die an der Schlacht teilgenommen hatten, wurden eingekreist, das ganze Artilleriematerial vernichtet. Die Offensive russischerseits war überhastet. Die Hauptursache der Niederlage war die ungenügende Konzentrierung der Truppen und die großen Transport-schwierigkeiten auf diesem von Flüssen und Seen zerschnittenen und mit dichten Wäldern besäten Gebiet.

Ja es scheint sogar, daß auch eine verfehlte strategische Bewegung die Katastrophe vergrößert hat: General Artamanoff, der Führer des linken Flügels, zog sich zwanzig Werst zurück, ohne General Samsonow zu verständigen.

Auch Paleologue gibt einen historischen Rückblick auf die Schlacht von Soldau anno 1410 und bemerkt:

„Die Revanche der Deutschen, die 504 Jahre auf sich warten ließ, war um so schrecklicher!“

Daß man auch russischerseits das Verschleiern und Verschweigen von Niederlagen verstand, beweist das *Com-muniqué* des russischen Generalstabs über die Schlacht von Soltau, das erst am 2. September in den Zeitungen erschien und folgendermaßen lautete:

„Im südlichen Teil Ostpreußens griffen die Deutschen mit großer Übermacht zwei unserer Armeekorps an, die empfindliche Verluste erlitten. General Samsonow ist gefallen.“

Aber auch in Rußland hatten die amtlichen Zügel kurze und die Gerüchte lange Beine. So verzeichnet auch *Paleologue* in seinem Tagebuch, daß diesem amtlichen *Communiqué* allerhand Gerüchte vorausgeeilt waren, die die wirklichen Zahlen der Verluste noch übertrieben. In Petersburg gab man sich flüsternd von Mund zu Mund, General Rennenkampff habe Verrat begangen und die ganze Niederlage sei darauf zurückzuführen, daß die Deutschen mit Personen aus der engeren Umgebung des russischen Kriegsministers Suchomlinow in Fühlung standen.

Die Gerüchte behaupteten aber auch, General Samsonow sei nicht gefallen, sondern habe Selbstmord verübt, weil er die Niederlage seiner Armee nicht überleben wollte.

Die verhängnisvolle Schlacht von Liantschang.

Schon während der Schlacht von Tannenberg schien es den deutschen Heerführern unbegreiflich, warum Rennenkampff der Armee Samsonows nicht zu Hilfe eilte und so wenigstens die Katastrophe verhinderte.

General Max Hoffmann gibt über die Hintergründe der russischen Niederlage frappante Aufschlüsse. Es ist beinahe eine Parallele zu der Eifersüchtelei zwischen Conrad von Höhendorn und Potiorek, nur mit dem Unterschied, daß die gemilderte objektive Form der Prestigepolitik Höhendorns weitaus kleinere Folgen hatte, während die großen Dimensionen des Ringens im Norden, verbunden mit anderen Umständen, die Eifersüchtelei zwischen Rennenkampff und Samsonow geradezu niederschmetternd für die Russen ausgehen ließ.

General Hoffmann sagt in seiner Kritik:

„Es taucht die Frage auf, warum General Rennenkampff Samsonow nicht zu Hilfe geeilt ist, obgleich ihn Samsonow durch Funkpruch wiederholt dazu aufgefordert hat.“

Auch die allergeringste Intervention Rennenkampffs hätte die Katastrophe von Tannenberg verhindern können.

Die Erklärung, daß die Truppen Rennenkampffs in der Schlacht bei Gumbinnen schwere Verluste erlitten hätten, ja, daß einzelne Truppenteile auf die Hälfte reduziert worden seien und deshalb nicht hätten eingreifen können, ist keine genügende Erklärung für das passive Verhalten Rennenkampffs. Militärisch genügt auch die Begründung nicht, Rennenkampff sei dahin informiert gewesen, als ob die deutsche Ostarmee in der Richtung Königsberg zurückgehe und er sich einem Platanenangriff der Königsberger Armee ausgesetzt hätte, wenn er Samsonow zu Hilfe geeilt wäre.

„Ich muß daher“, schreibt General Hoffmann, „das Gerücht erwähnen, das man nicht völlig bezweifeln kann, wonach Rennenkampff aus persönlicher Antipathie Samsonow nicht zu Hilfe kommen wollte.“

Wir müssen natürlich voraussetzen, daß er sich über die Tragweite seiner Entschlebung und über die Dimension der Niederlage, von der Samsonow betroffen wurde, nicht ganz im klaren war.

Daß zwischen diesen beiden Heerführern persönliche Feindschaft bestand, davon weiß ich. Diese Feindschaft entsprang der Schlacht von Liantschang während des russisch-japanischen Krieges. Samsonow verteidigte mit einer sibirischen Kavaleriedivision die Kohlenbergwerke von Bentau, war aber trotz der heldenhaften Bravour seiner Soldaten gezwungen, sich zurückzuziehen, weil Rennkampff mit seinen Truppen am linken Flügel der russischen Armee trotz wiederholter Befehle untätig blieb.

Augen- und Ohrenzeugen erzählten mir, daß nach der Schlacht auf dem Bahnhof von Mulden zwischen den beiden Generalen eine heftige Debatte abgeführt wurde.“

Übrigens erinnert sich auch Ludendorff, daß Hoffmann, als man sich noch während der Schlacht von Tannenberg im deutschen Ostkommando über die Haltung Rennenkampffs den Kopf zerbrach, ihm diese Episode erzählte.

Brittwik hätte es nicht gekonnt!

General Hoffmann erörtert noch die Frage, ob der Sieg von Tannenberg auch unter dem früheren Kommandanten der Ostarmee, von Brittwik, errungen worden wäre und beantwortet sie folgendermaßen:

„Ich glaube ja, wenn auch nicht mit dem gleichen rasanten Erfolg, denn das alte Oberkommando verfügte nicht über die entsprechende Energie. Gleich zu Beginn der Übernahme des Kommandos durch Hindenburg kam es zu Reibereien zwischen der neuen Leitung und General Francois, und ich weiß nicht, ob das frühere Kommando diese so rasch erledigt hätte wie Ludendorff. Schließlich weiß ich nicht, ob die Nerven der früheren

Leitung hindurch der zermürbenden Frage widerstanden hätten: Wird sich Rennenkampff gegen uns wenden oder nicht?“

Über Hindenburg und Ludendorff sagt Hoffmann:

„Hindenburg war außerhalb seines Kommandobereiches ein ziemlich unbeschriebenes Blatt, ich selbst war ihm noch nie begegnet. Ludendorff hingegen hatte schon damals in Generalstabskreisen einen guten Namen. Von seinem Bravourstückchen bei der Einnahme von Lüttich sprach man in der ganzen Armee.“

Auch Höhendorn vernimmt aufatmend vom deutschen Sieg bei Tannenberg. Nun endlich, denkt er, werden ihm die Deutschen in Galizien zu Hilfe kommen. Er irrt. Hindenburg hat vor allem eine Aufgabe vor sich: Ostpreußen von den Russen zu säubern, und in Galizien wiederholte sich das Debatel von Ostpreußen — wie dort Brittwik, so konterkariert hier General Brudermann die Pläne des Generalstabschefs, ein Debatel und die Enthebung Brudermanns vom Kommando sind die unmittelbaren Folgen.

Wie die Schlacht bei Lemberg verloren wurde. — Warum die dritte Armee versagt. — Das Ende Brudermanns.

Während Hindenburg bei den Masurischen Seen eine russische Armee vernichtet, wälzt sich die russische Dampfwalze unaufhaltsam gegen Österreich. Die Russen haben den deutschen Kriegsschauplatz zum Nebenkriegsschauplatz erklärt und richten die ungeheure Wucht ihrer Stoßkraft gegen die Armee der Monarchie. Drei Armeen unter Führung der Generale Ruzki, Swonow und Brussilow marschieren nach Galizien.

Einer halben Million unserer Soldaten stehen anderthalb Millionen Russen gegenüber.

Conrad weiß, daß er mit deutscher Hilfe vorläufig nicht rechnen kann. Aber die Armee Auffenberg ist aus dem nordöstlichen Winkel Galiziens weit nach Polen vor-

gedrungen und diese Armee hämmert auf die russischen Massen ein, die gegen Lemberg vorrückten. Wenn die zweite Armee Böhn-Ermolli, derentwegen der Kompetenzstreit zwischen Conrad und Potiorek ausbrach, aus Serbien in Galizien eingetroffen sein wird, dann hämmert diese Armee von der andern Seite auf den russischen Block ein, der sich gegen Lemberg vorschleicht.

Beinahe hätte die Rechnung gestimmt. Wenn nicht unerwartet bei der dritten Armee unter Führung Brudermanns ein Dehikel eingetreten wäre. Brudermanns Armee hatte den Befehl, die aus Podolien vorrückenden russischen Truppen aufzuhalten. Das klügste wäre in seiner Lage, eine zäh aushaltende und langsam zurückweichende Defensiv gewesen. Aber Brudermann sieht zu seinen beiden Seiten Auffenberg und Danil unaufhaltbar vorrücken, vielleicht lassen ihn die Siegeslorbeeren der beiden nicht schlafen, vielleicht gehen die Nerven mit ihm durch, er beginnt eine übereilte Offensive, ehe seine Truppen auf dem zum Ausgangspunkt der Aktion ausersehenen Terrain vollzählig versammelt sind, wirft seine Truppen einzeln ins Gesicht und wird geschlagen. Die Schlacht bei Lemberg wird nicht der große entscheidende Sieg, den Höhendorf errechnet hat. Das Fazit ist, daß Brudermann gehen muß.

Das verhängnisvolle Telephongespräch.

Höhendorf erklärt in seinen Memoiren, er sei über die Lage der dritten Armee falsch orientiert worden. Hätte er die wirkliche Lage gekannt, dann wäre die Erlaubnis zum Beginn der Offensive sicher nicht erteilt worden.

Höhendorf schreibt darüber: „Daß es meine Absicht war, dem feindlichen Angriff durch einen kurzen Vorstoß von etwa sechs bis sieben im Höhenterrain südlich Unterwalden, westlich der Gnila Lipa, bereitzustellenden Divisionen zu begegnen, ist schon wiederholt erwähnt. Es kam mir daher vor allem darauf an, diese Bereitstellung sichergestellt zu wissen,

um so mehr, als ich zwischen meiner Anschauung und jener des dritten Armeekommandos eine Differenz vermutete. Denn während ich einen begrenzten, mit vorher versammelten, gefechtsmäßig bereitgestellten Kräften geführten Gegenstoß beabsichtigte, hatte das dritte Armeekommando eine Offensive mit weiter gesteckten räumlichen Zielen im Auge.

Der Chef der Operationsabteilung, Oberst Meßger, war hierüber im telephonischen Gespräch mit dem Generalstabschef des dritten Armeekommandos, Oberst Rudolf

Pfeffer, der den vom dritten Armeekommando beabsichtigten weitergehenden Vorstoß befürwortete.

Meßger trat plötzlich auf mich zu, sagte, daß er mit Pfeffer zu keiner Einigung gelangen könne, und bat mich, selbst an das Telephon zu gehen und mit Oberst Pfeffer zu sprechen. Leider tat ich dies.“

(Höhendorf bemerkt hierzu: „In der Folge vermied ich möglichst derartige direkte Gespräche und hielt auch für solche den Dienstweg durch den Chef der Operationsabteilung oder ein ihn vertretendes Organ ein.“)

„In dem nun folgenden Gespräch“, fährt Höhendorf fort, „orientierte ich mich zunächst über die Lage bei der dritten Armee. Ich gab meiner Voraussetzung Ausdruck, daß in der Linie Olinianth—Fersjow, und zwar hauptsächlich im Höhenterrain südlich der großen Straße sieben Divisionen bereitgestellt seien, um einen entscheidenden Schlag führen zu können, ich es daher mißbilligen müsse, daß, wie ich höre, nur fünf Divisionen sich im Höhenterrain befänden. Ich fragte dann: „Sind alle drei Divisionen des dritten Korps auf den Höhen oben?“ — Pfeffer antwortete: Ja.“ — (Unter anderm hat dieses „Ja“ die Schlacht von Lemberg entschieden. Denn, wie Höhendorf in einer Fußnote mitteilt, war dies tatsächlich nicht der Fall.)

Die Schlacht an der Weichsel.

Es jähren sich zum zehnten Male die schicksalsschweren Tage des August 1920, an denen die brausenden Flutwellen der russischen Revolution an den Grenzen Ostpreußens einschlugen und die roten Fahnen der bolschewistischen Umwälzung ins Herz Europas im Sturm aufgetragen werden sollten.

Im Frühjahr 1920 gelang es den Führern der russischen roten Armee, ihre gefährlichsten Gegner im Bürgerkrieg zu vernichten. General Judenitsch wurde in der Nähe von Petrograd aufs Haupt geschlagen. Bis in die entferntesten Gegenden des östlichen Sibiriens wurden die Truppen des Admirals Kolttschak von der roten Armee verfolgt, der Admiral selbst gefangen genommen und standrechtlich erschossen. Im Süden Rußlands kam die mit großen Aussichten auf Erfolg eingeleitete und von allen alliierten Regierungen unterstützte Offensive des Generals Denikin zum völligen Zusammenbruch. Das ganze unermessliche Rußland mit Ausnahme der Krim-Halbinsel, wo die Überreste der weißen Truppen unter General Wrangel sich verschanzt hatten, stand unter der Herrschaft der bolschewistischen Kreml-Machthaber. Hoch im Zenith stand die Popularität Trozki's. Die baltischen Staaten, vor die Tatsache der Behauptung des Sowjetregimes gestellt, begannen Friedensverhandlungen mit den Abgesandten der Moskauer Regierung.

Zu dieser Zeit entschloß sich Pilsudski, der Nationalheld des aufstehenden Polens, zu einem Babanquespiel. Er überlegte sich, daß sein großer östlicher Nachbar von den Verwüstungen des Bürgerkrieges, von den Wirren der Revolution nahezu gänzlich erschöpft darniederliege. Die Industrie des Riesenreiches, sein Transportwesen befanden sich im Zustand größter Zerrüttung. Die rote Armee, die sich im Kampf gegen die weißen Truppen der Restauration siegreich durch-

setzen konnte, war, nach Meinung polnischer Militärautoritäten und deren französischer Ratgeber, nicht imstande, dem Ansturm einer auf europäischer Grundlage von französischen Generalstäblern organisierten polnischen Kerntruppe standzuhalten.

Mit einem wuchtigen, gut vorbereiteten Schlag sollte die dünne südwestliche Front der roten Armee an der polnisch-ukrainischen Grenze durchbrochen werden. Das Beispiel von Madensens Durchbruch bei Gorlice im Frühjahr 1915 mit seinen für die russische Kriegführung katastrophalen Auswirkungen stand vor den Augen der polnischen Kriegspartei. Nach der plötzlichen Überumpelung der roten Front sollte die ganze Ukraine von den polnischen Truppen besetzt werden. Der alte Traum der polnischen Patrioten — Großpolen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer — sollte mit einem Schlag verwirklicht werden. Ukraine — die Kornkammer Rußlands, mit ihrem großen Reichtum an Naturschätzen, an Kohle, Eisen, Mangan usw. — sollte zum Bestandteil eines sich über immens fruchtbare Gebiete des östlichen Europas ausdehnenden polnischen Imperiums werden. Auf den Ruinen der roten Moskowiterherrschaft sollte das große polnische Reich seine siegreiche weiß-rote Fahne pflanzen. Der mögliche Gewinn war ungeheuer groß und schien leicht erreichbar. Der Einsatz lohnte. Das abenteuerliche Kriegsspiel begann. In den ersten Maitagen 1920 durchbrachen plötzlich die polnischen Truppen mit Hilfe von einigen sowjetukrainischen Regimentern, die zu Polen überliefen, die rote Front an der wolyhynischen Grenze. Die Armee Pilsudskis drang im siegreichen Vormarsch bis ins Herz der Ukraine, deren Hauptstadt Kiew besetzt wurde. Der Traum Pilsudskis schien sich schnell und fast widerstandslos zu verwirklichen.

Dann aber geschah ein Phänomen, mit dem die polnische Kriegspartei nicht gerechnet

hatte. Das von dem bolschewikischen Regime unterdrückte Nationalgefühl des russischen Volkes erwachte. Generale und Offiziere der alten Armee stellten sich der Sowjetregierung zur Verfügung. Kosakenregimenter, die noch vor kurzem gegen die rote Herrschaft kämpften, wandten sich gegen den polnischen Angreifer. Die unzufriedenen und verfolgten russischen Intellektuellen proklamierten die Notwendigkeit der Niederwerfung Pilsudskis. Sogar ein Teil der russischen Emigranten stellte sich auf die Seite der Sowjetregierung, deren Kampf ihnen eine lebenswichtige nationale Sammlungstat zu sein schien.

Das Blatt wendete sich schnell. Die jungen, wenig erprobten und nur zum blitzartigen Schlag ausgerüsteten polnischen Truppen erwiesen sich nicht fähig, das erbeutete Territorium zu halten. Ein panikartiger Rückzug begann. Die roten Armeen verfolgten den Feind auf breiter Front. Die Ukraine wurde gesäubert, die kosakischen Reiterregimenter Budennys drangen in Galizien ein und näherten sich Lemberg. Litauen wurde überflutet, Wilna, Minsk, Bialystok, Brest-Litowsk besetzt, die ostpreussische Grenze erreicht. Vor den Toren Warschaws standen die roten Divisionen. Das Gespenst einer auf roten Bajonetten ins Herz Europas getragenen Revolution stand vor ihren Augen. Die Auswirkungen des roten Sieges auf Deutschland drohten das ganze Gebäude des Versailler Friedensvertrages umzustossen. Die englische Diplomatie bemühte sich fieberhaft, dem Vordringen der russischen Armee einen Damm entgegenzusetzen. Lord Curzon schlug einen sofortigen Waffenstillstand vor, der den Russen die Demarkationslinie Bialystok—Grajewo, das heißt eine direkte Verbindung mit Ostpreußen, sicherte. Dieser Vorschlag wurde von Lenin abgewiesen. Die Sowjetmachthaber schienen ihrer Sache sicher zu sein.

Inzwischen organisierte der französische General Weygand den polnischen Gegenstoß. Die russische Front wurde bei der Verfolgung des Gegners zu ausgedehnt und loderte sich. Die Zerrüttung des Transportwesens bereitete dem Nachschubdienst und der Verproviantierung der weit vorgedrungenen Armee fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Die ausgedehnte rote Armee wurde vor den Toren Warschaws an ihrem rechten Flügel erfaßt und von einer verhältnismäßig kleinen polnischen Sturmtruppe zurückgeworfen. Der Ansturm der bolschewikischen Revolution wurde aufgehalten. Der darauffolgende Friede von Riga hat die Grenze Polens weit nach Osten verlegt, die Grenzverbindung von Rußland und Deutschland wurde verhindert.

Das Schicksal Osteuropas wurde damit für Jahre hinaus besiegelt. Das System von Versailles konnte befestigt werden. Die Be-

deutung der roten Niederlage an der Weichsel für die weitere politische Entwicklung Europas war ungeheuer. Es muß aber auch gesagt werden, daß der Traum der polnischen

Kriegspartei von einem großpolnischen Reich gleichzeitig zerrann. Ihr letztes Wort hat die Geschichte aber auch in diesem Teil Europas noch nicht gesprochen.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 1. 9. 1930

Nach dem Kriege.

Seinem großen, mit Beifall aufgenommenen Werk „Die Weltkrisis 1916 bis 1918“ ließ Winston S. Churchill einen Schlußband (Nach dem Kriege. Amalthea-Verlag, Wien) folgen, der die großen Schwierigkeiten darlegt, die mit der Liquidierung des Weltkrieges verbunden waren. Schon das Vorwort faßt dies in die Worte zusammen: „In keiner Epoche meines öffentlichen Lebens waren die Staatsgeschäfte so schwierig wie in diesen Nachkriegsjahren. Die Ereignisse überstürzten sich in härmischer Folge. Die Leute waren müde und verdrossen. Die Gewalt war vererbt, die Wohl-

fahrt gestrandet und Geld eine wachsende Sorge. Es war nicht leicht, die eigene Fassungskraft den neuen Dimensionen anzupassen, vielmehr hart, sich eingestehen zu müssen, daß ein alle Hoffnungen übersteigender Sieg zu nichts anderem führte als zu Schwäche, Mißvergnügen, Zwist und Enttäuschung. Deshalb sei der Verfasser bestrebt, die Ungenügsamkeiten und Fehler jener Männer, die an der Spitze eine schwierige Stellung einnahmen, mit besonderer Unbefangenheit zu beurteilen.

In den Grenzen der vierzehn Punkte sollte verhandelt werden. Die Welt weiß heute, was aus den vierzehn Punkten geworden ist. Bald erhoben sich die Forderungen: „hängt den Kaiser, schafft die Wehrpflicht ab, laßt den Deutschen bis zum letzten Pfennig zahlen.“ Ein Minister erhebt sich: „Wir werden die deutsche Zitrone auspressen, bis die Kerne quieken.“ Die jährliche Zahlung der Besiegten (also vor allem Deutschlands, denn Österreich ist zur Auflösung bestimmt) war von dem englischen Bankgouverneur ursprünglich auf die jährlichen Zinsen von 24.000 Millionen Pfund angesetzt. Es folgen nun in der Darstellung: die Demobilisierung, die Schilderung der russischen Zustände, bezeichnet durch die Worte „Rußland verloren“, dann der Fall Wilsons, der Völkerbund, die deutsche Revolution, die Friedensverträge usw.

Man hat in deutschen Kreisen die früheren Bücher Churchills nicht ungünstig beurteilt, fand er doch für Deutschland hier und da ein gutes Wort. Hier klingt, genau gesehen, seine Stimme nicht anders als die seiner übrigen Landsleute. Man darf eben neben manchem Guten, das dieses

Buch bietet, die Irrtümer nicht vergessen, die es enthält. Wer zum Beispiel das Schlußkapitel liest, findet alle die Vorwürfe wieder, die dem Deutschen Reich als dem Alleinschuldigen am Weltkrieg gemacht werden. Kaum ein Satz, der unanfechtbar wäre: „Es hätte keinen Weltkrieg gegeben, hätte Deutschland nicht an Rußland den Krieg erklärt und dann Belgien zertrampelt... Niemand hätte gewagt, die Centralmächte anzugreifen, die ganze Welt hätte sich gegen Frankreich und Rußland gefehrt.“ Man sieht, daß da die ganze Arbeit des Herrn von Wegener und seines Stabes, so vieler Franzosen, Amerikaner usw. verloren ist. Daß die russische Mobilmachung den Krieg bedeutet, weiß alle Welt, nur Churchill leugnet es, daß schon vor Jahren ein Münchner Gelehrter den Erweis erbracht hat, England hätte zur rechten Zeit nur ein Wort zu sagen brauchen und kein Weltkrieg hätte ausbrechen können: an Frankreich, daß es neutral bleiben werde, oder an Deutschland, daß es in den Krieg eintreten werde — davon weiß dies Buch nichts. Auch davon nichts, daß just die schamloseste Propaganda gegen die Hunnen und die Boches von England ausgegangen und gefördert worden ist. Diese Pro a arda hat Amerika in den Krieg getrieben und damit den Krieg entschieden.

Auch in den früheren Kapiteln finden sich Behauptungen, die mit Recht schon von dem Übersetzer zurückgewiesen worden sind. So bedauerlich es ist, daß in der „Lusitania“ 40 Babies ungesunken sind, hätte doch gesagt werden müssen, daß das Schiff gewarnt war. Fast tut es dem Verfasser leid, daß die Holländer —

aber das ist ein starrköpfiges Volk — den deutschen Kaiser nicht ausgeliefert haben. Darüber sei Lloyd George „aufrichtig empört“ gewesen, aber „diesmal“ stand er unter allen verantwortlichen Männern in England allein. Die Verurteilung des deutschen Ostens, aus der man schon jetzt die Genesis kommender Kriege sehen kann, die Verreizung des vier Jahrhunderte beim Reich gewesenen Schlesiens, der „polnische“ Korridor mit der Abriegelung Ostpreußens und noch andere Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrages, das alles wird hier entschuldigt oder gar verteidigt, z. B. das beispiellose Unrecht an den Kinderheiten mit den Worten: „Daß in diesen Verträgen betreffend die Grenzen der neuen Staaten genaue und ausführliche Vorkehrungen

für den Schutz der Minderheiten und deren gute
 Behandlung und gesetzliche Gleichberechtigung auf-
 genommen wurden.“ Wo ist da die Erfüllung
 geblieben? Von der guten Behandlung
 können die Deutschen in allen Nachfolge-
 staaten mit Ausnahme Estlands erzählen. Daß
 die Deutschösterreicher den Anschluß an ihr
 Mutterland verlangen, wird ihnen theoretisch zu-
 gebilligt. Der Verfasser beruhigt sich aber dabei,
 denn „der deutsche sowohl als der österreichische
 Vertrag enthalten die Klausel, wonach eine der-
 artige Vereinigung verboten ist, ausgenommen
 mit der einstimmigen, vorausichtlich unerreich-
 baren Einwilligung des Völkervertrages.“ Diese
 Worte deuten an, wohin Neigung und Wunsch
 des Verfassers gehen. Prof. Dr. J. Lofertb.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 1. 9. 1930

Das russische Heer

Offensive der Russen. — Selbstmord. — Lemberg begibt sich langsam aus unserem Besitz. — Die schimmernde Wehr hat keine Zeit und keine Soldaten.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

(Nachdruck verboten)

Charakteristisch für Höhendorf ist die philosophische Resignation, mit der er äußerlichen Ehrungen gegenübersteht. Als ihm Bolfras am 28. August unter anderem telegraphiert „... uns erfüllt frohe Hoffnung, dir bald zum Theresien-Orden gratulieren zu können“, schreibt Höhendorf an den Rand des Telegramms: „Oh!“ und antwortet, er sehe in der Verleihung des Eisernen Kreuzes durch Kaiser Wilhelm an ihn selbstverständlich nur die konventionelle Gegenleistung für die durch Franz Joseph an Molke verliehene Auszeichnung.

Über seine Unempfindlichkeit gegen äußere Ehrungen aber schreibt der Senker der Geschichte Österreichs im Weltkrieg folgende Nirwanabetrachtung:

„Diese Unempfindlichkeit entspringt nicht etwa überhebender Geringschätzung wohlwollender Anerkennung, deren gute Absicht ich stets würdigte. Sie war vielmehr das Ergebnis einer Weltanschauung, die mich zur Erkenntnis der Richtigkeit irdischen Wesens führte, wobei ich aber eine Grenze dahin zog, daß ich aus der Tatsache persönlichen Daseins Pflichten gegen die Allgemeinheit ableitete. Diesen Pflichten nachzukommen, war die Richtlinie meines Handelns auch im beruflichen Leben.“

Und mit einer Bescheidenheit, die man recht wohl als eine anders geartete Eitelkeit ansehen kann, betont Höhendorf, daß er sich nie um den Maria-Theresien-Orden beworben habe, daß er ihn, als Kaiser Karl ihm diesen Orden im November 1916 mündlich verleihen wollte, ausgeschlagen habe, weil er es nicht angängig fand, daß er den Orden gleichzeitig mit Erzherzog Friedrich erhalte. Als aber Höhendorf, von dem es hieß, daß er bei der Kaiserin Zita in Ungnade gefallen sei, im Februar 1917 von der Stelle des Generalstabschefs entfernt wird, überreicht ihm Kaiser Karl in der Abschiedsaudienz als Schmerzenspflaster den Theresien-Orden, den er selbst trägt, mit den Worten: „Jetzt werden Sie aber doch den Theresien-Orden nicht wieder ausschlagen.“

Diese taktvolle Geste spontaner Herzlichkeit rührt Höhendorf und er schreibt in Erinnerung an diese Szene:

„Dieser Zug spontaner Herzlichkeit erfüllte mich mit tiefstem Dankempfinden und ich nahm den Orden aus den Händen Seiner Majestät entgegen.“

Nicht der Orden freute mich, wohl aber die sicherlich vom Herzen kommende, wohlwollende Absicht Seiner Majestät.“

Noch ist es aber ein weiter Weg zum Maria-Theresien-Orden. Denn das Schicksal vergönnte Höhendorf vorläufig keinen Erfolg. Das erste gigantische Ringen der beiden Heereskolosse im Raum von Lemberg endet damit, daß Lemberg fällt!

„... will aber nur beifügen, daß, während ich dies schreibe, die allgemeine Schlacht im Gange ist, welche über das Schicksal der Monarchie entscheidet.“ So schreibt Conrad von Höhendorf am 27. August 1914 an den Chef der Militärkanzlei des Kaisers, Bolfras, und kommt wieder auf seine alte Klage zurück, nämlich, „daß über unsere Erfolge, im Gegensatz zu den Deutschen, nicht viel zu sagen ist, liegt größtenteils darin, daß die deutschen Erfolge auf unsere Kosten errungen werden. Denn Deutschland hat von den hundert Divisionen, die es formiert, nur zwölf auf den östlichen Kriegsschauplatz gegeben. Damit ist uns die enorme Last des russischen Heeres aufgeladen ...“

Die mit der siegreichen Schlacht bei Krasnitz begonnene Offensive hat heute zur allgemeinen Schlacht geführt. Die Truppen erleiden besonders durch die überlegene russische Artillerie große Verluste.

Welchen Ausgang diese Riesenschlacht nehmen wird, liegt in der Hand des Schicksals ...

Und nun spreche ich nur noch aus tiefstem Herzen den Wunsch aus, daß unsere Kinder glücklich heimkehren mögen. Was mich selbst anbelangt, so habe ich in meinem Inneren abgeschlossen.“

So fatalistisch, von schlimmen Vorahnungen erfüllt, schließt Höhendorf seinen Brief und er behält recht. Die Riesenschlacht geht nach vorübergehenden Erfolgen für Österreich verloren, Lemberg fällt und in den Kämpfen verliert Höhendorf auch seinen Sohn Herbert.

Die Russen greifen auf der ganzen Linie an.

Am 28. August kann Höhendorf in seinem Tagesbericht an den Kaiser als Auswirkung des Sieges der Armee Dank bei Krasnitz noch melden: „Bei der ersten Armee, südwestlich Lublin, gestern ein General, sieben Stabs-, zirka vierzig Oberoffiziere, über zweitausend Mann gefangen, eine Fahne, ein Geschütz, sechs Maschinengewehre erbeutet — drei Züge, Regiment Nr. 72, stürmten russische Schanze, nahmen dort allein acht Offiziere, 476 Mann gefangen.“

Aber von der dritten Armee kommen bedenkliche Nachrichten. Am 29. August, um 4 Uhr 30 Min. nachmittags, spricht der Kommandant der dritten Armee, Bruder-

mann, mit Höhendorf. Er teilt ihm mit, daß die Ostfront der Armee in der ganzen Linie angegriffen werde, der feindliche Hauptstoß aber erst gegen Abend erfolgen dürfte. „Das III. Korps habe genug“, die Truppen seien sehr ermüdet, zurückgehende Teile würden wieder gesammelt.“ Höhendorf bemerkt zu seiner engsten Umgebung:

„Das ist kein erhebender Eindruck!“

Der am gleichen Abend eingetroffene neue Generalstabschef der dritten Armee, General von Bog, wird von Höhendorf dahin orientiert, daß die dritte Armee baldigst konsolidiert werden solle, damit sie den Raum um und südlich von Lemberg halten könne.

Erneute Bitte um deutschen Vorstoß auf Siedlce.

Der österreichische Verbindungsoffizier beim deutschen Oberkommando Ost meldet Höhendorf, die Deutschen hätten ihm nun den Vorstoß in Richtung Siedlce definitiv zugesagt. Sofort nagelt Höhendorf dieses Versprechen in einem Telegramm an Molke an: „Beglückwünsche E. E. herzlichst zu dem neuerlichen großen Erfolg im Osten, rechne aber jetzt sicher mit deutscher Vorrückung in der Richtung auf Siedlce, weil nur dadurch Handeln im Einverständnis möglich.“

An Bolfras aber schreibt er:

„... Wir fühlen hier schon lange, daß es ein Leiser Vorwurf ist, mit dem man uns die deutschen Siege vorhält ...“

Während anfangs die Nachrichten von der vierten Armee noch günstig lauten, treffen am 30. August schon Meldungen ein, die Höhendorf zu der Bemerkung an seine nächste Umgebung veranlassen, „die vierte Armee habe etwas viel manöbriert, sie wolle ein Sedan' erreichen, es bestünde aber die Gefahr, daß der Feind immer mehr Kräfte heranzöge, ehe ein entscheidender Erfolg erreicht wäre, der auch die dritte Armee beglückwünschen könnte.“

Schon kommt ein nervöser Brief Aussenbergs, den um 9 Uhr abends ein Autofurrier ins Hauptquartier bringt.

In diesem Brief schreibt Aussenberg, der in der Wiener-Neustädter Akademie Jahreskamerad Höhendorfs war, an den Generalstabschef:

„Lieber Freund!

Du weißt, die Situation der nun fünf Tage währenden Schlacht ist aufs Äußerste gespannt.

Darum war es mir im höchsten Grade peinlich, daß die vierte Division, die heute den entscheidenden Stoß hätte führen können, bei Str. Jamosie stehen bleiben muß! Ursache eines starken Gegenangriffes von Krasnostaw her! Ich hatte bestimmt gerechnet — und nach der Sachlage konnte ich dies — daß mich das zehnte Korps in dieser Richtung decken werde! Im Interesse der großen Sache bitte ich Dich dringend, Deinen Einfluß in diesem Sinne geltend zu machen, da mit gegenseitigen Vereinbarungen nichts herauskommt.

Bei der vierten Armee liegt jetzt die Entscheidung; wahrscheinlich für den ganzen Feldzug; da sollten Nebenrückichten nicht Geltung finden.

Nr.

Ich habe das Bewußtsein, daß wir — die vierte Armee — alles taten, was nur menschenmöglich war. Wir stehen (mit der Gruppe aus Kasnostaw) zirka zwölf Divisionen gegenüber, bei Krasnik waren es fünf, und ich habe sofort mit meinem linken Flügel eingegriffen."

Ein Divisionskommandant erschießt sich.

Die prekäre Lage der vierten Armee war außer dem starken russischen Angriff noch auf das Debakel der fünfzehnten Division der vierten Armee zurückzuführen, die bei dem unter der Führung des Generals Boroevic stehenden VI. Korps kämpfte.

Der Kommandat dieser Division, Baron Wodniansky, hatte seine Truppen auf einem engen und nicht besetzten Platz ihr Nachtlager aufschlagen lassen. Die Russen hatten unter dem Schutze der Nacht die Ortschaft umzingelt, und als die Division in der

Morgendämmerung die Huczva überschreiten wollten, wurden sie von russischer Artilleriefener empfangen. Es entstand eine furchterliche Panik, bei deren Anblick sich der Divisionskommandant, Baron Wodniansky, eine Kugel in den Kopf jagte. Seltsamer Zufall: Fast zur gleichen Zeit, als sich der russische General Samsonow bei Willenberg erschöß.

Auch von der zweiten und dritten Armee kamen ungünstige Meldungen. Um 1 Uhr 10 Min. nachmittags des 30. August meldete das zweite Armeekommando, daß die zwanzigste Infanterietruppendivision und die zwölfte Marschbrigade auf den Höhen westlich Rohatyn geworfen wurden, erstere sei angeblich überfallen, und daß die zur Stelle befindlichen höheren Führer das Einsetzen nächststehender Truppen unterlassen hätten.

Die zwanzigste Infanterietruppendivision und die zwölfte Marschbrigade seien gefechtsunfähig.

Dieser Meldung folgte gegen 3 Uhr nachmittags eine weitere des Inhalts, daß auch die Gruppe Karg zurüdgewichen sei; etwa um zehn Kilometer.

Söhendorf bemerkt hiezu: „Mein Arger hierüber und die Erregung des Obersten Meßger, mit der er mir die Meldung überbrachte, sind begreiflich.“

Am Nachmittags kommt eine weitere schlimme Meldung vom dritten Armeekommando:

„Op. Nr. 323. Infolge Mißlingens des Vorstoßes der Truppen der zweiten Armee ist eigener rechter Flügel, das ist XII. Korps und zweiundzwanzigste Infanterietruppendivision des III. Korps, nach bereits fünftägigem, fast ununterbrochenem Kampfe eingedrückt und geht zurück.“

Korps sind angewiesen, nur, wenn Rückzug unvermeidlich, in Linie Bialhopotol—Chaussee Bobrka—Lemberg und Ostfront Lemberg zurückzugehen und dort erneuten Widerstand zu leisten.
Brudermann.“

Die Räumung Lembergs wird erwogen.

Im amtlichen Höfer vom 29. August 1914 heißt es: „Eine Riesenschlacht ist im Gange. Die Bedeutung dieser Schlacht übersteigt alle bisherigen Kriegstaten. Auf dem größten Schlachtfeld der Weltgeschichte tobt diese einzig dastehende Schlacht. Der Schlüssel der Lage ist in Lemberg... Zwischen Zbruc und Dnjestr wird diese Riesenschlacht geschlagen.“

Söhendorf hofft, daß die Erfolge der vierten Armee es noch möglich machen, Lemberg zu halten. Er bemerkt:

„Alles müsse auch mit Bezug auf die Operationen der vierten Armee festgestellt werden, wir erwarten den Erfolg ihres rechten Flügels in der Gegend von Uknow; träte er ein, so wäre es wichtig, im Besitz von Lemberg zu bleiben. Auch wäre die Räumung Lembergs eine Sensation.“

Nichtsdestoweniger trifft er alle Dispositionen zu einem Rückzug hinter die Teichlinie von Grodel. Da die Mißerfolge auf das Versagen einzelner höherer Offiziere zurückzuführen sind, erläßt Erzherzog Friedrich am 30. August einen Befehl an die höheren Kommanden, der lautet:

„Es ist von höchster Wichtigkeit, daß jetzt während des Krieges über alle Führer ein klares Urteil gewonnen werde, welches in der Folge für deren weitere Laufbahn bestimmend sein wird. Es muß dafür gesorgt werden, daß infolge physischer oder psychischer Mängel untaugliche und dadurch schädliche Führer ausgeschieden werden, während andererseits Männer, die sich hinsichtlich ihrer soldatischen und Führereigenschaften besonders qualifizieren, ohne jede Rücksicht auf Rang oder Jugend, hinaufkommen müssen.“

In diesem Sinne haben alle Kommandanten mit strengster Gewissenhaftigkeit und schonungslosem Freimut diese Qualifikationsfragen durchzuführen und seinerzeit an das Armeekorpskommando zu berichten.“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 15. 9. 1930

Das Nacht in Lemberger Land

Lemberg halten - Lemberg aufgeben! - Das Rätselspiel im
AOK. - Politische und militärische Gründe. - Die „Deutschen
Brüder“ haben ihre Sorgen.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csörgö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hvala.

Am 31. August resümiert Höhendorf: „Zu dieser Zeit hing alles an einem baldigen entscheidenden Erfolg der 4. Armee. Ich wartete auf ihn schon seit Tagen und hatte Besorgnis, daß er durch das Streben des 4. AK. nach völliger Einkreisung des Feindes verzögert würde. Die Lage aber drängte.

Oberst Metzger meinte: „Wenn die 4. Armee heute nicht Erfolg hat, muß Befehl zum Rückzug gegeben werden.“

Tatsächlich ergeht Befehl an das 4. AK.:

„Op. Nr. 1397. Wenn Entscheidung nicht zeitgerecht herbeigeführt werden kann, ohne Scher durch den durch von Mosty Wielkie kommenden Feind zu erleiden, ist Armee zurückzunehmen, Ostflügel, über Kawa Ruska. Nordflügel der zurückgehenden Armee hat Befehl, Höhen westlich Kulikow und Lemberg zu halten.“

Aber der Chef der Operationsabteilung des 4. AK. Oberst von Soos meldet auf einmal günstig:

„15. ID. hat um 11 Uhr vormittags durch umfassenden Angriff den Feind von den Höhen geworfen, ist im Anschlag an die links von ihr ebenfalls siegreich vordringende 26. ID. Russen ergeben sich haufenweise.“

Höhendorf schöpft wieder Mut. Er glaubt Lemberg nun doch halten zu können, bis die 4. Armee endgültig gesiegt habe, und erläßt daher folgenden Befehl an die 3. Armee:

„Armeecombatant.“

Op. Nr. 1412.

An 3. Armeekommando in Lemberg.

Przemysl, am 31. August 1914.

Mit Rücksicht auf innenstehende Meldung der 4. Armee, welche allseits zu verlautbaren ist, hat sich 3. Armee unbedingt im Raume Kulikow-Lemberg und südlich zu halten.“

Der Heerführer sieht in den Erfolgen der 1. und 4. Armee einen vielversprechenden Anfang und knüpft daran folgende, für ihn sehr charakteristische Betrachtung:

„Dieser Ausblick hielt meine Freude über die erzielten Erfolge in maßvollen Grenzen und ließ mich von einer tönenden Verlautbarung oder gar Aufbausprechung des bisher Erreichten absehen. Man hat mir darüber Vorwürfe gemacht und mir die deutschen Siegesnachrichten vorgehalten.

Wir aber schien noch lange nicht aller Tage Abend, und ich wollte im Publikum keine verfrühten Hoffnungen erwecken.“

Diese Vorsicht war auch am Platze, denn ein zur 3. Armee entsandter Generalstabsoffizier berichtet:

„Zu Lemberg Ruhe. Auf der Straße gegen Bobrka gegen zweitausend Versprengte des XII. Korps. Auch das XI. Korps ist, ohne besondere Angriffe gemacht zu haben, locker geworden und bröckelt ab... Das III. Korps ist intakt, aber locker.. Die 22. ID., mit dem XII. Korps mitgerissen, ist ganz locker.

Das XII. Korps ist locker — geschlossene Abteilungen desselben wurden aber auf der Straße Bobrka-Lemberg nicht gesehen.

General der Kavallerie von Brudermann ist gedrückt, aber fest und sicher.“

Das Resümee des Berichterstatters lautete: „Ich hatte den Eindruck, daß die 3. Armee die Linie Lemberg-Nikolajow nicht halten wird.“

„Lemberg aus politischen und militärischen Gründen unbedingt zu halten.“

Inzwischen ist das Kommando der 3. Armee aus Lemberg nach Grodel zurückgegangen. Höhendorf erteilt ihm den Befehl:

„Die Behauptung des Raumes um Lemberg hat aus operativen und sonstigen Gründen eine solche Bedeutung, daß es geboten erscheint, die Verteidigung an Ort und Stelle von Seite des AK. zu leiten.“

Darauffin erließ das 3. AK. um 5 Uhr nachmittags des 31. August die Disposition Op. Nr. 344.

„Auf Befehl des AK. ist nunmehr Lemberg aus politischen und militärischen Gründen unbedingt zu halten.“

Charakteristisch für die Verhältnisse ist, daß es in den näheren Anweisungen noch heißt:

„Rest des Korps steht möglichst verdeckt im Raume südlich und südwestlich Sokolniki zum Gegenangriff bereit. Diese Aufstellung durch Zusammenziehen der Divisionen verschleiern und vor Einblick durch Zivil schützen.“

Höhendorf erklärt diese Bemerkung damit, daß „der Gegner über ein, von ihm schon im Frieden sorgfältig vorbereitetes Spionagesystem in der Bevölkerung verfügte, das unsere Truppen nun empfindlich zu fühlen bekam.“

„Wird es die 1. Armee vermögen, den Angriff fortzusetzen? Wird die Aktion der 4. Armee wirklich zu einem großen Erfolg ausreifen und die Unterstützung der 3. Armee ermöglichen? Wird diese in der Höhe von Lemberg sich halten können und auch die 2. Armee imstande sein, rechts der 3. Armee aktiv einzugreifen?“ das sind die bänglichen Fragen, die Höhendorf am 1. September 1914 quälten.

„Aber wie immer sie sich auch entscheiden mochten“, antwortet Höhendorf, „ich hielt daran fest, das Ringen nicht verlorenzugeben, sondern es mit stets neuem Ansehen fortzuführen.“

Ich faßte die Kämpfe nicht im Sinne der Eintagskämpfe früherer Zeiten auf, die in der Regel innerhalb zwölf Stunden zur Entscheidung kamen, sondern als einen Kampf von langer Dauer mit stetem Wechsel zeitlicher und örtlicher Erfolge und Mißerfolge, doch mit der Endabsicht schließlich siegreichen Ausganges.“

Wir müssen die Schlacht bei Lemberg allein kämpfen.

Höhendorf hält die Lage für günstig genug, um Lemberg behaupten zu können. Aber er rechnet noch immer mit der deutschen Hilfe und telegraphiert am 1. September an Moltke:

„Armeecombatant.“

Op. Nr. 1465.

Generaloberst von Moltke.

Telegramm chiffriert.

Przemysl, am 1. September 1914.

1. Armee seit einer Woche schwer kämpfend in Linie Dpole-Krasnostaw vorgeedrungen. Anschließend kämpft 4. Armee im Raume Zamoc-Tyscotwee um den Sieg. Dessenungeachtet Lage äußerst kritisch, da übrige Kräfte, von stark überlegenem Gegner zurückgedrängt, in Kampfkraft sehr geschwächt, mit Nordflügel Lemberg noch haltend, durch russischen Vorstoß längs des Dnjester höchst gefährdet sind und unsererseits nur noch zwei Divisionen bei Sambor eintreffen können. Bitte daher zur entscheidenden Wendung der Lage dringend um Instradierung frischer deutscher Kräfte, wenn möglich mindestens zweier Armeekorps, Richtung Przemysl.

General Conrad.“

Die Bitten bleiben unerhört. Wir müssen die Schlachten bei Lemberg allein durchkämpfen, und als der

Nr.:

TAG:

deutsche Bevollmächtigte Generalleutnant Freiherr von Freitag zu Höhendorf begütigend sagt, die Operationen im Westen nehmen einen sehr raschen Verlauf, wohl aber auf Kosten des Ostens, erwidert Höhendorf bissig:

„Die Kosten haben wir getragen.“

Und mit Sarkasmus schreibt Höhendorf:

„Ich legte dem General die Situation auf der Karte dar. Er interessierte sich besonders für die 1. Armee, anscheinend wegen der Gefahr, daß für den Feind der Weg nach Preußen frei werden könnte.“

Troß Sieg von Komarow allgemeiner Rückzug.

Am 1. September kommt die erfreuliche Meldung, daß Aussenberg bei Komarow mit der 4. Armee einen vollen Sieg errungen hat. Der sieben-tägige Kampf wird die Schlacht von Komarow gelaufen.

In Wien ist man enttäuscht und mißtrauisch. Die Stimmung wird am besten durch einen Brief des Kriegsministers Krobotin an Höhendorf gekennzeichnet.

„Wien, am 28. August 1914.

Hochverehrter Freund!

...Vorläufig macht mir noch große Sorge die Gewehr- und Munitionsbeschaffung, denn alles ist uns versperrt, vom Auslande bekommt man nichts, Deutschland hat selbst großen Bedarf und im Inlande ist fast nichts vorhanden...

Ja, an der Drina haben wir eine arge Enttäuschung erlebt und je tieferen Einblick man durch die gestellten Erfahrforderungen erhält, erkennt man erst die Größe der Verluste.

...Soeben wurde von Dr. Spitzmüller her-telephoniert, daß das Komunique Eine große Schlacht findet zwischen der Weichsel und dem Dnjester statt, in Wien ein riesiges Aufsehen erregt hat, so daß alles glaubt, Lemberg sei schon ausgegeben und der Kampf findet ganz in Galizien statt — der Sieg bei Krasnik habe dadurch all seinen Effekt eingebüßt...

Ich bin ja in den meisten Fällen der Eisbrecher für Euch, denn, was da nicht alles herkommt, klagt, auf sofortige Abhilfe dringt, usw. spottet jeder Beschreibung...

Untereinander keine Einigkeit, von allen Seiten Schwierigkeiten, dürften die Erfolge dieser mit so vielen Mühen zustandekommenen Abteilungen (gemeint sind die polnischen und ukrainischen Legionen) das nicht leisten, was man von ihnen erhofft.

... Deine Zuberfsicht, ausgebrüllt durch die Worte: „Wir lassen uns hier unsere Laune nicht verderben“, hat mich sehr beruhigt, obwohl die Lage der 3. Armee mir große Unruhe bereitet hat. Doch Du hast den besten Einblick in die Verhältnisse; bist du unbesorgt, so bin ich absolut ruhig. Hoffentlich entscheidet sich die harte Schlacht zu unseren Gunsten...“

Am 1. September verzeichnet der Tagesbericht:

„Gegen 3. Armee setzte Gegner noch am 1. September nachmittags wieder überlegenen Angriff an, der heute fortgeführt wird. Da dringend nötige Reetablierung der 3. Armee bei und südöstlich Lemberg unmöglich, geht diese heute, 2. September, abschnittweise an die Wereszhyca zurück.“

In dieser schwierigen Lage erhielt Höhendorf noch die Mitteilung, daß „das durch zwei Korps aus dem Westen verstärkte deutsche Ostheer zu einer Aktion gegen die russische erste Armee in Ostpreußen angelegt wurde, auf ein Eingreifen dieser deutschen Kräfte zwischen Weichsel und Bug in der von mir wiederholt betonten Richtung auf Siedlce daher nicht zu rechnen wäre. Damit erhöhte sich die Gefahr für die 1. Armee, gegen die der Feind nun Verstärkungen aus dem Raume Warschau—Brest zu vereinigen vermochte, da ja das deutsche Ostheer in exzentrischer, dem Schutze Ostpreußens geltender Richtung abgelenkt war.“

Überdies meldete ein Berichterstatter dem Kommando der 1. Armee, daß die Truppen der Gruppe Kummer für eine Offensive nicht, für eine Defensivkaum geeignet seien.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 18. 9. 1930

Kriegs- und Industriespionage.

Zwölf Jahre Rundschaftdienst. Von Generalmajor Mag. Ronge, letztem Chef der Nachrichtenabteilung des österreichisch-ungarischen Armeekommandos und des Evidenzbüros des Generalstabes. Mit 47 Bildern, 20 Textskizzen und zwei Kartenbeilagen. Amalthea-Verlag, Wien.

„Spionage ist häßlich, auch dann, wenn sie als Kampfmittel dient. Wohl mußte seit jeher jede Heeresleitung trachten, Nachrichten über den Feind zu erhalten und ihm den Einblick in die eigenen Verhältnisse zu verwehren. Aber zwischen „Aufklärung“ und „Verschleierung“ — lange Zeit eine der Hauptaufgaben der Kavallerie — und „Spionage“, die meist mit Landesverrat einhergeht, dehnt sich eine breite Kluft. Jene kämpft mit offenem Bistier, die Spionage schleicht unter einer Maske herbei. Niemals ist jene verächtlich; den Spion aber hängt man.

Das über 400 Seiten starke Buch Ronges befaßt sich mit sämtlichen Zweigen des „Rundschaftdienstes“ im Frieden und im Krieg. Niemand anderer scheint berufener diese Darstellung zu geben als der Verfasser, der zwölf Jahre dem Evidenzbüro des Generalstabes angehörte, dessen Chef er schließlich wurde. Die Fülle des Gebotenen macht es unmöglich, den Inhalt des Wertes eingehend zu besprechen; nur wenig kann hervorgehoben werden.

Im April überstiedelte das Evidenzbüro vom alten grauen Hause „Am Hof“ in sein neues Heim,

wo es vor Ausbruch des großen Weltbrandes reiche Tätigkeit fand, die sich nach dem Mord in Sarajevo — der eingehend geschildert wird — naturgemäß noch steigerte. Schon im Einleitungsfeldzug gegen Rußland konnte der Nachrichtendienst auf große Erfolge zurückblicken, die namentlich durch den Radio-Abhördienst errungen wurden, während die Kavallerie, nach Angabe des Verfassers, versagte. Große Belastung brachte auch das Auftreten russischer Spione hinter den Armeefronten, der Kampf gegen die tschechischen Bestrebungen im In- und Ausland, gegen die Ausbreitung der russophilen Bewegung und die Affäre des Landesregierungsrates Dr. Ramboulet in Salzburg. In der Schilderung der Karpathenschlachten und des Umschwunges durch den Durchbruch bei Gorlice finden sich interessante Details über die Auswertung der Kriegsgefangenenzensur, über die Hemmungen der Spionageabwehr in Ungarn und den Landesverrat einiger Bukowinaer Professoren.

Am 17. April 1915 schon hatte der Nachrichtendienst Kenntnis von der in London stattgehabten Konferenz zwischen dem englischen Außenminister Grey und den Botschaftern Frankreichs, Rußlands und Italiens. Die Meldungen über die Kriegsbereitschaft Italiens verdichteten sich sohin immer mehr, die Verhaftung des Lehrers Marchig in Triest führt auf die Spur einer weitverzweigten Spionagebande im Inland, und am 25. Mai war der italienische Aufmarschplan schon erkundet. Durch den Eintritt Italiens in den Krieg erwuchsen

der Nachrichtenabteilung der Heeresleitung neue gewichtige Aufgaben, die nebst allem anderen bewältigt werden mußten. So fand im Juni in Wien der Prozeß gegen die Ruthenen Reichsratsabgeordneten Dr. Markow, Oberlandesgerichtsrat Dr. Kurilowicz und Genossen statt, die alle zum Tod verurteilt wurden. Später bereidete auch die polnische und ukrainische Frage große Schwierigkeiten; das Treiben der polnischen Nationalkomitees nahm bald den Charakter einer Verschwörung an und auch die große Masse der Kleinrussen stand den Mittelmächten feindlich gegenüber. Die im Buch angeführten Beispiele von anscheinend harmlosen Zeitungsinsertaten, die zu Spionagezwecken dienten, von geheimnisvollen Worten und Zeichen auf Eisenbahnwaggons und wie hohe Stellen mit Erfolg als Schmugglerwege benützt wurden, verdienen gewiß Beachtung.

Um die Jahreswende 1915/16 standen die Zentralmächte auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge; aber im Innern herrschte Mißstimmung. Die Friedensidee macht Fortschritte. Ein österreichischer Verband „Para Pacem“ entstand, dem auch Doktor Lammasch angehörte. Die im September 1915 in Bern zusammengetretene internationale sozialistische Konferenz setzte sich die Aufhebung des Proletariats gegen den Krieg und den Klassenkampf zum Ziel. Gefährlicher noch war die Beeinflussung der neuausgehobenen tschechischen Mannschaft in staatsfeindlichem Sinn, so daß zwei tschechische Regimenter aufgelöst werden mußten und die Wirksamkeit der Vereinigungen „Volna

Myslentá“ und „Narodna rada“. Die Seele der letzteren war, nach dem Buche, Dr. Kramar, der dann wegen Landesverrat verhaftet und gleich dem Erzpriester Nyšclow, Dr. Kasin und dem Redakteur der „Narodni Listy“ zum Tod verurteilt wurde. Dieser Prozeß brachte auch viel belastendes Material gegen den Reichsratsabgeordneten Kiofac, das durch die beim Ministerpräsidenten Pasic gefundenen kompromittierenden Schriften noch bereichert wurde. Eine Zeitlang war die Schweiz das Dorado aller tschechischen Politiker, denen der Boden in der Heimat zu heiß geworden war. Unter ihnen befand sich auch der Reichsratsabgeordnete Professor Masaryk, der im Dezember 1914 schon mit Bewilligung der Prager Polizeidirektion „angeblich wegen seiner erschütterten Gesundheit und seiner nicht normalen Tochter“ nach Genf reiste, unter Zurücklassung eines Zettels in seiner Wohnung, daß er alle kompromittierenden Schriften weggeschafft habe. Sie wurden dann aber doch gefunden, was zur Einstellung seines Gehaltes als Universitätsprofessor und zur Verhaftung seiner Helfer in Böhmen führte. Auch Dr. Beneš war mit falschem Paß in die Schweiz entwichen. Das Kapitel „Landesverrat tschechischer Politiker im Inland — Balkandokumentenfälscher“ zählt zu den interessantesten Abschnitten des Werkes. Bis 1917 waren schon 1400 Tschechen festgestellt, die sich im Ausland staatsfeindlicher Verbrechen schuldig gemacht hatten.

Sehr ausführlich behandelt der Verfasser die innere Lage der Monarchie zur Zeit des Ablebens

des Kaisers Franz Josef und die Verhältnisse, als Kaiser Karl „mit dem besten Willen, jeden zu beglücken und seinen Ländern bald die Segnungen des Friedens zuteil werden zu lassen, in schwerer Zeit den Thron seiner Vorfahren bestieg“. Mit der Piaweschlacht, dem Angriff der umstürzlerischen Elemente nach der Schlacht und der Auflösung des Rundschafsdienstes schließt das Werk, dem als Anhang auch ein Namenverzeichnis der 98 vor dem Weltkrieg und der 533 während des Krieges verurteilten Spione beigelegt ist.

Dr. A. M. M.

Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918.

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. Wien, 1930. Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Zweiter Band, erste Doppellieferung, 224 Seiten, 11 Beilagen, 24 Skizzen. Preis jedes Bandes 40 S (bei direkter Bestellung des ganzen Wertes beim Verlag, Wien, I., Stubenring 1, bedeutend ermäßigt).

Mit den Weihnachtslieferungen 1929 wurde der erste Band, dessen Inhalt die Ereignisse des Jahres 1914 bilden, abgeschlossen. Vom zweiten Band, der die Schilderung bis Juli 1915 fortsetzt, bringt die erste Doppellieferung eine sehr übersichtliche Darstellung des wechselvollen Ringens in den Karpathen bis zum Fall von Przemyśl aus der Feder des Generalmajors d. R. von Steiniß. Hofrat Glaise-Horsienau gibt dazu einen Überblick über die allgemeine Lage um die Jahreswende 1914/15, welcher Beitrag zum Verständnis der Ereignisse fast unentbehrlich ist, da die Entschlüsse der Heeresleitungen von den innen- und außenpolitischen Verhältnissen wesentlich beeinflusst waren.

Die Marneschlacht hatte die Hoffnungen der Mittelmächte auf eine rasche Entscheidung im Westen zunichte gemacht. Vom Armellanal bis zur Schweiz erstarrte der Krieg in den Schützengräben. Aber auch im Osten war die russische „Dampfwalze“ in den Kämpfen von Lodz und Limanowa zum Stehen gekommen. Gleichwohl dachte keine der kriegsführenden Mächte daran, dem blutigen Ringen ein Ende zu bereiten. Ende Oktober 1914 hatte die Pforte wohl ihre Beziehungen zur Entente abgebrochen, aber Italien war ihrem Beispiel nicht gefolgt. Nach der unglücklichen Schlacht von Arangelowac be-

kannte sich Salandra zum „sacro egoismo“, besetzte Safeno und Balona und erhob auch Ansprüche auf altösterreichisches Gebiet. Die Rückwirkung davon auf Rumänien bereitete Sorgen. Auch Bulgarien bewahrte wegen der Niederlage Potiorets in Serbien noch Zurückhaltung und Beniselos arbeitete in Griechenland für den Anschluß an die Entente. So war der politische Horizont um die Jahreswende keineswegs hell. Dazu kam, daß die österreichisch-ungarischen Armeen im Zweifrontenkrieg enorme Einbußen erlitten hatten.

Glaise-Horsienau schildert auch treffend die markanten Persönlichkeiten der Heerführer Conrad und Potiorek und die damalige Stimmung in den Armeen. Er schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Dieser Armee des Habsburgerreiches, damals wirklich fast zur Schlade ausgebrannt und zu einem Milizheer geworden, wurde bald nach der Jahreswende 1914/15 von der Führung ohne Zögern eine neue, unerhört schwere Feuerprobe auferlegt, die sie trotz eines unleugbaren Übermaßes an Anforderungen unter abermaligen schweren Kräfteeinbußen aber wieder durchaus ehrenvoll bestehen sollte.“

Hier setzt General Steiniß mit der Schilderung des harten, von der schweren Sorge um Przemyśl beherrschten Ringens in den verschneiten Karpathen, das vom Dezember 1914 bis April 1915 währte.

Die Verfolgung der Russen nach der Schlacht von Limanowa brachte kein voll befriedigendes Ergebnis. Wohl zogen sie sich von der Weichsel nach Osten zurück, Dank und Boyrsch rückten gegen die Nida vor, Böhmermoll überquerte die Pilica und gelangte bis gegen Tomacsow, Madensien bis an die Rawka; bald aber wuchs der Widerstand des Feindes derart, daß die Operationen ins Stocken

gerieten. Nun dachte Conrad an eine große, doppelte Umfassung im Weichselbogen und in Westgalizien. Inzwischen aber hatten die Russen eine neue Front gebildet, die Offensive der 3. und 4. Armee gelangte auf den toten Punkt.

Da traten Conrad und Falkenhayn am 19. Dezember in Oppeln zu einer Besprechung zusammen, die aber ergebnislos verlief, da Conrad auf seinem Plan beharrte, die Russen durch einen umfassenden Angriff auf beiden Flügeln zu schlagen, Falkenhayn jedoch einen Zuschub von Truppen aus Frankreich verweigerte.

Durch die bald darauf einsetzende Gegenoffensive der Russen sah Boroewic seinen Plan, zwischen der Wisloka und Biala vorzustoßen, durchkreuzt. Die Lage bei der 3. Armee spitzte sich immer mehr zu und auch der gemeinsame Vormarsch der 1. und 4. Armee konnte nicht verwirklicht werden. Wohl aber gelang es der Armeegruppe Pflanzler-Baltin nach viertägigem Ringen, das Gebirgstor bei Uszol am Christtag zu nehmen. Gleich nach Weihnachten begann der Rückzug der 3. Armee auf den Hauptkamm und der Abwehrkampf des Südlügels der 4. Armee. Trotz einiger Entlastungsstöße drängten die Russen gegen Gorlice vor; die Armee Boroewic wich zurück und wurde umgeformt. Auch im Weichselbogen fielen die Verbündeten um die Jahreswende in die Verteidigung zurück. Bei den neuerlichen Besprechungen zwischen den beiden Heeresleitungen blieb Conrad dabei, daß in Frankreich „alles festgefahren“ sei und nur ein Schlag im Osten die Gesamtlage ändern könne; Falkenhayn aber verhielt sich gegen eine Aktion in den Karpathen ganz ablehnend und war nur für einen Frontangriff in Polen zu haben.

In den ersten Jännerwochen eingetroffene beunruhigende Nachrichten über Italien und Ru-

mänien sowie die Sorge um Przemyśl und die Nötigung, ungarisches Gebiet vor einer Invasion zu schützen, bewogen den österreichischen Generalstabschef trotz der ablehnenden Haltung Falkenhayns, diese Gefahren durch einen starken Stoß aus den Karpathen zu bannen. Es wurde die Südararmee unter G. v. S. von Vinsingen gebildet und die ganze Front für eine Offensive bereitgestellt, die am 23. Jänner mit dem Angriff auf den inzwischen wieder verlorengegangenen Uszoptaß beginnen sollte. Der Sattel wurde auch genommen, Baligrod erklämpft, die Südararmee begann die Vorrückung, während die Armee des Erzherzogs festhielt. Da aber stieß Brussilow gegen die Mitte und den Westflügel der Armee Boroewic vor, brach am 4. Februar in Mezylaborcz ein und bereitete so der Offensive der Verbündeten ein Ende. Die 3. Armee hatte in den 14 Kampftagen die Hälfte ihres Standes eingebüßt. Nun wurde die Befehlgebung in den mittleren Karpathen neu geregelt und das Kommando der Armee Böhm-Ermolli nach Ungvar verlegt.

Inzwischen hatte Pflanzler-Baltin die Vorrückung begonnen und Kolomea eingenommen, in der zweiten Hälfte Februar zog er in Czernowiz und Stanislaw ein. Da aber führte der Russe neue Kräfte zu überlegenem Hieb heran; er wurde zwar geworfen, doch konnte die Verfolgung gegen Salicz den erwünschten Erfolg nicht mehr bringen, da das 13. Korps zurückwich.

Wegen der Sorge um Przemyśl beschloß Conrad, nochmals eine Offensive aus den Karpathen heraus zu unternehmen, und ersuchte Burian, bis nach Abschluß dieser Aktion die Verhandlungen mit Italien und Rumänien zu verschieben. Am 26. Februar sollte sie beginnen, doch konnten die Truppen wegen des sehr schlechten Wetters erst am folgen-

den Tag bei dichtem Nebel und Schneestöße gegen Lupkow ausbrechen. Gerade zu dieser Zeit aber vollzog sich im Siegeszug der Gruppe Pflanzler-Baltin ein Umschwung; durch heftige russische Angriffe gezwungen, mußte er seine Truppen gegen Süden zurücknehmen. Auch die Bemühungen der deutschen Südararmee, ihm über den Wyszłowsattel die Hand zu reichen, scheiterten.

In den ersten Märztagen wurden die Angriffe Brussilows gegen die 2. und 3. Armee besonders heftig. Bei den Truppen Terezytanstys wurden sie abgewehrt, bei der Armee Boroewic aber mußte das 2. Korps zurückweichen. Da entschloß sich das Armeeoberkommando, die 4. Armee zu einem West-Oststoß einzusetzen, und rief alle Armeen auf, den Feind endlich aus West- und Mittelgalizien zu vertreiben. Bei heftigstem Schneesturm und dichtem Nebel, bei einer Kälte von -20 Grad, auf ganz vereisten Straßen und Wegen drangen die Angriffskolonnen in den nächsten Tagen mühsam vor. Da und dort konnten sie den Feind zurückdrängen; aber trotz des mutigsten Ringens und einzelner schöner Erfolge blieb der Russe im Verein mit den Naturgewalten der Stärkere. Am 13. März durchbrachen die Russen die Front des 10. Korps und stießen gegen Wola Michowa vor. Nun war an eine Fortsetzung der Offensive nicht mehr zu denken. Als man die Verluste bei der 2. Armee voll überblicken konnte, ging die Hoffnung auf die Befreiung Przemyßls zu Grabe. Ein am 19. März unternommener Versuch Kusmanets, mit der Besatzung gegen Bemberg durchzubrechen, mißlang schon in seinen Anfängen. Und so gingen am 22. März über 100 Generale und Stabsoffiziere, 2500 Oberoffiziere und 117.000 Mann in russische Gefangenschaft.

Dr. A. M. M.

3. Okt. 1930

Die Beförderung einer Geschichts- legende.

Die tschechischen Legionen in Sibirien.

Eines der traurigsten Kapitel der alten österreichisch-ungarischen Armee bildet der verräterische Abfall in tschechischen Truppenteilen während des letzten Krieges, eine Erscheinung, die nicht nur auf der Gang der Operationen bisweilen von sehr nachteiligem Einfluß war, sondern auch beträchtliche Blutopfer in den Reihen jener Truppenteile forderte, die für die Ueberläufer in die Bresche treten mußten. Gewiß muß dabei anerkannt werden, daß es selbst bis zum Zusammenbruche auch tschechische Regimenter gegeben hat, die sich brav schlugen, ebenso, daß es gerade in den Ueberläuferregimentern gar viele Helden gegeben hat, die die Treue

hielten und nur unter der Schmach des Verrates der untreuen Kameraden der Bergeseisheit anheimgefallen sind. Es wird die ganze Oeffentlichkeit interessieren, zu hören, was eigentlich aus den zahlreichen Ueberläufern geworden ist. Bisher mußte man, daß aus ihnen „Legionen“ auf der Seite der ehemaligen Feinde und besonders in Rußland formiert wurden, die dann in die Ereignisse im Osten 1917 bis 1920 eingriffen und einen abenteuerlichen Zug bis nach Wladivostok unternommen haben. Einzelheiten darüber erfährt man aus den Büchern von Masaryk („Die Weltrevolution“), Beneš („Der Aufstand der Nationen“), Fassinger („Die Tschekoslawakei“), eines russischen Generals („Die tschechischen Arznanuten in Sibirien“), Smirnow („Kampf um den Ural“) und Sazarow („Das weiße Sibirien“). Ließen die russischen Quellen schon erkennen, daß die Wahrheit über die Legionen noch lange nicht feststeht, so hat Generalleutnant Konstantin W. Sazarow in seinem letzten Buche: „Die tschechischen Legionen in Sibirien“ (Verlag Hendrich, Berlin, 1930, 3,90 M.) hierzu einen Beitrag geliefert, der wohl die ganze Welt aufhorchen lassen wird.

Sazarows Buch ist keine zusammenhängende Darstellung der Operationen aus dem Krieg gegen die Bolschewiken — über den man bis heute überhaupt nur sehr wenig weiß — sondern vielmehr eine Bilderreihe aus dem Leben der Legionen, das nun in einem weitlich anderem Lichte der Nachwelt übermittelt wird, als man es bis nun gesehen hat. Nach sehr interessanten Betrachtungen über den Pan-Slawismus und Sozialismus als zwei besonders verhängnisvolle Triebkräfte im Weltkriege, erfahren wir zunächst die Entstehung der Legionen: 1914 gab es ein Tschechenbataillon mit 800 Mann aus in Rußland wohnhaften Tschechen gebildet; der weitere Ausbau dieser Stammtruppe durch Einstellung von Ueberläufern wurde von der kaiserlich russischen Armee mißbilligt („... verhielt sich das russische aktive Heer gegen den tschechischen Truppenteil ausgesprochen ablehnend.“); 1916 erfolgte der Ausbau auf ein Regiment Jäger, später auf eine Brigade; 1917 finden wir bereits ein ganzes Armeekorps mit 3 Divisionen, rund 50.000 Mann.

Diese kleine Armee hat nun nicht, wie bisher angenommen, an den Kämpfen gegen die Bolschewiken mit den Waffen in der Hand Anteil genommen, sondern, wie Sazarow berichtet, den Kampf stets gemieden: „Die Berichte der Tschechen über die militärischen Heldentaten ihrer Landsleute sind Produkte lebhaftester Phantasie.“ — „Die Tschechen verteidigen die Positionen, ohne die Attacken der Roten erst abzuwarten.“ — „Diebstahl und Fahnenflucht waren sanktioniert.“ — „Dann kam der fluchtartige, kampflöse Rückzug der Tschechen aus dem Wolgagelände.“ Sazarow geht aber über diese Vorwürfe noch weit hinaus und behauptet, daß

die Tschechen auch riesige Beute gemacht hätten: „Die Tschechen machten außer vielen Lokomotiven über 20.000 Waggons sich zu eigen. Es entfiel auf je zwei Tschechen ein Waggon... zur Beförderung der Beute.“ Weiter haben sie zahlreiche Greuelthaten vollführt, indem sie zum Beispiel Sanitäts- und Flüchtlingzüge ihrer Lokomotiven beraubten und dadurch die Insassen dem sicheren, furchtbarsten Tode preisgaben. „Verflucht seien die Tschechen für diese Tat am russischen Volke.“ (Einzelne Greuelthaten werden noch besonders angeführt.) Die Aufträge Sazarows erreichen ihren Höhepunkt aber erst in der Feststellung, daß die Tschechen durch absichtliche Vermeidung des Kampfes, später durch direkten Verrat des russischen Reichsverweisers, des Admirals Kolttschal, den sie den Bolschewiken auslieferen, und der dann eines heldenhaften Todes starb, dem Bolschewismus zur Macht in Rußland verholfen hätten: „Wäre Kolttschal nicht mitsamt seiner Armee ein Opfer des tschechischen Verrates geworden, die Geschichte Rußlands hätte eine ganz andere Wendung genommen.“

Ueber die Führer der Tschechen in Sibirien erfahren wir nicht viel Neues. Die Rolle des Generals Gajda, der vom Sanitätsunteroffizier bis zum russischen General und Armeeführer aufsteigen verstand und überall sehr in Gunst stand, ist in Europa schon seit seinem Prozeß bekannt. Für General Sirovy hat Sazarow nicht viel Lobendes übrig. Dagegen rühmt er die Haltung des Obersten Schwez, der sich aus Gram über das Verhalten der Tschechen erschoss, und die Rolle des Generals Stefanik, der ebenfalls alles aufbot, um die Ehre seines Volkes zu retten. Gajda wurde noch von Kolttschal selbst degradiert und aus der Mitte der weißen Armee gestrichen.

Zusammenfassend schreibt General Sazarow, der heute als Emigrant in Deutschland lebt: „Ich stand als Armeeführer und zugleich als einer der nächsten Mitarbeiter des Admirals Kolttschal im Mittelpunkte der größten Tragödie des russischen Volkes, und habe die verwerfliche Rolle miterlebt, welche die Tschechen damals in Sibirien spielten. Sie haben die russische weiße Armee und ihre Führer verraten, haben sich mit den Bolschewiken verbündet, sind wie eine feige Horde nach Osten gestochen, haben an der wehrlosen Bevölkerung Gewalt und Mord verübt, haben privates und staatliches Eigentum im Werte von vielen Hunderten Millionen Goldrubel geraubt und es aus Sibirien mit nach Hause geschleppt. Es gibt nur eine Wahrheit, und früher oder später wird diese Wahrheit siegen.“

Schon aus diesen wenigen Andeutungen über den Inhalt der russischen Anlagenschrift kann erkannt werden, daß es sich hier um ein Buch handelt, das bestimmt ist, der Anfang einer langen Reihe von Auseinandersetzungen zu werden. Niemand hat Ursache, an der Wahrheitsliebe des russischen Generals zu zweifeln, niemand kann aber auch erwarten, daß nicht der Versuch einer Widerlegung derart ungeheurer Beschuldigungen gemacht werden wird. Wir setzen somit vor der Aufhellung eines der spannendsten Kapitel des ausfliegenden Weltkrieges.

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG:

1930

Das nicht in Lember stand

Erzherzog Peter Ferdinand bringt Auffenberg um den Sieg.
— Lemberg kann nicht gehalten werden. — Deutsche Truppen
sollen helfen.

Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

Wäre der Erfolg der 4. Armee ein Sieg gewesen wie es der bei Tannenberg war, dann wäre vielleicht alles anders gekommen. Aussenberg wenigstens behauptet, daß er die ihm gegenüberstehende russische Armee gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht ein Erzherzog auf eigene Faust operiert hätte.

Aussenberg ist es gelungen, die russische Armee, die bereits geschlagen und im Rückzug war, fast völlig einzukreisen. Den Ring soll das II. Korps unter dem Kommando des Erzherzogs Peter Ferdinand schließen. Aussenberg legt sich auf eine Stunde nieder.

Als er ins Bureau des Generalstabs zurückkommt, blicken ihm lauter entsetzte Gesichter entgegen.

Es war eine Meldung gekommen, daß das II. Korps unter Führung Erzherzog Peter Ferdinands entgegen den klaren Anordnungen von der anbefohlenen Marschrouten abgewichen und statt den Russen in den Rücken zu fallen, in die entgegengesetzte Richtung marschiert war, so daß die geschlagene russische Armee der sicheren Umklammerung entrinnen konnte.

Aussenberg sagt darüber in seinem Tagebuch:

„Fürchterliche Enttäuschung! Ohnmächtige Wutansbrüche! Die schönste Frucht des Sieges verloren! Ein strategisches Umding! Ich finde keine Worte! Unfassbar! Weshalb ist Peter Ferdinand von der anbefohlenen Marschrouten abgewichen? Sofort anordnen, die ursprüngliche Marschrouten wieder aufzunehmen! Aber wird er diesen neuen Befehl durchführen können, nachdem die Truppen schon sechs Tage gekämpft haben und völlig erschöpft sind?“

„Wir sind hier nicht bei Manövern!“

Aussenberg kann sich nicht zurückhalten. Bei der ersten Besprechung nach diesem Vorfall lobt er die einzelnen Kommandanten in auffällender Weise und nimmt sich als letzten Erzherzog Peter Ferdinand mit folgenden Worten vor:

„Wir sind nicht bei Manövern, sondern im Krieg, der von uns unter allen Umständen völlige Selbstverleugnung verlangt. Kaiserliche Hoheit, ich bedauere, Sie hätten Gelegenheit gehabt, dem Vaterland einen großen Dienst zu erweisen und sich den Maria-Theresien-Orden zu erkämpfen. Sie haben die Gelegenheit veräußert. Mit Ihrem Rückzug haben Sie meine Armee um ihre schönsten Erfolge gebracht!“

Erzherzog Peter Ferdinand war auf diese Gardinenpredigt anscheinend schon vorbereitet, denn er nahm die Generalstabskarte hervor, rief den Generalstabs-offizier seines Korps zu sich und versuchte zu begründen, warum er von der befohlenen Marschrouten habe abweichen müssen.

„Dafür gibt's keine Entschuldigung!“ fährt ihn Aussenberg an. „Ich glaube, Ihr Verhalten wird noch weitere Folgen haben!“

Damit ließ Aussenberg den Erzherzog stehen.

Die Folgen trafen auch wirklich ein. Allerdings waren sie nicht für den Erzherzog tragisch, sondern für Aussenberg, der weggejagt, eingesperrt, angeklagt und später mit Ach und Krach rehabilitiert wurde.

„Man muß ein braves Subi sein!“

Eine ältere Dame — schreibt Aussenberg später —, die Mutter eines sehr hohen militärischen Funktionärs, die in viele Dinge Einblick hatte und alles mit ihrem gesunden, einfachen Matronenverstand beurteilte, sagte später einmal über diese Affäre:

„Ja, ja, der Aussenberg hätte ein braves Subi sein müssen. Einem Erzherzog gegenüber muß man es immer sein, auch wenn der Erzherzog tausendmal Unrecht hat. Mein Sohn sagt's wenigstens immer!“

(Sollte es sich da nicht um die damals neunzigjährige Mutter Conrads von Höhendorf gehandelt haben?)

Auch Höhendorf verzeichnet diesen Zwischenfall am 2. September wie folgt:

„Die Gruppe Erzherzog Peter war schon am 31. August, nachdem sie unter feindlichem Artilleriefeuer stark gelitten hatte, auf die Nachricht vom Vordringen von drei bis vier feindlichen Bataillonen über Zukow, also gegen den Rücken dieser Gruppe, bis auf die Höhen östlich Jamosa zurückgegangen.

Sie hatte dadurch die Anordnung des 4. A. R. vereitelt, die auf völlige Einschließung des Feindes und darauf abzielte, dem Feinde eine volle Katastrophe zu bereiten. Eine solche wäre auch der operativen Gesamtlage sehr zustatten gekommen.“

Aber auch sonst gab es unangenehme Nachrichten. Am 1. September hatte das II. Korps trotz dreimaligen ausdrücklichen Befehles, noch am 1. September bis an die Huczwa vorzudringen, am diesem Tage erst mit dem Gros die Linie Verecki und Matanowka, mit einer Division Czesniki erreicht, wiewohl der Korpskommandant gemeldet hatte, daß vor der Front nur Kosakenpatrouillen konstatiert seien. Auch mit dem Verhalten der 9. A. R. schien das A. R. nicht zufrieden gewesen zu sein.

Die 4. Armee, die siegreich gekämpft hat, soll nun in Eilmärschen nach dem Süden zurückgehen, um der bedrängten 3. Armee zu helfen. Vielleicht kann sich Brudermann in Lemberg so lange halten, bis die 4. Armee zum Entsatz eingetroffen ist. Aber Brudermann selbst zerstört diese Hoffnungen.

Am Vormittag des 2. September war der Generalstabschef der 3. Armee General von Boog, schreibt Höhendorf in seinen Memoiren, „der mit dieser Stelle nach den Mißerfolgen der 3. Armee östlich Lemberg betraut worden war, persönlich nach Przemyśl gekommen,

um die Notwendigkeit zu vertreten, die 3. Armee an die Wereszha zurückzuführen, da sie sich bei Lemberg nicht halten könne und der Reetablierung bedürfe.

Ich äußerte, daß wir in der denkbar schwierigsten Lage seien und nur durch außergewöhnliche Mittel etwas erreichen könnten; die Situation wäre sehr kritisch und doch erübrige nur,

die 4. Armee gegen Lemberg einzusetzen, das sich halten müsse.

General von Boog gab dann einige Details.

So über die 23. (Honved) Infanteriedivision, die nachts in Folge einer Panik ohne feindliche Einwirkung zurückgegangen war. Von der 20. (Honved) Infanteriedivision wurden Offiziere in Strzyg gefangen, die nach dem Überfall bei Rohatyn bis dorthin zurückgegangen waren.“

Aber auch Brudermann selbst erklärt in einem Schreiben, das er dem General mitgegeben hat und das dieser Höhendorf überreicht, daß Lemberg militärisch nicht zu halten sei und er beschwört den Stabschef, die politischen Bedenken nicht über die militärischen zu stellen.

Nr.:

TAG:

Der Brief lautet:

„3. Armeekommando, Op.-Nr. 367.

An das Armeoberkommando Przemyśl.

2. September 1914.

Der Gedanke Lemberg zu halten, war auf die Voraussetzung basiert, am Nordflügel der Stellung um Lemberg eine Gefechtskraft von nahezu 30 Bataillon zu wissen und derart gegen eine feindliche Umgehung durch die Janower Waldzone ausgiebigst gesichert zu sein.

Eine heute nacht durch die 97. Landsturmgrade innerhalb der 23. Landsturminfanteriedivision ausgebrochene Panik läßt nun diese Prämisse hinfällig werden. Diese Gefechtskraft, auf welche bei dem Entschlusse, Lemberg zu halten, sicher gerechnet wurde, flutet eben auf Lemberg zurück,

obwohl sie gestern noch bis späten Abend bei Skultow er-

folgreich gekämpft hatte. Siedurch ist dem Feinde ein Vor-
gehen über Janow-Poworow erleichtert.

Über ganz intakte Truppen verfügt nun die Armee gegenwärtig überhaupt nicht mehr; es darf nicht übersehen werden, daß auch die dormalen noch als ziemlich vollwertig ins Kalkül gezogenen Armeekorper (30., 6., 28. Infanteriedivision, 44. Landsturminfanteriedivision) immerhin auch stark mitgenommen wurden und gegenwärtig auch nicht mehr die ursprüngliche Widerstandskraft besitzen. Dies zur Charakteristik der momentanen moralischen und materiellen Verfassung der Armee; hervorgerufen ist letztere einerseits durch die systematische Arbeit der Russophilen, andererseits durch die Organisation, welche den Landsturm in die erste Linie neben die Feldtruppen berief und so die Leistungsfähigkeit der letzteren auch noch beträchtlich herabsetzt.

.... Eine entscheidende Degagierung durch die Truppen der siegreichen 4. Armee kann günstigstenfalls vor zirka sechs Tagen nicht erreicht werden.

Eine sechstägige Widerstandsfähigkeit kann ich aber mit bestem Gewissen der dormalen um Lemberg gruppierten Armee dortselbst nicht zusprechen; vielleicht hinter der Wereszhealinie eine solche von zwei bis drei Tagen, wenn die Truppe dahin in Ruhe, ohne erneute Erschütterung gebracht werden kann.

Wenn nun Lemberg unbedingt bis zum Äußersten gehalten werden sollte, so wäre nicht mehr darauf zu rechnen, für weiterhin sie ins Kalkül zu ziehen; es erscheint mir aber im Hinblick auf die große Lage doch nicht zu unterschätzen, in weiterer Folge nach Retablierung der Armee mit derselben auch noch als nahezu vollwertigen Faktor rechnen zu können.

Dies erscheint mir aber nur dann möglich, wenn man die Armee nicht momentan um Lemberg weiterer Erschütterung und vielleicht unabsehbare Konsequenzen aussetzt, sondern die militärische Lage vor Lemberg vor das politische Schlagwort „Lemberg“ stellt.

In diesem Falle führt die kühle Überlegung der ganzen Sachlage zu der Einsicht, daß es nicht unvorteilhaft wäre, die Armee noch vor dem Beginne entscheidender Kämpfe um Lemberg vorerst hinter die Wereszhealinie (mit starken Kräften am nördlichen Flügel) zu führen, dort ihre Widerstandskraft erneut zu stärken, um dann bei der Hauptentscheidung wieder mit ihr als entsprechendem Faktor rechnen zu können.

Brudermann mp., G. d. R.“

Brudermann hat sich mit diesem Brief sein Todesurteil geschrieben. Seinem Antrag jedoch muß Höhendorf stattgeben, um so mehr, als auch „General von Boog die 3. Armee als nicht schlagbereit bezeichnete. Er hoffte, daß die Russen nicht angreifen würden und beantragte, die Armee noch in der Nacht zum 3. September an die Wereszheca zurückzuführen.“

Mit einem hörbaren resignierten Seufzer bezeichnet Höhendorf:

„Unter diesen Umständen erübrigte nun nichts als der schwere Entschluß, Lemberg zu räumen und die 3. Armee zurückzunehmen.“

DER MORGEN (Wien)

Nr.:

TAG: 13. 10. 1930

Das nicht in "Lederstand"

Räumungsbefehl für Lemberg. — Am 3. September bittet
Wilhelm um Waffenhilfe. — Sturz Brudermanns. besetzen die
Russen Lemberg. — Erzherzog Friedrich
Nach Artikelserien des Dr. Hugo Csergö (Budapest), bearbeitet von Rafael Hualla.

Der Entschluß, Lemberg zu räumen, bezeichnet Höhendorf, wurde um 10 Uhr 45 vormittags gefaßt und General Boog der nachstehende Befehl übergeben:

„Armeekommando, Op.-Nr. 1474.

3. Armeekommando.

Przemysl, am 2. Sept. 1914.

Angeichts der geänderten Lage am Nordflügel der 3. Armee ist die 3. Armee hinter die Wereszycalinie zurückzuführen, sofern es mit Rücksicht auf das Vorgehen des Feindes zulässig erscheint.“

An Aussenberg aber richtet Erzherzog Friedrich die bewegliche Witte, mit der 4. Armee möglichst rasch der 3. Armee zu Hilfe zu eilen und Lemberg zu entsetzen. Symptomatisch für die Stimmung ist ein Befehl, der an das 4. Armeekommando gerichtet war und folgenden Wortlaut hatte:

„Die 4. Armee hat durch ihre glänzende Waffentat sich das Anrecht auf die höchste Anerkennung und den Dank des Vaterlandes erworben. Aber es harret ihrer noch eine zweite große Aufgabe, denn sie ist berufen, das Schicksal des Feldzuges dadurch zu entscheiden, daß sie sich nunmehr gegen Süden wendet, um der im Kampf stehenden 3. Armee rechtzeitig Unterstützung zu bringen. Diese entscheidende Operation wird an alle noch hohe Anforderungen stellen, aber ich bin gewiß, daß die tapfere 4. Armee diesen Anforderungen nachkommen wird, in dem Gedanken, daß sie ihren bedrängten Kameraden Hilfe bringt und den Sieg endgültig an unsere Fahnen fesselt.“

Dieser Befehl ist allen Offizieren, Unteroffizieren und der Mannschaft zu verlautbaren, und zwar in ihrer Muttersprache. Erzherzog Friedrich.“

Höhendorf klammert sich aber auch an dem Gedanken fest, daß das von ihm wiederholt urgierte Eingreifen der Deutschen in die Lage bei Lemberg retten könne, aber ein Chiffretelegramm des österreichischen Delegierten beim Oberkommando Ost, Hauptmann Fleischmann, schwächt diese Hoffnung.

In diesem Telegramm heißt es:

„... Es hat somit wieder scheinbar — auch durch ein mißverständenes Kaisertelegramm nach dem Sieg in Ostpreußen hervorgezufen — die Ansicht Platz gegriffen, zunächst die Zielungsprovinz Ostpreußen ganzlich vom Feind säubern zu müssen.“

... Da ich keine weiteren Mittel sehe, um die eben beschlossene dauernde Ablenkung des Ostheeres vom Schauplatz der großen Entscheidungen abzuhalten, glaube ich einen diesbezüglichen Schritt Euer Excellenz beim großen Hauptquartier als unabweislich erkennen zu müssen.

Daß nach dem großen Siege in Ostpreußen auch im großen Hauptquartier geänderte Auffassungen Platz gegriffen haben, beweist die einstweilige Rückbehaltung eines der für den östlichen Kriegsschauplatz leztihin versprochenen drei neuen Korps.“

Aber Höhendorf läßt nicht locker. Er schickt nun Erzherzog Friedrich ins Treffen, der folgendes bewegliche Telegramm an den deutschen Kaiser richtet:

„Seiner Majestät, dem Deutschen Kaiser.

Großes Hauptquartier Luxemburg.

Chiffriert.

2. September 1914. Geheim Nr. 130.

In treuer Erfüllung unserer Bundespflichten haben wir unter Preisgebung Ostgaliziens, somit nur von operativen Rücksichten geleitet, die Offensive in der vereinbarten Richtung zwischen Bug und Weichsel ergriffen

und damit die überwiegende Macht Rußlands auf uns gezogen, mit der unsere Armeen verlustreich aber hartnäckig um den Erfolg ringen, der ihnen in den blutigen Schlachten von Krausnik, Zamojsch und Komarow auch hier zuteil wurde, allerdings auf Kosten der östlichen Armeegruppen, welche deshalb nur schwächer sein konnten und von überlegenem Feind bedrängt wurden. Wir haben es schwer empfunden, daß deutscherseits die vereinbarte Offensive über den unteren Narew, Richtung Siedlee, unterlieben ist. Soll das große gemeinsame Ziel der Niederbringung Rußlands erreicht werden, so erachte ich eine ener-

gische, mit starken Kräften geführte deutsche Offensive in der Richtung auf Siedlee für ausschlaggebend, aber auch dringend.

Abgesehen davon, erscheint mir nach den glänzenden und entscheidenden deutschen Erfolgen in Frankreich auch der Moment gekommen, in welchem die unter dieser Voraussetzung zugesagte machtvolle direkte Unterstützung der österreichisch-ungarischen Operationen durch deutsche Truppen einzutreten vermöchte.

Ich bitte in diesem auf die große Sache gerichteten Sinne je eher, je besser zu entscheiden!“

Tisza spricht dem Kaiser Mut zu.

Inzwischen hatten die Ereignisse durch die Eilpost der Gerüchtemacher Wien und Budapest bereits erreicht. Man wußte dort, daß Lemberg verloren sei, und selbst in allerhöchsten Kreisen wurde man kopfhängerisch.

Interessant ist es daher, daß Tisza durch ein Telegramm an Volfras dem Kaiser Mut einflößen will.

Das Telegramm lautet:

„Chiffre-Telegramm:

aufgegeben in Budapest, den 2. September 1914, angekommen den 2. September 1914, 6 Uhr 35 abends, in Wien.

Von Ministerpräsidenten Graf Tisza an General Volfras.

Vertraulich im Besitze der letzten nicht günstigen Nachrichten bitte ich Seiner Majestät zu melden, daß ich gar keinen Grund zum Kleinmut sehe.

Unsere siegreichen Truppen im Norden müssen die Gesamtlage aufrechterhalten, bis eigene und deutsche Hilfstruppen die günstige Entscheidung bringen. Dieselbe taun bei mannhafter militärischer und politischer Führung nicht ausbleiben. Wir können stolz sein auf unsere Armee und dürfen nicht verzagen.

Tisza m. p.

Dechiffre, 2. September, 6 Uhr 45 abends.“

Und Höhendorf, der sonst mit Tiszas Verhalten nicht einverstanden ist, bemerkt beifällig:

„Es war in dieser schwierigen Zeit eine erfreuliche Stellungnahme des ungarischen Ministerpräsidenten.“

Die Räumung Lembergs.

Inzwischen vollzieht sich das Schicksal Lembergs. Die Russen drängen nach und es ist klar, daß sich die 3. Armee nicht so lange halten kann, bis der Entschluß herbeieilt.

Im Tagesbericht vom 2. September heißt es:

„Gegen 3. Armee setzte Gegner noch am 1. September nachmittags überlegenen Angriff an, der heute fortgeführt wird. Da dringend nötige Reetablierung der 3. Armee bei und südlich Lemberg unmöglich, geht diese heute, 2. September, abschnittweise an die Wereszycalinie zurück, an ihrem Südflügel Teile der noch nicht versammelten 2. Armee im Raum um Komarne, Gros der 2. Armee wird bei Sambor versammelt, wohin auch das IV. Korps bis 7. September gelangt.“

Heranziehung der 4. Armee nach Loslösung aus dem Raume Komarow-Tyszowce in südlicher Richtung zur Degagierung der 3. Armee beabsichtigt.

Armeekommando.“

Der 3. September 1914 ist der Tag der Räumung Lembergs. Mittags fragte der Generalstabschef von Lemberg, Oberst Graf Szeptycki, mit Rücksicht auf die Räumung Lembergs an, was mit dem festen Platz zu geschehen habe. Er meldete, daß ein vorzeitiges Räumen der Werke böse Folgen haben könnte. Der Chef der Operationsabteilung forderte den Oberst Grafen Szeptycki auf, sogleich Befehle beim 3. Armeekommando einzuholen.

Um 7 Uhr abends wurde beim 3. Armeekommando auch durch das Armeekommando angefragt, welche Befehle das Festungskommando erhalten hätte, worauf die Antwort einlangte, daß Lemberg zu räumen sei. Die Befehle habe sich dem Rückzug des XI. Korps an die We-

Nr.:

TAG:

reszica anzuschließen. Am Abend traf Oberst Graf Szepietki beim Armeoberkommando ein; er meldete, den Befehl zur Räumung Lembergs um 2 Uhr nachmittags erhalten zu haben. Am Abend dieses Tages wurde Lemberg noch nicht angegriffen.

Im Tagesbericht über den 3. September an den Kaiser steht der schwerwiegende Satz: „3. Armee hat, vom Feind bisher nicht verfolgt, Wereszica-Linie erreicht, reetabliert und gruppiert sich dort für den neuerlichen Kampf. Geräumtes Lemberg wurde 3. September nachmittags von den Russen anscheinend beschossen, dann besetzt.“

Bruderman wird gegangen.

Lemberg gefallen! Ein Siegesjubiläum geht durch die feindliche Presse. Für die Mittelmächte ein schwerer politischer Schlag. Die Haltung Italiens wird sofort aggressiver und an ein Eingreifen Rumäniens auf Seiten der Zentralstaaten ist nicht mehr zu denken. Der Fall Lembergs hat auch zur Folge, daß eine diplomatische Mission des Erzherzogs Karl, auf die sich nachfolgender Despeschenwechsel bezieht, einfach abgeblasen wird:

„Hof-Telegramm Nr. 734, ausgegeben in Ref. Tel. Betriebs. Abt. 101 den 31. August, um 5 Uhr 25 nachmittags, ungeliefert in Wien, Hofburg, den 31. August 1914, um 5 Uhr 45 nachmittags.“

Ich bitte Euer Majestät zu gestatten, daß ich Erzherzog Karl Franz Josef in einer dringenden Mission nach Schönbrunn entsende.

Erzherzog Friedrich m. p.“

Die Antwort:

„Erzherzog Friedrich. Wien, am 31. August 1914. Hofrats m. p. Ref. Nr. 25/M.R.S.M., exp. am 31. August 1914, 7 Uhr abends.“

Seine Majestät haben Antrag Euer I. u. I. Hoheit A. h. genehmigt.“

Abgesehen von allem anderen war der österreichischen Heeresleitung das ungeklärte Verhalten Rumäniens schon deshalb unangenehm, weil die Russen den Serben auf dem Donauwege reichlich Munition zukommen ließen.

Sököndorf bemerkt daher:

„Unter Op. Nr. 1325 hatte ich daher an Graf Berchtold das Ansuchen gerichtet, bei der rumänischen Regierung dahin zu intervenieren, daß Rumänien russische Transporte auf der Donau nicht zulasse. Auch möge die deutsche Regierung ersucht werden, in gleichem Sinne an Rumänien heranzutreten.“

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 28.10.1930

Österreich-Ungarns Seekrieg

28.10.1914-1918. 1930

Herausgegeben auf Anregung des Marineverbandes vom Kriegsrarchiv (Marinearchiv). Verfaßt von Linienschiffsleutnant a. D. Hans Sotol; archivalische Arbeiten und Kartenentwürfe von Fregattenkapitän a. D. Theodor Braun, Hofrat i. R. Amalthea-Verlag, Wien.

Vor kurzem ist die 135 Seiten starke, zweite Lieferung des Werkes erschienen, das der österreichisch-ungarischen Seemacht ein letztes, hehres Denkmal setzen will, indem es die an ruhmvollen Episoden reiche Geschichte der Seemannsstaten im Weltkriege schildert.

„Die zwar kleine, aber wie aus einem Guß geschmiedete österreichisch-ungarische Kriegsmarine hat einen ehrlichen Anteil daran, daß das alte Kaiserreich in vierjährigem Ringen einer Welt von Feinden trocken konnte. In unablässiger Wachsamkeit schützte sie die heimische Küste. Vielfache Übermacht drohte jeder ihrer Unternehmungen; dennoch vermochte es der so weit Überlegene Gegner nicht, durch Bezwingung der rot-weiß-roten Flagge die Herrschaft in der Adria zu erringen und sich der Küste zu bemächtigen. Ein glühender Wunsch blieb der L. u. L. Flotte unerfüllt, sich in offener Seeschlacht mit dem Gegner zu messen. Nur einmal

konnte sie in ihrer Gänge gegen des Feindes Küste wirken, ohne jedoch einen ebenbürtigen Gegner anzutreffen.“ Diesen Angriff auf die ostitalienische Küste am 24. Mai 1918 schildert das siebente Kapitel des Werkes, während im vorhergehenden die italienische Kriegsmarine und die strategischen Bindungen Italiens der Betrachtung unterzogen werden. Als die italienischen Flottillen aus Venedig und Brindisi zur Ausflärung ausliefen, holte die L. u. L. Flotte zum großen Schlag gegen die italienische Ostküste aus. Ancona wurde beschossen, der Kanal von Corsini angegriffen, ebenso Rimini, Senegallia und die Potenzanrindung, während die Kreuzer und Torpedoboote an der süditalienischen Küste ihre Aktionen durchführten. Hierbei wurden in NB. zwei feindliche Fahrzeuge gesichtet, von denen eines, der italienische Torpedobootzerstörer „Aquilone“, nachdem er unter Feuer genommen worden war, sich flüchten konnte, während das zweite, die „Turbine“, von den L. u. L. Einheiten umstellt, nach verschiedenen mißlungenen Versuchen durchzubringen, die italienische Kriegsflagge streichen und die weiße Flagge hissen mußte.

Mit der Beschießung der ostitalienischen Häfen durch die Flotte stand der Luftangriff der Seeflugzeuge auf die Befestigungen von Venedig in innigem Zusammenhang. Als die Meldungen von diesen Ereignissen beim italienischen Flotten-

kommandanten, dem Herzog der Abruzzen, einlangten, befahl er die Auslaufbereitschaft aller großen in Tarent und Brindisi gelegenen Einheiten. Das Auslaufen der italienischen Flotte unterblieb jedoch, die Entscheidungsschlacht wurde nicht geschlagen.

Das achte Kapitel beschreibt den Flottillenkrieg in der Adria bis März 1916, und zwar die Flottillenunternehmungen in der Nordadria und den Seeminentkrieg, wobei der L. u. I. Flotte ein italienisches Torpedoboot und ein Unterseeboot zum Opfer fielen. Bei den Kämpfen in der südlichen Adria ist jener um Pelagosa hervorzuheben, die Insel mußte von den Italienern geräumt werden. Bei Ragusa vecchia wurde der italienische Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi“ vom österreichisch-ungarischen Unterseeboot U 4 torpediert und sank drei Minuten später.

Die Teilnahme der Flotte an der Balkanoffensive 1915—1916 bildet den Inhalt des neunten Kapitels. Im Seegefecht von Kap Rodoni—Kap Gargano am 29. Dezember 1915 geriet der Torpedobootzerstörer „Vita“ auf Minen und sank, nachdem die Besatzung ins Wasser gesprungen war. Auch der Zerstörer „Triglav“ hatte eine Mine berührt, so daß er ins Schlepptau genommen werden mußte. Beim Herannahen der feindlichen Einheiten, das ein weiteres Schleppen verhinderte, wurden

die vorbereiteten Sprengladungen des Zerstörers gezündet, nachdem Besatzung und Material auf den „Balaton“ überschifft worden war. Diesen Verlusten stehen auf Seite der Italiener jene eines Unterseebootes, eines Transportdampfers und zweier Segler gegenüber. Eine vorbildliche Leistung war die Befreiung der „Helgoland“ aus schier hoffnungsloser Umklammerung, die durch die Kühnheit und das Führergeschick ihres Kommandanten und hervorragende Maschinenleistung gelang. Ferner ist in diesem Kapitel die Teilnahme der L. u. I. Seestreitkräfte an der Bezwingung des Louca und die Aktionen gegen die albanische Küste beschrieben.

Die letzten zwei Kapitel behandeln ausführlich das Seeflugwesen von Mai 1915 bis Februar 1916 sowie das Unterseebootwesen in der gleichen Zeit. Unter namentlicher Anführung aller Personen, die bei diesen Aktionen mitwirkten, gibt das Buch eine tagebuchartige, eingehende Schilderung aller Operationen dieser Streitkräfte. Sie sind reich an ausgezeichneten Einzelleistungen und zeugen von der außerordentlichen Kühnheit und Opferfreudigkeit der Angehörigen dieser Waffe, von denen so mancher den Einsatz seiner Kräfte und seines Lebens für das Vaterland und den Ruhm der heimischen Flagge mit dem Tode bezahlte. Ihnen setzt das Werk ein bleibendes Denkmal.

Dr. A. M. M.

Die Räumung Galipolis 1915/16.

Zur 15jährigen Wiederverkehr des Jahrestages.

Vom deutschen Major a. D. Otto Welsch.

Im August 1915 hatte der dritte und letzte Landungsangriff der Alliierten bei Anaforta stattgefunden. Er war, rücksehend beurteilt, sowohl der militärische als der politische Höhepunkt der ganzen Dardanellenoperationen gewesen. General Hamilton machte damit noch einmal den Versuch, die Meerenge vom Lande aus zu öffnen und der türkischen V. Armee den Rückzug abzuschneiden. Wenn dies gelang, wäre die Verbindung der Westmächte mit Rußland hergestellt, und die Türkei von den Mittelmächten abgeschnitten gewesen. Das großzügig angelegte Unternehmen führte aber — ungeachtet mehrfacher schwerer Krisen auf Seiten des Verteidigers — anstatt zu einem Durchstoßen wieder nur zu einer Verlängerung der Front auf der Halbinsel, welche von Mitte August ab die aus der Stizze ersichtliche Linie einnahm.

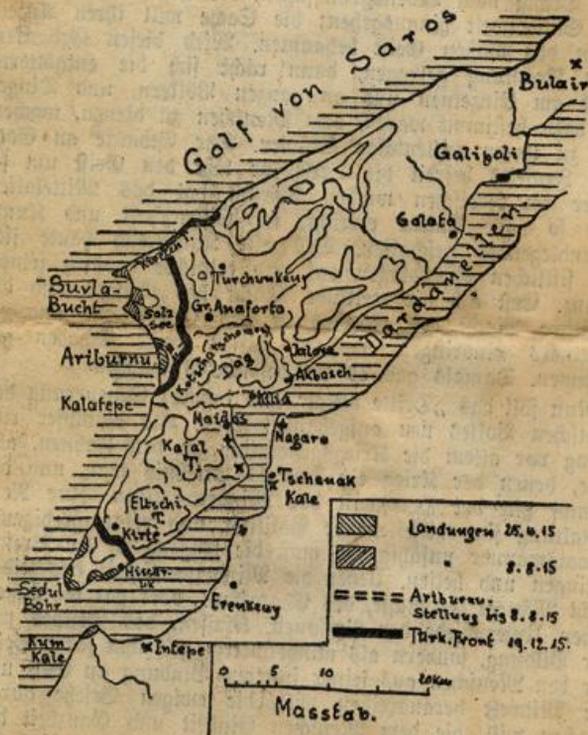
An der Südspitze der Halbinsel hatten die Alliierten in den ein halbes Jahr währenden Kämpfen nur ein Gebiet von 6 Kilometer in der Längsrichtung und 5 Kilometer Breite gewonnen. Das Dorf Kirte, das einem Trümmerhaufen gleich lag, noch 1200 Meter, die Höhe des Kirte Tepe, der schon am ersten Tage der Landung in dem englischen Angriffsbefehle als Gesichtsziel genannt worden war, noch 4 Kilometer hinter den türkischen Gräben. Diese wurden von 5 Divisionen in erster Linie gehalten, und standen unter dem Befehle des Generals Mehrib Pascha. Bei Arriburnu, gegenüber der Landungsstelle der „Anzac“, kommandierte Essad Pascha. Anschließend daran nach Norden zog sich die neugebildete Anafortastrafont unter Mustapha Kemal hin, deren linker Flügel auf dem Kotschabschemen Dag lag, während der rechte Flügel bis zu der Steilküste des Kirteisch Tepe reichte. Sie bestand aus 6 Divisionen; alle beherrschenden Höhen waren in türkischer Hand und mit türkischen Batterien gekrönt. Auch hier an diesen Fronten war der Angreifer mit den östlichsten Gräben nicht weiter als 5 Kilometer in das Land hinein gekommen. Zwischen der Nord- und der Südfront lag als Verbindungsmitglied eine Zwischengruppe auf dem Kajal Tepe, welche zugleich als unmittelbare Sicherung für die Niederung von Maidos diente. Am Golf von Saros endlich hielt von der Golf mit der 1. Armee Wacht und deckte der Armee Liman den Rücken.

Die Galipolifront blieb bis zum Abzuge der Engländer unverändert, wie beschrieben. Sie wäre taktisch auch wohl geeignet gewesen, die Engländer, deren Stellungen zu einem großen Teile von den türkischen überhöht wurden, schon viel früher zu vertreiben, wenn die Artillerie des Verteidigers, namentlich die schwere, zahlreicher und moderner, und wenn die Munition nicht so knapp gewesen wäre.

Ein Umschwung der Verhältnisse trat erst ein, als sich am 23. September 1915 Bulgarien auf die Seite der Mittelmächte stellte und sich bald darauf durch den Beginn des siegreichen Feldzuges in Serbien für die V. Armee die Hoffnung auf eine direkte Verbindung der Türkei mit Deutschland eröffnete. Schon im November traf, als der Weg durch Serbien frei war, der erste Munitionstransport aus Deutschland an den Dardanellen ein. Es folgte bald eine österreichische Mörser- und eine ebensolche Haubitzenbatterie, von denen die eine an der Anaforta, die andere an der Südfront eingebaut wurde. Es waren dies die beiden einzigen nicht-türkischen Volltruppen, die überhaupt auf Galipoli eingesetzt wurden. Die Gesamtzahl aller dort verwendeten deutschen und österreichisch-ungarischen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften betrug annähernd 500. Weitere Materialtransporte standen in Aussicht.

Gleichzeitig mit dieser materiellen Verbesserung der taktischen Lage wurde im Hauptquartiere des Generals von Liman-Sanders auch mit der Vorbereitung eines großen allgemeinen Angriffes an der Galipolifront begonnen. Der Plan ging dahin, die feindlichen Stellungen zu beiden Seiten der Trennungslinie von Arriburnu und Anaforta zu durchstoßen und damit auch die äußeren Flügel dieser beiden Fronten zum Rückzuge zu zwingen. Aber Lord Kitchener hatte mittlerweile ein Machtwort gesprochen, und machte dem General Liman dadurch die Ausführung seines Planes unmöglich.

Nachdem die Landung bei Anaforta die schon mehrmals versuchte Ueberflügelung der türkischen Linien wieder nicht erreicht hatte, bestand für Sir Jon Hamilton keine be-



gründete Hoffnung mehr, den Weg nach Konstantinopel noch erzwingen zu können. Die geringen Erfolge, die in neun Monaten errungen waren, hatten unverhältnismäßig viel Blut und Opfer gekostet. Die englische Presse war bitter enttäuscht, das Volk in England stark beunruhigt, die alliierten Truppen durch Klima, Seuchen und die Einfälle des Kampfes erschöpft und abgenutzt. Den natürlichen Folgen der Siege des Generalfeldmarschalls von Madersten in bezug auf den Dardanellenfeldzug, konnte sich das englische Oberkommando ebensowenig verschließen. Es hatte zudem durch Gefangene genaue Kenntnis von der Ankunft moderner Geschütze und von den an der Galipolifront noch zu erwartenden Verstärkungen aus Deutschland. Aus all dem ergab sich vom englischen Standpunkt aus die Erkenntnis, daß der letzte Augenblick gekommen sei, wo ein Abzug noch ohne katastrophale Verluste möglich war, und Kitchener, der im November alle Fronten der Halbinsel besucht hatte, fand zuletzt das erlösende Wort, das zu der Befreiung derselben führte.

Am 19. Dezember nachmittags war noch ein heftiger englischer Angriff bei Sedul Bachr abgewiesen worden. Nachts lag dichter Nebel über den Stellungen und der Küste. Das Feuer war, wie immer an allen Fronten, bis Mitternacht gleich lebendig. Um 2 Uhr früh des 20. wurde eine Sprengung an der Arburnusfront gemeldet. Patrouillen der gegenüberliegenden türkischen Abteilung, welche daraufhin vorrückten, stießen auf keinen Widerstand, und fanden die englischen Gräben leer. Bis die Meldung zurückging, die Befehle wieder vorkamen, vergingen wertvolle Stunden. Der Nebel hinderte die Orientierung und Beobachtung, das Streifenfeuer der Schiffe, explodierende Tretminen und das durchschnitene Gelände verzögerten den Abstieg der Türken an die Küste. Als die vordersten Truppen dort ankamen, waren die Engländer schon auf hoher See. Ähnlich vollzog sich auch der Abzug an der Anafortafront. Der Feind hatte einen solchen Vorsprung, daß es zu keinem Kampfe mehr kam. Man darf darüber nicht allzu verwundert sein, und keinen Vergleich mit einem Rückzuge auf einem anderen Kriegstheater ziehen. Es muß berücksichtigt werden, daß die Engländer nur 1 bis 4 Kilometer von ihrer Stellung zu den Schiffen zurückzulegen hatten, und daß das ununterbrochene Feuer ihrer Schiffsartillerie einen Wechsel der Gesamtlage nicht rechtzeitig erkennen ließ.

Die Front bei Sedul Bachr war am 19. Dezember noch nicht geräumt worden. General Liman ordnete sofort entsprechende Umgruppierungen an, durch welche die besten Batterien, Spezial- und Stoßtruppen von Anaforta dorthin gebracht wurden, und bereitete einen Angriff vor. Aber in der Nacht von 8. auf 9. Jänner räumte der Feind unter ähnlichen Umständen wie bei Anaforta auch die Südfont. An einzelnen Stellen kam es hiebei noch zu einer Gefechtsföhlung; bei Anbruch des Tages konnte auch ein beladener Transporter an der Westküste von der türkischen Landartillerie versenkt werden, aber im großen und ganzen war trotz aller Aufmerksamkeit auch hier der Abzug der Engländer vollkommen geglückt.

Die Kriegsbeute war auf beiden Fronten eine außerordentlich große an Material, Lebensmitteln und Munition, welche der schlecht ausgerüsteten türkischen Armee von unschätzbarem Nutzen wurde. Auch einige Geschütze, wertvolle Zeltlager, einige kleinere Dampfer und eine große Anzahl von Booten, Kleinbahnmaterial usw. fiel in die Hand der V. Armee.

Die türkischen Truppen, von denen im Höhepunkt der Kämpfe 22 B. eingesetzt waren, haben ihre Heimat mit einer Zähigkeit und Tapferkeit verteidigt, welche über jedes Lob erhaben ist. Deutsche Energie und Organisation haben diese türkischen Charaktervorteile zusammengefaßt und zum Siege geführt.¹⁾ Der letzte Grund, warum die Engländer das Dardanellenunternehmen aufgegeben und dadurch einen empfindlichen Prestigeverlust eingestekt haben, war die Furcht vor der zu erwartenden Steigerung des Einsatzes an deutschem Material und deutschen Truppen. Die Räumung Gallipolis war ein militärischer Erfolg, auf den die deutsche Armee ebenso stolz sein darf wie die türkische.